This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

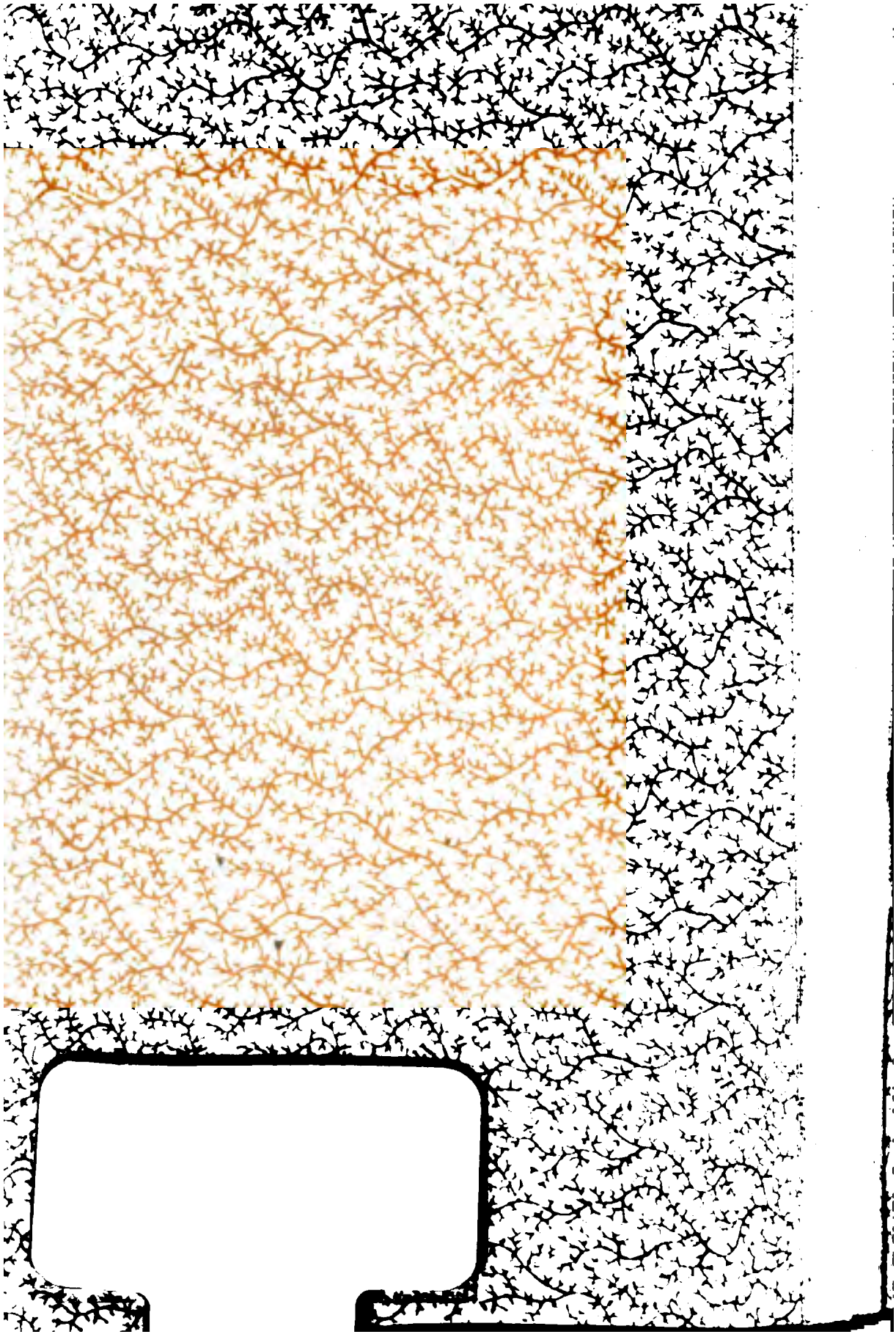
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

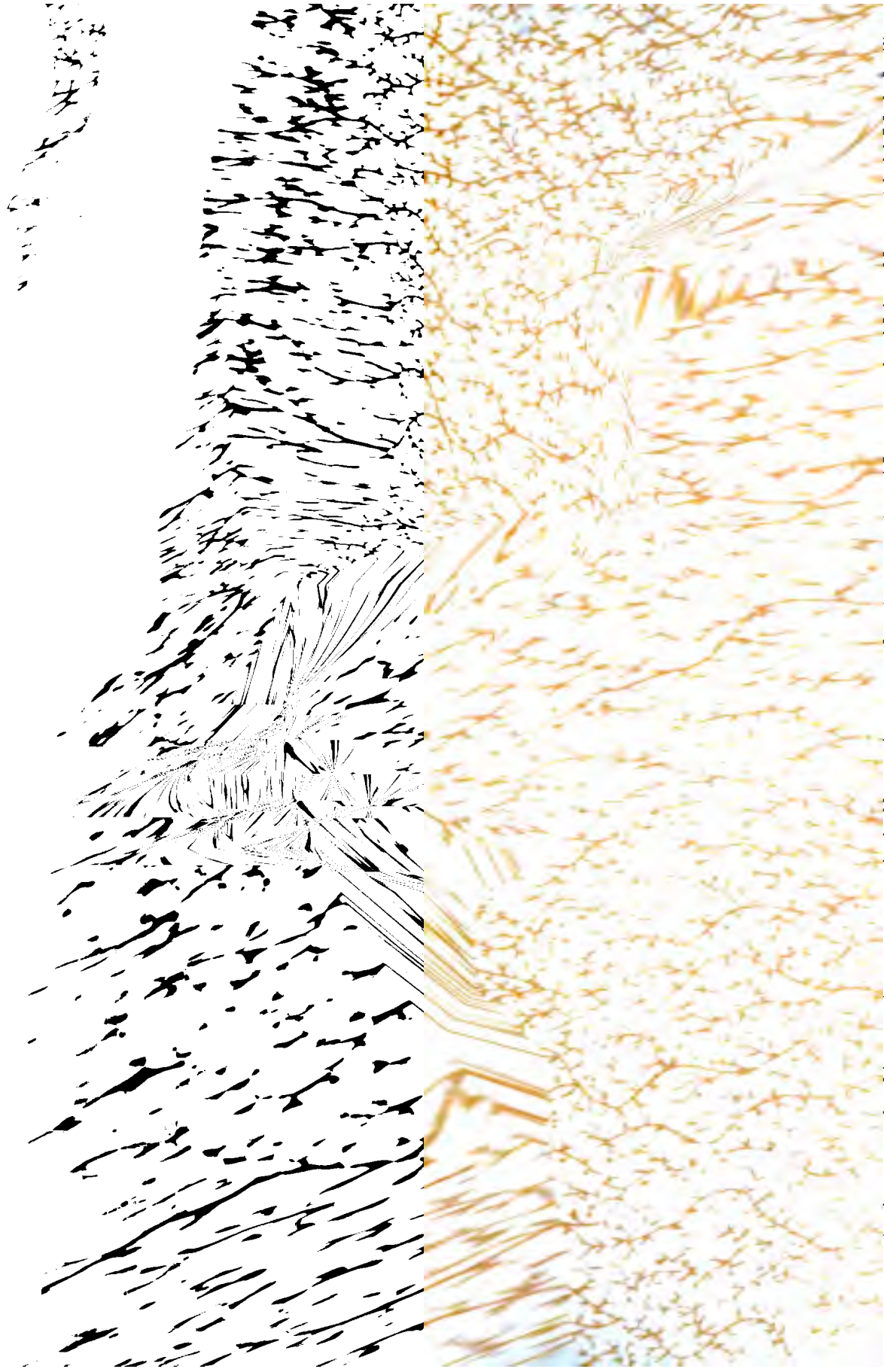
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 00046618 9





Alexander von Humboldt

TASCHENBUCH
der
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung
der Endeckungen des 18ten Jahrhunderts,
in Rücksicht der Länder, Menschen,
und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

von
E. A. W. Zimmermann

ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Sechster Jahrgang
für das Jahr
1807.

Mit 11. Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jün.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Dieser Jahrgang des Taschenbuchs der Reisen ist, wider mein Vermuthen, auf zwei Theile von Süd-Amerika beschränkt worden. Nur erst bei der Arbeit selbst lernte ich den Reichthum der darin vorkommenden Gegenstände genauer kennen. Sie schienen mir so bedeutend, daß ich sie dem Leser nicht vorenthalten könnte, ohne dem Titel und der Absicht des Buchs entgegen zu handeln. Peru, und die mit ihm innigst verbundenen großen Länder, Paraguay und Tucuman, haben in dem verflossenen Jahrhundert, besonders seit den Reisen der dorthin gesandten Weltmesser,

für uns gleichsam eine neue Gestalt angenommen. Ich habe die meisten, wenigstens die richtigsten Nachrichten darüber, so viel es mir möglich war, mit Aufmerksamkeit benutzt, auch selbst aus denen der Jesuiten das Bedeutendste, unpartheiisch herausgelesen. Denn wenn ich gleich ihrer Lehre nicht zugethan bin, so haben mir diese Männer dennoch große Verdienste um die Erd- und Menschenkunde. Mein Grundsatz bleibt stets: Das Wahre und Gute zu suchen und zu ehren, es mag sich finden, wo es nur irgend wolle.

Mehrere sehr schätzbare, bisher unbekannte Nachrichten über das Innere von Peru und über einige seiner Produkte, verdanke ich der Güte des Herrn von Humbold.

Dieser berühmte Reisende gehört unter die seltenern Menschen, wodurch abermals Deutschland sich vor dem übrigen kultivirten Europa auszeichnet. Großer Scharfsinn, seltner Allgemeinblick, umfassende, gründliche Kenntnisse, vereinigen sich in ihm mit den feinsten Gefüh-

len, mit einem glühenden, sich selbst aufopfernden Eifer für die Wissenschaften, mit der edelsten Anspruchlosigkeit und mit unbegränzter Liberalität.

Zuvorkommend hat er mir seine Reichthümer dargeboten; es ist Schuldigkeit, ihm dafür öffentlich meinen Dank und meine Verehrung zu bezeugen, und es schmerzt mich nicht wenig, daß nur allein jene übergroße Bescheidenheit mir die Data zu seiner Biographie vorenthalten hat. Ich hofte noch stets den neusten Theil der Connoissance des tems vor Beendigung des Taschenbuches zu erhalten; hierin finden sich nämlich einige Angaben von seinem Leben. Dann hätte ich es gewagt, sein wohlgetroffenes Bild, das den Titel ziert, mit einigen Zügen aus seiner Biographie zu begleiten. Möge er noch lange zur Ehre unseres Vaterlandes und zum Ruhm der Erd- und Menschenkunde seine großen Talente benutzen!

Eine Karte schien für diesen Jahrgang deswegen unnöthig, weil der nächstfolgende die

noch übrigen Theile von Süd-Amerika enthalten wird; eine Generalkarte von Süd-Amerika scheint dort mithin passender, und der Leser wird dabei gewinnen, da ich alsdann bereits Gelegenheit haben werde, die treflichen Karten des Hrn. v. Humbold zu benutzen.

Bei Beurtheilung dieses Jahrganges darf ich um desto eher auf die Billigkeit der Kenner Anspruch machen, da der gröſste Theil der Arbeit während einer anhaltenden Unpäſslichkeit geschrieben wurde.

Kalender

für das Jahr

1807.

Alexander von Humboldt

TASCHENBUCH
der
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung
der Endeckungen des 18ten Jahrhunderts,
in Rücksicht der Länder-, Menschen-, und Produktenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

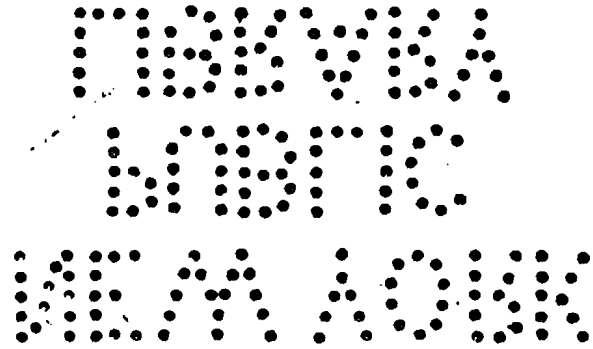
von
E. A. W. Zimmermann

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATIONS

Sechster Jahrgang
für das Jahr
1807.

Mit 11. Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Dieser Jahrgang des Taschenbuchs der Reisen ist, wider mein Vermuthen, auf zwei Theile von Süd-Amerika beschränkt worden. Nur erst bei der Arbeit selbst lernte ich den Reichthum der darin vorkommenden Gegenstände genauer kennen. Sie schienen mir so bedeutend, daß ich sie dem Leser nicht vorenthalten konnte, ohne dem Titel und der Absicht des Buchs entgegen zu handeln. Peru, und die mit ihm innigst verbundenen großen Länder, Paraguay und Tucuman, haben in dem verflossenen Jahrhundert, besonders seit den Reisen der dorthin gesandten Weltmesser,

für uns gleichsam eine neue Gestalt angenommen. Ich habe die meisten, wenigstens die richtigsten Nachrichten darüber, so viel es mir möglich war, mit Aufmerksamkeit benutzt, auch selbst aus denen der Jesuiten das Bedeutendste, unpartheiisch herausgelesen. Denn wenn ich gleich ihrer Lehre nicht zugethan bin, so haben mir diese Männer dennoch große Verdienste um die Erd- und Menschenkunde. Mein Grundsatz bleibt stets: Das Wahre und Gute zu suchen und zu ehren, es mag sich finden, wo es nur irgend wolle.

Mehrere sehr schätzbare, bisher unbekannte Nachrichten über das Innere von Peru und über einige seiner Produkte, verdanke ich der Güte des Herrn von Humbold.

Dieser berühmte Reisende gehört unter die seltenern Menschen, wodurch abermals Deutschland sich vor dem übrigen kultivirten Europa auszeichnet. Großer Scharfsinn, seltner Allgemeinblick, umfassende, gründliche Kenntnisse, vereinigen sich in ihm mit den feinsten Gefüh-

len, mit einem glühenden, sich selbst aufopfernden Eifer für die Wissenschaften, mit der edelsten Anspruchlosigkeit und mit unbegränzter Liberalität.

Zuvorkommend hat er mir seine Reichthümer dargeboten; es ist Schuldigkeit, ihm dafür öffentlich meinen Dank und meine Verehrung zu bezeugen, und es schmerzt mich nicht wenig, daß nur allein jene übergroße Bescheidenheit mir die Data zu seiner Biographie vorenthalten hat. Ich hoffte noch stets den neuesten Theil der Connoissance des tems vor Beendigung des Taschenbuches zu erhalten; hierin finden sich nämlich einige Angaben von seinem Leben. Dann hätte ich es gewagt, sein wohlgetroffenes Bild, das den Titel ziert, mit einigen Zügen aus seiner Biographie zu begleiten. Möge er noch lange zur Ehre unseres Vaterlandes und zum Ruhm der Erd- und Menschenkunde seine großen Talente benutzen!

Eine Karte schien für diesen Jahrgang deswegen unnöthig, weil der nächstfolgende die

noch übrigen Theile von Süd-Amerika enthalten wird; eine Generalkarte von Süd-Amerika scheint dort mithin passender, und der Leser wird dabei gewinnen, da ich alsdann bereits Gelegenheit haben werde, die treflichen Karten des Hrn. v. Humboldt zu benutzen.

Bei Beurtheilung dieses Jahrganges darf ich um desto eher auf die Billigkeit der Kenner Anspruch machen, da der gröβte Theil der Arbeit während einer anhaltenden Unpäβlichkeit geschrieben wurde.

Kalender

für das Jahr

1807.

Alexander von Humboldt

TASCHENBUCH
der
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung
der Endeckungen des 18ten Jahrhunderts,
in Rücksicht der Länder, Menschen
und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

von

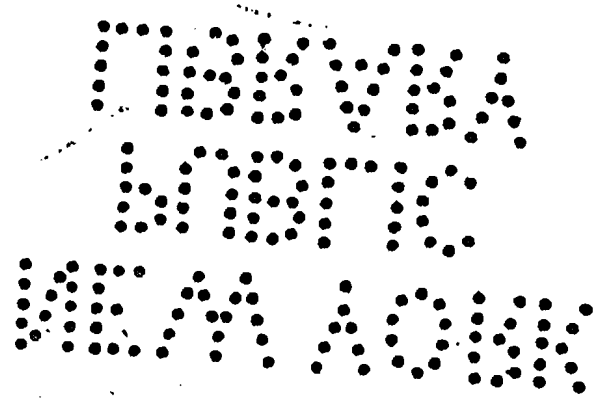
E. A. W. Zimmermann

Sechster Jahrgang
für das Jahr
1807.

Mit 11. Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

ASTOR LENOX TILDEN



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Dieser Jahrgang des Taschenbuchs der Reisen ist, wider mein Vermuthen, auf zwei Theile von Süd-Amerika beschränkt worden. Nur erst bei der Arbeit selbst lernte ich den Reichthum der darin vorkommenden Gegenstände genauer kennen. Sie schienen mir so bedeutend, daß ich sie dem Leser nicht vorenthalten konnte, ohne dem Titel und der Absicht des Buchs entgegen zu handeln. Peru, und die mit ihm innigst verbundenen großen Länder, Paraguay und Tucuman, haben in dem verflossenen Jahrhundert, besonders seit den Reisen der dorthin gesandten Weltmesser,

für uns gleichsam eine neue Gestalt angenommen. Ich habe die meisten, wenigstens die richtigsten Nachrichten darüber, so viel es mir möglich war, mit Aufmerksamkeit benutzt, auch selbst aus denen der Jesuiten das Bedeutendste, unpartheiisch herausgelesen. Denn wenn ich gleich ihrer Lehre nicht zugethan bin, so haben mir diese Männer dennoch große Verdienste um die Erd- und Menschenkunde. Mein Grundsatz bleibt stets: Das Wahre und Gute zu suchen und zu ehren, es mag sich finden, wo es nur irgend wolle.

Mehrere sehr schätzbare, bisher unbekannte Nachrichten über das Innere von Peru und über einige seiner Produkte, verdanke ich der Güte des Herrn von Humbold.

Dieser berühmte Reisende gehört unter die seltenern Menschen, wodurch abermals Deutschland sich vor dem übrigen kultivirten Europa auszeichnet. Großer Scharfsinn, seltner Allgemeinblick, umfassende, gründliche Kenntnisse, vereinigen sich in ihm mit den feinsten Gefüh-

len, mit einem glühenden, sich selbst aufopfernden Eifer für die Wissenschaften, mit der edelsten Anspruchlosigkeit und mit unbegränzter Liberalität.

Zuvorkommend hat er mir seine Reichthümer dargeboten; es ist Schuldigkeit, ihm dafür öffentlich meinen Dank und meine Verehrung zu bezeugen, und es schmerzt mich nicht wenig, daß nur allein jene übergroße Bescheidenheit mir die Data zu seiner Biographie vorenthalten hat. Ich hofte noch stets den neusten Theil der Connoissance des tems vor Beendigung des Taschenbuches zu erhalten; hierin finden sich nämlich einige Angaben von seinem Leben. Dann hätte ich es gewagt, sein wohlgetroffenes Bild, das den Titel ziert, mit einigen Zügen aus seiner Biographie zu begleiten. Möge er noch lange zur Ehre unseres Vaterlandes und zum Ruhm der Erd- und Menschenkunde seine großen Talente benutzen!

Eine Karte schien für diesen Jahrgang deswegen unnöthig, weil der nächstfolgende die

noch übrigen Theile von Süd-Amerika enthalten wird; eine Generalkarte von Süd-Amerika scheint dort mithin passender, und der Leser wird dabei gewinnen, da ich alsdann bereits Gelegenheit haben werde, die treflichen Karten des Hrn. v. Humbold zu benutzen.

Bei Beurtheilung dieses Jahrganges darf ich um desto eher auf die Billigkeit der Kenner Anspruch machen, da der gröſste Theil der Arbeit während einer anhaltenden Unpäſslichkeit geschrieben wurde.

Kalender

für das Jahr

1807.

In allen drey Kalendern, nämlich im allgemeinen Reichskalender, Gregorianiſchen und Julianiſchen, iſt dieſes ein gemeines Jahr von 365 Tagen, und man zählet im

Allgemeinen Kalender

von Weihnachten 1806 bis Faſtnacht 1807
6 Wochen, 4 Tage.

Die ſieben Planeten und Wochentage.

☉ Sonntag.	♀ Freytag.	♂ Mars.
☽ Montag.	♄ Sonnabend.	♁ Erde.
♂ Dienſtag.	♅ Uranus.	♀ Venus.
☿ Mittwoch.	♄ Saturnus.	☿ Mercurius.
♃ Donnerſtag.	♃ Jupiter.	

Die zwölf himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♌ Löwe.	♐ Schütze.
♉ Stier.	♍ Jungfrau.	♑ Steinbock.
♊ Zwillinge.	♎ Waage.	♒ Waſſermann
♋ Krebs.	♏ Scorpion.	♓ Fiſche.

Die vier Quatember und Bergquartale.

Reminiſcere, den 18ten Febr. iſt 9 Wochen lang.
Trinitatis, den 20ſten May, iſt 13 Wochen lang.
Crucis, den 16ten Sept. iſt 17 Wochen lang.
Luciä, den 16ten December, iſt 13 Wochen lang.

Die vier Jahreszeiten.

Des Winters Anfang fällt noch in das verflossene 1806te Jahr, den 22sten December, um 11 Uhr, 51 Min. Vormitt., nach der wahren Zeit; dieses ist bey uns der kürzeste Tag.

Frühlings Anfang ereignet sich den 21sten März, um 1 Uhr, 24 Minuten, Nachmitt.; es ist an diesem Tage in der ganzen Welt Tag und Nacht einander gleich.

Sommers Anfang begiebt sich den 22sten Junius, um 11 Uhr, 10 Min. Vormitt.; dieses ist bey uns der längste Tag.

Herbsts Anfang geschiehet den 24sten September, um 1 Uhr, 1 Minute Früh; es ist alsdann zum zweytenmal Tag und Nacht in der ganzen Welt einander gleich.

Finsternisse.

Wir haben in diesem Jahre vier Finsternisse, nämlich zwey Sonnen- und zwey Mondfinsternisse zu erwarten, wovon aber nur eine Sonnenfinsterniß bey uns sichtbar seyn wird.

Die erſte iſt eine unſichtbare Mondfinſterniß am 21ſten May des Abends, ehe der Mond bey uns aufgeht.

Die zweyte iſt eine unſichtbare Sonnenfinſterniß den 6ten Junius des Morgens, ohngeachtet die Sonne ſchon aufgegangen iſt.

Die dritte iſt eine unſichtbare Mondfinſterniß den 15ten November Vormittags, da der Mond unter unſerm Horizonte ſteht.

Die vierte iſt eine ſichtbare Sonnenfinſterniß den 29ſten November Mittags. Ihr Anfang begiebt ſich zu Leipzig 11 Uhr, 54 Minuten Vormittags; das Mittel erfolgt um 0 Uhr, 50 Minuten Nachmittags; und das Ende 1 Uhr, 45 Minuten Nachmittags. Die Dauer derſelben iſt von 1 Stunde, 51 Minuten, und ihre Größe erſtreckt ſich auf 3 Zoll, 12 Minuten am ſüdlichen Rande der Sonne.

Dieſes Jahr iſt das 1620ſte der Julianiſchen Periode, und es iſt im

Neuen Kalender		Alten Kalender
III	Die güldene Zahl	III
XXIV	Der Sonnen-Circul	XXIV
X	Der Römer Zinszahl	X
XXII	Der Mondzeiger	III
D	Der Sonntagsbuchſtabe	F

Verb. Januar.	Ruſſ. Decemb.
D. 1 Neujahr	20 Siv. Ignatia
F. 2 Melchior	21 Thomas
S. 3 Caſpar	22 M. Anaſtaſii
S. 4 S. n. Neuj.	23 4 Advent
M. 5 Simeon	24 M. Eugenii
D. 6 Erſch. Chr.	25 R. G. J. Chr.
M. 7 Juliana	26 S. Pr. Bog.
D. 8 Erhard	27 Arch. Steph.
F. 9 Ehrenfried	28 Dwu tmuM.
S. 10 Zacharias	29 Mlad. 14000
S. 11 1 n. Epiph.	30 S. n. Weyhn.
M. 12 Reinhold	31 Pr. Melanii
D. 13 Hilarius	1 Obr. G. 1807.
M. 14 Felix	2 S. Sylveſt.
D. 15 Traugott	3 P. Malach.
F. 16 Erdmuthe	4 Sob. 70 Ap.
S. 17 Antonius	5 Mt. Theop.
S. 18 2 n. Epiph.	6 Erſch. Chr.
M. 19 Priſca	7 Joanna Kr.
D. 20 Fab. u. Sebaſt	8 Pr. Geor. Ch.
M. 21 Agnes	9 M. Polyeukt.
D. 22 Vincentius	10 S. Grigoria
F. 23 Charitas	11 Pr. Theodoſia
S. 24 Timotheus	12 M. Tatiany
S. 25 Septuag. Pauli Bek.	13 1 n. Epiph.
M. 26 Polycarp.	14 P. O. w. Nai.
D. 27 Joh. Chryſoſt.	15 Prep. Pawla
M. 28 Carolina	16 Ap. Petr. W.
D. 29 Theobald	17 Prep. Anton.
F. 30 Adelgundis	18 Afan i. Kirill.
S. 31 Virgilius	19 Prep. Makar.

Letztes Viertel, den 1. um 7 Uhr, 45 M. Morg.
Neumond, den 8. um 8 Uhr, 25 Min. Abends.
Erſtes Viertel, den 17. um 1 Uhr, 14 M. Früh.
☉ im ♒, den 20. um 10 Uhr, 17 M. Abends.
Vollmond, den 24. um 3 Uhr, 21 Min. Früh.
Letztes Viertel, den 30. um 6 Uhr, 6 Min. Abends.

Verb. Februar.	Ruſſ. Januar.
S. 1 Serageſ.	20 { 2 n. Epiph. Fab. Seb.
M. 2 Mar. Rein.	21 Pr. Maxima
D. 3 Blaſius	22 Ap. Timoth
M. 4 Veronica	23 S. Sw. Kiim
D. 5 Agatha	24 Prep. Kſenii
F. 6 Dorothea	25 P. Bek. G. B.
S. 7 Richard	26 Pr. Kſeneph
S. 8 Eſtomihi	27 3 n. Epiph.
M. 9 Apollonia	28 P. Ephr. Syr.
D. 10 Faſtnacht	29 S. Sw. Jan.
M. 11 Aſcherm.	30 Sw. Ippolita
D. 12 Jordanus	31 S. Kyr. i Jo.
F. 13 Eulalia	1 Februar.
S. 14 Valentin	2 { Mar. Rein Sret. Goſp.
S. 15 1 Invocav.	3 4 n. Epiph.
M. 16 Oneſimus	4 Pr. Iſidora
D. 17 Conſtantia	5 Mut. Agaſti
M. 18 Quatemb.	6 Pr. Wukola
D. 19 Suſanna	7 Pr. Parfenia
F. 20 Lebrecht	8 M. Theodora
S. 21 Eleonora	9 M. Nikifora
S. 22 { 2 Reminiſ. Petr. Stuhlf.	10 Septuag.
M. 23 Lazarus	11 S. Blaſia
D. 24 Matthias	12 Mel. i Aleria
M. 25 Victorinus	13 Pr. Martin.
D. 26 Neſtorius	14 Pr. Awrentia
F. 27 Wollprecht	15 Ap. Oniſima
S. 28 Macarius	16 M. Pamfila

Neumond, den 7. um 3 Uhr, 2 Min. Nachmitt.
Erſtes Viertel, den 15. um 6 Uhr, 24 M. Abends.
⊙ in ♓, den 19. um 1 Uhr, 5 M. Nachmitt.
Vollmond, den 22. um 1 Uhr, 36 Min. Nachmitt.

Verb. März.	Ruſſ. Februar.
S. 1 3 Oculi	17 Serag. But=
M. 2 Amalia	18 terwoch
D. 3 Kunigunda	19 da man
M. 4 Hadrian	20 aufhört
D. 5 Friedrich	21 Fleiſch
F. 6 Friedelinus	22 zu eſſen.
S. 7 Perpetua	23 S. Polikarp.
S. 8 4 Lätare	24 Quing. Matthias
M. 9 Rebecca	25 Anfang der
D. 10 Alexander	26 Faſtnacht
M. 11 Roſina	27 Aſcherm.
D. 12 Gregorius	28 großen Fa=
F. 13 Salomon	1 März. ſten
S. 14 Abigail	2 bis Oſtern.
S. 15 5 Judica	3 Quadrag.
M. 16 Henriette	4 Pr. Geraſima
D. 17 Gertrud	5 Mut. Konon.
M. 18 Anſelmus	6 Quatemb.
D. 19 Joſephus	7 S. M. Waſil.
F. 20 Joachim	8 Pr. Theophyl.
S. 21 Benedict	9 40 Murſch.
S. 22 6 Palmar.	10 Reminiſc.
M. 23 Eberhard	11 Sophr. Patr.
D. 24 Gabriel	12 P. Theoph.
M. 25 Mar. Verk.	13 Nikipho. Pa.
D. 26 Gr. Donn.	14 Pr. Wened.
F. 27 Charfreyt.	15 M. Ag. 16 M.
S. 28 Angelica	16 M. Savina
S. 29 H. Oſterfeſt	17 Oculi
M. 30 Oſtermont.	18 S. Kyrilla
D. 31 Oſterdien.	19 Chriſti Darii

Letztes Viertel, den 1. um 7 Uhr, 8 Min. Morg.
Neumond, den 9. um 9 Uhr, 40 Min. Vormitt.
Erſtes Viertel, den 17. um 7 Uhr, 54 M. Morgens.
☉ im ♈, den 21. um 1 Uhr, 24 M. Nachmitt.
Frühlings Anfang. Tag und Nacht gleich.
Vollmond, den 23. um 10 Uhr, 58 Min. Nachts.
Letztes Viertel, den 30. um 10 Uhr, 34 Min. Nachts.

Verb. April.		Ruſſ. März.
M. 1 Theodora		20 P. Oteţ ubie
D. 2 Roſimunda		21 Pr. Jac. Ep.
F. 3 Tugendreich		22 M. Waſil. Pr.
S. 4 Ambroſius		23 Pr. M. Nic.
S. 5	1 Quaſim.	24 Lätare
M. 6 Irenäus		25 Mar. Verk.
D. 7 Louiſe		26 S. Ar. Saw.
M. 8 Cöleſtinus		27 M. Matrony
D. 9 Theophilus		28 Prep. Alar.
F. 10 Daniel		29 Prep. Marka
S. 11 Julius		30 Pr Joanna
S. 12	2 Miſ. Dom.	31 Judica
M. 13 Juſtinus		1 Aprilis
D. 14 Tiburtius		2 Prep. Tita
M. 15 Paternus		3 Prep. Nikity
D. 16 Aaron		4 Prep. Joſifa
F. 17 Rudolph		5 M. Theodula
S. 18 Chryſoſtom.		6 S. Eutychia
S. 19	3 Jubilate	7 Palmar.
M. 20 Sulpitius		8 Ap. Jrodiona
D. 21 Adolarius		9 M. Eupſichia
M. 22 Soter		10 M. Teremia
D. 23 Georgius		11 Gr. Donn.
F. 24 Albertus		12 Charfr.
S. 25 Marcus		13 Sw. Artem.
S. 26	4 Cantate	14 Oſterfeſt
M. 27 Tertullian		15 Oſterm.
D. 28 Vitalis		16 Oſterd.
M. 29 Sibilla		17 Pr. Symeon.
D. 30 Eutropius		18 Pr Joanna

Neumond, den 8. um 2 Uhr, 56 Min. Früh.
Erſtes Viertel, den 15. um 5 Uhr, 28 M. Abends.
☉ im ♉, den 21. um 2 Uhr, 1 M. Früh.
Vollmond, den 22. um 8 Uhr, 3 Min. Morg.
Letztes Viertel, den 29. um 3 Uhr, 28 M. Nachmit.

Verb. May.	Ruſſ. April
F. 1 Phil. Jac. Walpurgis	19 Joan. Werch.
S. 2 Sigismund	20 Pr. Theodora
S. 3 15 Rogate † Erfindung	21 Quaſim. S. Siw. Jan.
M 4 Florian	22 Pr. Theodora
D. 5 Gotthard	23 W. M. Georg
M. 6 Joh. v. Pfort.	24 M. Sawwy
D. 7 Himf. Chr.	25 Ap. Marka
F. 8 Dietericus	26 S. Waſilia
S. 9 Benigna	27 S. Symeona
S. 10 6 Exaudi	28 Miſ. Dom.
M. 11 Adolph	29 9 M. w. Kiſitze
D. 12 Pancratius	30 Ap. Jakowa
M. 13 Servatius	1 May. Ph. J.
D. 14 Chriſtian	2 Afanaſ. Al.
F. 15 Sophia	3 M. Tim. i M.
S. 16 Sara	4 P. M. Velagii
S. 17 H. Pfingſtt.	5 Jubilate
M. 18 Pfingſtm.	6 Jowa mnog.
D. 19 Pfingſtd.	7 Woſp. Kreſt.
M. 20 Quatemb.	8 Ap. Jo. Bog.
D. 21 Prudentius	9 Pr. Iſ. i Nik.
F. 22 Helena	10 Ap. Simona
S. 23 Deſiderius	11 Obn. Zarägr.
S. 24 Dreyf. Feſt	12 Cantate
M. 25 Urban	13 M. Glykerii
D. 26 Beda	14 Mut. Iſidora
M. 27 Florens	15 Pr. Pach. W.
D. 28 Wilhelm	16 Pr. Theodora
F. 29 Manilius	17 Ap. Andron.
S. 30 Wigand	18 M. Theodota
S. 31 1 n. Trinit.	19 Rogate

Neumond, den 7. um 5 Uhr, 57 Min. Abends.
Erſtes Viertel, den 14. um 11 Uhr, 49 Min. Nachts.
Vollmond, den 21. um 5 Uhr, 31 Min. Abends.
☉ in ♊, den 22. um 2 Uhr, 31 Min. Früh.
Letztes Viertel, den 29. um 8 Uhr, 51 Min. Morg.

Verb. Junius.		Ruff. May.	
M.	1 Nicodemus	20	M. Thalalea
D.	2 Marcellinus	21	Conſt. i Elen.
M.	3 Eraſmus	22	M. Waſiliska
D.	4 Carpaſius	23	Himmelf. Ch.
F.	5 Bonifacius	24	Pr. Symeon.
S.	6 Benignus	25	Obr. Gla. Pr.
S.	7 2 n. Trinit.	26	Eraudi
M.	8 Medardus	27	Siv. Therap.
D.	9 Primus	28	Pr. Nikity
M.	10 Onophrius	29	P. M. Theod.
D.	11 Barnabas	30	Pr. Iſaakia
F.	12 Baſilides	31	Apoſt. Ermia
S.	13 Tobias	1	Junius.
S.	14 3 n. Trinit.	2	Pfingſtfeſt
M.	15 Vitus	3	Pfingſtm.
D.	16 Engelbert	4	Pfingſtd.
M.	17 Laura	5	Quatemb.
D.	18 Arnolph	6	P. Wiſariona
F.	19 Gervaſius	7	Siv Theodot.
S.	20 Sylverius	8	W. M. Theod.
S.	21 4 n. Trinit.	9	Trinitat. Pe=
M.	22 Gotthelf	10	tri Faſten
D.	23 Baſilius	11	Ap. Barthol.
M.	24 Joh. Täuf.	12	fängt an
D.	25 Elogius	13	und dauert
F.	26 Jeremias	14	2 Wochen
S.	27 7 Schläfer	15	und 5
S.	28 5 n. Trinit.	16	1 n. Trinit. Tage.
M.	29 Pet. Paul	17	M. Mannila
D.	30 Paul. Ged.	18	Mut. Leontia

Neumond, den 6. um 6 Uhr, 14 Min. Morg.
Erſtes Viertel, den 13. um 4 Uhr, 20 M. Früh.
Vollmond, den 20. um 3 Uhr, 58 Min. Früh.
☉ im ♋, den 22. um 11 Uhr, 10 Min. Vorm.
Sommers Anfang. Längſter Tag.
Letztes Viertel, den 28. um 2 Uhr, 4 Min. Früh.

Verb. Julius.	Ruſſ. Junius.
M. 1 Theodoricus	19 A. Jud. B. G.
D. 2 M. Heimſ.	20 S. Methodia
F. 3 Cornelius	21 M. Juliana
S. 4 Ulricus	22 M. Euſebia
S. 5 6 n. Trinit.	23 2 n. Trinit.
M. 6 Eſaias	24 R. P. Joh. T.
D. 7 Willibald	25 H. M. Theur.
M. 8 Kilian	26 Davida Sel.
D. 9 Cyrillus	27 Pr. Sampſ.
F. 10 Gottlob	28 Kira i Joan.
S. 11 Pius	29 A. Pet. i P.
S. 12 7 n. Trinit.	30 3 n. Trinit.
M. 13 Margaretha	1 Julius.
D. 14 Bonaventura	2 M. Heimſ.
M. 15 Apoſt. Theil.	3 M. Yakintha
D. 16 Raphael	4 Andrea Krit.
F. 17 Alexius	5 Ath. Ath.
S. 18 Eugenius	6 P. Siſoa wel.
S. 19 8 n. Trinit.	7 4 n. Trinit.
M. 20 Elias	8 W. M. Prok.
D. 21 Praxedes	9 Sw. Pankr.
M. 22 Mar Magdal.	10 45 M. i P. R. G.
D. 23 Apollinar.	11 S. M. Euſan.
F. 24 Chriſtina	12 Mut. Prokia
S. 25 Jacobus	13 Sob. Ar. G.
S. 26 9 n. Trinit.	14 5 n. Trinit.
M. 27 Martha	15 Kirik. i Julity
D. 28 Pantaleon	16 Sw. Aſinog.
M. 29 Beatrix	17 W. M. Mar.
D. 30 Ruth	18 M. Yakintha
F. 31 Florentina	19 P. Dia i M.

Neumond, den 5. um 4 Uhr, 4 Min. Nachmit.
Erſtes Viertel, den 12. um 8 Uhr, 43 M. Morg.
Vollmond, den 19. um 3 Uhr, 59 Min. Nachmit.
☉ im ♌, den 23. um 10 Uhr, 1 Min. Abends.
Anfang der Hundstage.
Letztes Viertel, den 27. um 6 Uhr, 35 M. Abends.

Verb. August.	Russ. Julius.
S. 1 Petri Kettenf.	20 S. Pror. Jlii
S. 2 10n. Trinit.	21 6 n. Trinit.
M. 3 Augustus	22 S. Mar. M.
D. 4 Dominicus	23 M. Trofima
M. 5 Oswald	24 M. Christiny
D. 6 Ulrica	25 Jacobus
F. 7 Donatus	26 Sw. Ermola.
S. 8 Severus	27 W. M. Pant.
S. 9 11 n. Trinit.	28 7 n. Trinit.
M. 10 Laurentius	29 M. Kallinika
D. 11 Hermann	30 A. Silv i Sil.
M. 12 Clara	31 S. Ewdokim.
D. 13 Aurora	1 Augustus.
F. 14 Eusebius	2 Fasten der
S. 15 Mar. Himf.	3 Mutter Got=
S. 16 12 n. Trinit.	4 8 n. Trin.
M. 17 Liberatus	5 tes fängt
D. 18 Augustina	6 Pr. Gosp. an
M. 19 Sebald	7 und dauert
D. 20 Bernhard	8 bis zum
F. 21 Anastasius	9 Ap. Matthia
S. 22 Alphonsus	10 15ten August.
S. 23 13 n. Trinit.	11 9 n. Trin.
M. 24 Barthol.	12 Mut. Fotia
D. 25 Ludwig	13 Pr. Maksima
M. 26 Samuel	14 Pror. Michea
D. 27 Gebhard	15 M. Him. U. B
F. 28 Pelagius	16 Neruk. Obr.
S. 29 Joh. Enth.	17 M. Myrona
S. 30 14 n. Trinit.	18 10 n. Trin.
M. 31 Josua	19 M. And. Str.

Neumond, den 4. um 0 Uhr, 16 Min. Früh.
Erstes Viertel, den 10. um 2 Uhr, 40 M. Nachm.
Vollmond, den 18. um 5 Uhr, 58 Min. Früh.
☉ in ♍, den 24 um 4 Uhr, 27 Min. Früh.
Ende der Hundstage.
Letztes Viertel, den 26. um 9 Uhr, 51 M. Vorm.

Verb. September.	Ruſſ. Auguſt.
D. 1 Egidius	20 Pror. Sam.
M. 2 Abſolom	21 Ap. Thaddea
D. 3 Manſuetus	22 M. Agathon
F. 4 Moſes	23 S. M. Luppa
S. 5 Nathanael	24 Bartholom.
S. 6 15 n. Trin.	25 11 n. Trin.
M. 7 Regina	26 Adr. i Natal.
D. 8 Mar. Geb.	27 Pr. Pimena
M. 9 Sidonia	28 Pr. Moyſea
D. 10 Pulcheria	29 Uſiekn. Pr.
F. 11 Abraham	30 Kn. Alex. N.
S. 12 Gottlieb	31 Poſ. P. Bog.
S. 13 16 n. Trinit.	1 {12 n. Trin. / Septemb.
M. 14 † Erhöhung	2 M. Mamant.
D. 15 Friederika	3 S. Anth. Ep.
M. 16 Quatemb.	4 Sw. Wavyl.
D. 17 Lambert	5 Sach. i Eliſ.
F. 18 Titus	6 Tſch. Mich. A.
S. 19 Renatus	7 M. Soſonta
S. 20 17 n. Trinit.	8 13n. Tr. M. G.
M. 21 Matthäus	9 S. Joak. i An.
D. 22 Moritz	10 M. Minodor.
M. 23 Thecla	11 Theod. Alex.
D. 24 Joh. Empf.	12 Sw. Autom.
F. 25 Cleophas	13 Obn. Chram.
S. 26 Cyprian	14 † Erh. W. Kr.
S. 27 18 n. Trin.	15 14 n. Trin.
M. 28 Wenceslaus	16 W. M. Euph.
D. 29 Michael	17 S. M. Soph.
M. 30 Hieronym.	18 Quatemb.

Neumond, den 2. um 7 Uhr, 55 Min. Morg.
Erſtes Viertel, den 8. um 11 Uhr, 35 M. Nachts.
Vollmond, den 16. um 9 Uhr, 55 Min. Abends.
Letztes Viertel, den 24. um 11 Uhr, 24 M. Nachts.
☉ in ♎, den 24. um 1 Uhr, 1 Min. Früh.
Herbſts Anfang. Tag und Nacht gleich.

Verb. October.		Ruſſ. Sept.
D. 1	Remigius	19 M. Trophim.
F. 2	Rahel	20 W. M. Euſtaf.
S. 3	Maximian	21 Matthäus
S. 4	19 n. Trinit.	22 15 n. Trin.
M. 5	Placidus	23 Satſch. Pred.
D. 6	Fides	24 Perw. Thekly
M 7	Eſther	25 Euſr. i Ser.
D. 8	Ephraim	26 A. Joan. B.
F. 9	Dionyſius	27 S. M. Kalliſt.
S. 10	Athanaſius	28 Pr. Chariton.
S. 11	20 n. Trinit.	29 16 n. Trin. Michael
M. 12	Maximilian	30 S. Grigoria
D. 13	Colomanus	1 Octob. P. Bog
M. 14	Burkhard	2 S. Kyriana
D. 15	Hedwig	3 Siw. Dioniſ.
F. 16	Gallus	4 Siw. Jeroth.
S. 17	Innocent.	5 M. Charitiny
S. 18	21 n. Trin. Lucas Ev.	6 17 n. Trin. Ap. Thomy
M. 19	Ferdinand	7 Serg. i Wak.
D. 20	Wendelin	8 Pr. Pelagii
M. 21	Urſula	9 Ap. Jak. Alf.
D. 22	Cordula	10 S. M. Eulam
F. 23	Severinus	11 Ap. Philippa
S. 24	Salome	12 S. M. Prowa
S. 25	22 n. Trinit.	13 18 n. Trin.
M. 26	Job	14 S. M. Naſar
D. 27	Sabina	15 Pr. Euphim.
M. 28	Sim. Jud.	16 S. M. Long.
D. 29	Narciſſus	17 S. Pror. Oſii
F. 30	Claudius	18 Apoſt. Luki
S. 31	Ref. Feſt	19 S. Pror. Joil

Neumond, den 1. um 4 Uhr, 3 Min. Nachmitt.
Erſtes Viertel, den 8. um 0 Uhr, 10 Min. Nachmit.
Vollmond, den 16. um 3 Uhr, 18 Min. Nachmitt.
Letztes Viertel, den 24. um 10 Uhr, 45 Min. Vormit.
☉ im ♏, den 24. um 9 Uhr, 4 Min. Vormitt.
Neumond, den 31. um 1 Uhr, 32 Min. Früh.

Verb. November.		Ruſſ. October.
S. 1	23 n. Trin. Aller Heilig.	20 19 n. Trin.
M. 2	Aller Seel.	21 Pr. Ilariona
D. 3	Hubert	22 S. Averkia
M. 4	Carolus	23 A. Jak. B. B.
D. 5	Blandina	24 S. M. Arethy
F. 6	Leonhard	25 S. M. Mark.
S. 7	Erdmann	26 W. M. Dimit
S. 8	24 n. Trinit.	27 20 n. Trin.
M. 9	Theodor	28 Sim. Jud.
D. 10	Mart. Luth.	29 M. Anaſtaſii
M. 11	Mart. Biſch.	30 M. Sinowia
D. 12	Modeſtus	31 Ap. Srachia
F. 13	Arcadius	1 November.
S. 14	Levinus	2 M. Akindina
S. 15	25 n. Trinit.	3 21 n. Trin.
M. 16	Edmund	4 Pr. Joannik.
D. 17	Hugo	5 M. Galakt.
M. 18	Heſychius	6 Paula Arch.
D. 19	Eliſabeth	7 33 M. w. Mel.
F. 20	Emilia	8 Arch. Mich.
S. 21	Mar. Opf.	9 M. Oniſiph.
S. 22	26 n. Trinit.	10 22 n. Trin.
M. 23	Clemens	11 S. M. Miny
D. 24	Chryſogenes	12 Joanna Mil.
M. 25	Catharina	13 J. Slatouſt
D. 26	Conrad	14 Ap. Filippa
F. 27	Günther	15 Anfang der
S. 28	Ruffus	16 Ap. Matfea
S. 29	1 Advent	17 23 n. Trin.
M. 30	Andreas	18 Philipps.

Erſtes Viertel, den 7. um 4 Uhr, 32 Min. Frſh.
Vollmond, den 15. um 9 Uhr, 4 Min. Vormitt.
Letztes Viertel, den 22. um 8 Uhr, 6 M. Abends.
☉ im ♐, den 23. um 5 Uhr, 25 Min. Morg.
Neumond, den 29. um 0 Uhr, 48 M. Nachm.

December. 1807. Christmonat.

Verb. December.	Ruſſ. Nov.
D. 1 Longinus	19 Haſen
M. 2 Aurelia	20 bis Weih=
D. 3 Fr. Xaver.	21 Mar. Opf.
F. 4 Barbara	22 nachten.
S. 5 Amos	23 Amphil. Ep.
S. 6 2 Adv. Nicol.	24 24 n. Trin.
M. 7 Marquard	25 S. Klimenta
D. 8 Mar. Empf.	26 W. M. Geor.
M. 9 Agrippina	27 Jak. Perſän.
D. 10 Judith	28 Pr. M. St.
F. 11 Damaſus	29 M. Param.
S. 12 Epimachus	30 Andr. Perw.
S. 13 3 Advent / Lucia	1 December / 1 Advent
M. 14 Iſidorus	2 Pr. Awwak.
D. 15 Ignatius	3 Pr. Sofonia
M. 16 Quatemb.	4 Wel. M. W.
D. 17 Iſaac	5 Pr. Sawwy
F. 18 Wunibald	6 S. Nicolaja
S. 19 Reinhard	7 S. Amwroſia
S. 20 4 Advent	8 2 Advent
M. 21 Thomas	9 S. S. Anny
D. 22 Beata	10 S. M. Miny
M. 23 Dagobert	11 Pr. Daniila
D. 24 Adam u. Eva	12 S. Spirid.
F. 25 H. Chriſt.	13 Lucia. M. E.
S. 26 Stephan.	14 S. M. Thurſa
S. 27 S. n. Chriſt. / Joh. Ev.	15 3 Advent
M. 28 Unſ. Kindl.	16 Pror. Aggea
D. 29 Jonathan	17 Pr. Daniila
M. 30 David	18 Quatember
D. 31 Silveſter	19 M. Wonifat.

Erſtes Viertel, den 7. um 0 Uhr, 9 Min. Früh.
Vollmond, den 15. um 1 Uhr, 44 Min. Früh.
Letztes Viertel, den 22. um 4 Uhr, 8 Min. Früh.
⊙ in ♑, den 22. um 5 Uhr, 47 Min. Abends.
Winters Anfang. Kürzeſter Tag.
Neumond, den 29. um 1 Uhr, 59 Min. Früh.

Peru.

Wenn Hofnung nach höherem Genuß die Seele hebt, dann muß den Reisenden der Hinblick auf Peru mit neuen Kräften beleben. Selbst nachdem er Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgesteuert sind, durchwandert ist, darf er seine Erwartungen für schönere, erhabenere Naturscenen mit Grund befriedigt zu sehen glauben.

Mexiko und Gujana, so reizend, so üppig sie sich auch uns darboten, sind dennoch gleichsam nur reich geschmückte Vorhöfe eines wundervollen Tempels.

Peru ist das Land der schönsten, erhabensten, aber zugleich majestätisch schrecklichsten Natur. Auch konnte nur allein eine solche Lage ein solches Land hervorbringen. *)

*) Peru wird hier noch nach seinem ganzen, ältern Umfange, nach seinen Gränzen vor 1718, genommen, so daß die Provinz Quito mit darunter begriffen wird. Auf die Weise hebt die Darstellung mit dem Aequator selbst an. Das heutige Peru fängt aber nach der neuern Abtheilung nur erst gegen den 3ten Br. Grade in Süden an, und läuft bis zu den Wüsten von Atacama. M. s. hievon weiter unten.

Eine Fläche, welche theilweise gegen zehntausend Fuß über das Meer erhaben ist, von fast noch einmal so hohen Gebirgen überlaufen, dabei unter der lothrechten Sonne, was für Nüanzen im Klima fühlt nicht hiebei im Voraus Jeder, dem die physikalische Erdkunde nicht gänzlich fremde ist?

Unwillkürlich erinnert er sich hiebei an das Ideal des Paradieses, wodurch vormals der große Linnäus die mosaische Geschichte mit der Geologie auszugleichen versuchte.

Hierzu bedurfte der seltne Mann nur einer einzigen Insel von ansehnlichem Umfange, unter dem Aequator gelegen; in ihrer Mitte ein sehr hohes Gebirge. Längst dem Grunde, am Gestade des Meeres und in den mit ihm gleich niedrigen Gegenden nährte der erhitzte Boden die majestätischen Palmen der Molucken, den Baobab von Guinea, den Königs Tiger, den Löwen, die Giraffe, den Elephanten, den Strauß, den Paradies-Vogel (Manucodiata), den Termes, kurz, die gesamte Fauna und Flora der glühenden Zone. So wie man gegen das Gebirge empor stieg, zeigten sich die organischen Körper der minder heißen Länder. Noch höher hinauf wohnten die Thiere und Pflanzen des gemäßigten Erdstrichs; und die oberste Region des Gebirges erzeugte unter Schnee und Eis dem Renn- und Elenthiere die sie nährenden Mooße, so wie die Winterbee-

ren für das Schneehuhn und alle übrige Produkte Grönlands, nebst denen der übrigen Polarwelt.

Mag nun der zelotische Verehrer des großen Naturalisten dies System weiter ausführen, mag er beweisen, wie durch das Zurücktreten der Gewässer, durch das mählige Austrocknen des Bodens nach und nach Thiere und Pflanzen sich von hieraus auf die wunderbarste Weise über die übrigen Theile des Erdballs verbreiteten, mag er es versuchen, alle die unübersteiglichen Zweifel und Schwierigkeiten, die sich dieser Hypothese entgegenstellen, zu überwältigen, uns bietet Peru eine wirkliche Darstellung jenes romanhaften Paradieses, wenigstens in Rücksicht der vielfach stratificirten Klimate, dar.

Ueberraschend findet sich der Reisende hievon überzeugt, wenn er von dem Gestade des großen Oceans (Südmeers) gegen das hohe Gebirge von Peru fortwandert.

Als Bouguer und Condamine aus den Häfen Guayaquil und Manta nach Quito gegen die Cordilleren hinaufstiegen, was für Abwechselung von Scenen, was für Contraste der gesamten Natur durchlief ihr Blick. Nachdem sie den Sand der Ufer verlassen hatten, wandelten sie in kaum durchdringlicher Waldung, und die Aequatorial-Sonne treibt aus dem schlammigen Boden eine unberechenbare Fauna üppig hervor. Die meisten Pflanzen des Isthmus zeigen sich auch hier; dann mehr

Arten Zedern, der Baumwollenbaum, das Eisen- und Ebenholz, der hohe zu Masten so brauchbare Mastenbaum mit der weißen Rinde, mehrere treffliche Palmen breiten ihre Wurzeln fast nur über die Oberfläche des Erdreichs hin, und werden durch die Ranken vieler Schmarotzerpflanzen und mächtiger Lianen untereinander gleichsam verkettet. Verschiedene derselben bot die Natur dem Menschen zu wichtigen Vortheilen dar. So die berühmte Hypecacuanha (Psychotria emetica), so die Vanille (Epidendron Vanilla) u. a.

Unter diesen dichten Schatten sprossen die mannichfaltigsten Pilze, Moose und Rohrarten hervor. Einige der letztern z. B. das Bambusrohr, erreichen oft eine Höhe von 20 bis 30 Fuß; es dient dann zum Haushau der Bewohner.

Eben so schwelgerisch und mannichfaltig ist auch die thierische Schöpfung.

Hier hauset der Jaguar, der Oselot, die Jaguaretè, der Puma (Fel. Onca, Pardalis discolor, concolor) und andere furchtbare Tigerarten der neuen Welt.

Heerden von Affen und Papageien betäuben das Ohr durch ihr Schreien und Plaudern. Die Toucane (Ramphastus Toucan und der Picatus, Preacher des Latham u. a.) mit den monströsen zum Theil schönfarbigen Schnäbeln; die Gallinassen, mehrere Bucco-Arten, viele Spechte, Baumläufer, Waldhau-

ben, kleinere Singvögel, kurz, ein unübersehbares Heer fieder belebt die Gipfel der Waldung, während daß sowohl bösartige als unschädliche Schlangen, von der Aboma und der Klapperschlange, bis zu der kleinsten Ringelschlange (Caecilia L.) hinab, den Wanderer schrecken, dichte Wolken von Musquiten und Stechfliegen und Ameisen ihn blutgierig anfallen, und ungeheure Spinnen, so wie ellenlange Spulwürmer von der Dicke eines Daumens Schauder erregen.

So übermäßig ist hier die Feuchtigkeit, daß man es umsonst versucht, ein nur seit ein Paar Stunden geladenes Gewehr abzufeuern, und selbst im Felleisen genau verschlossenes Papier widersteht kaum der Fäulniß. Auch darf der Mensch hier nur seine Wohnung auf hohen Pfählen errichten.

Reißende Waldströme stürzen dem Wanderer entgegen. Mit Zittern wandelt er über den Abgrund hin auf jenen von Hilzden geflochtenen Brücken, die, oft auf 1800 Fuß weit, unter jedem Tritte einzubrechen drohen, und von jedem Luftzuge wiegenartig hin und her schwanken *). Nach glücklich überwältigter Gefahr steht ihm nun das mühselige Erklimmen des schroffen Gebirges bevor. Selbst das sonst sichere Maulthier fühlt jedes Gestein, welches es betritt, zuvor mit der

*) Man sehe das Kupfer des vorigen Jahrganges.

furchtsamsten Vorsicht aus; und dennoch zwingt ihn die Ermattung nach 7 bis 8 Schritt eine Pause ab.

Mitten in dieser romantisch wilden Natur hat der Mensch, ihr gleichsam zum Trotze, dennoch einzelne Wohnungen, kleine Ortschaften errichtet. Wie willkommen sind dem erschöpften Reisenden diese nur aus Bambusrohr erbauten Dörfer, z. B. Guaranda, Nono und andere!

Höher hinauf mindert sich beträchtlich die Hitze; das Gehölz wird lichter; die Mühseligkeit des Steigens nimmt zu, aber zugleich die Güte der Luft.

Dies erfuhren Bouguer und Condamine, wovon der eine von Norden, der andere von Süden das hohe Gebirge, den Theil der Cordilleren bestiegen, welches in seinem Inneren die unbeschreiblich herrliche Provinz Quito umfaßt.

Bezaubernd war ihnen der Anblick dieses einzigen Landes. Gleich einem Paradies lag hier unter ihrem Blicke ein vastes Thal, fast 6 Meilen breit, von hellen Bächen durchschnitten, die sich zu einem Flusse vereinigten. So weit ihr Auge nur reichte zeigten sich reich bebauete Felder; sie wechselten mit Wiesen, begrasten Hügeln, mit lebendigen Hecken, Gärten, Meyerhöfen und ganzen Dörfern ab. Diese reizende Aussicht beschloß denn die Stadt Quito.

Die mildeste, heiterste Luft kündigte hier einen der schönsten Theile vom südlichen Europa zu. Allein man

ſahe die Hauptpunkte aller Jahrszeiten und aller Weltheile. Ununterbrochen paart ſich hier der Frühling mit dem Herbſte. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knoſpen, Blüthen und Früchte; an ein und demſelben Tage ſieht man pflügen und erndten. Neben dem Zukkerrohr, dem Indigo und der Baumwolle, kurz, neben Weſtindiens Staapelwaaren, gedeihet hier hundertfältig tragender Waizen Europens; der Piſang, die Citrone und die Pompelmus prangt bei den ſchönſten Früchten von Frankreich.

Richtet ſich nun das Auge von dieſer bezaubernden Scene in die Höhe, dann erſt bildet ſich daraus ein unbeſchreiblich erhabenes Ganze.

Die Provinz Quito mit ihren 25 Kirchdörfern, mit der von 30tauſend Menſchen bevölkerten Hauptſtadt, dieſe große 10tauſend Fuß erhobene Ebene wird von faſt Meilen hohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee iſt ewig wie die Welt, aber mehrere ihrer Gipfel, z. B. die des Pinchincha, Antiſana Sangai, Cotopaxi ſpeien Feuer und Dampf, ſtürzen den geſchmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden und durch dies alles vielartigen Boden und vielartige Klimate erzeugen.

So umgrenzt hier der Winter den Frühling und den Herbſt; ein Amphitheater, das beinahe alles Schöne, Herrliche und majeſtätiſch Furchtbare der ganzen Erdoberfläche auf einmal darſtellt.

Freilich ist dies nur das Bild einer einzelnen Provinz des merkwürdigen Landes; kein Welttheil hat indeß so etwas aufzuweisen, und zugleich steht das übrige des großen Ganzen seinem ausgezeichnetesten Theile an Mannichfaltigkeit romantischer Scenen und sonderbarer Bildung nicht sehr nach.

Peru, sonderte man auch nach der heutigen politischen Eintheilung die Provinz Quito davon ab, ist von dort bis zu der großen sündlichen Wüste Atacama, ebenfalls ein nach ungeheuern Schichten stratificirtes Land; also gleichfalls ein Land, worin man jede Art der Luft athmet, und die Produkte aller Zonen der Erde genießt.

Auf dem untern Boden, welcher der Meeresfläche gleich liegt, findet man nach einem Abstande einiger Meilen den Anfang eines hohen darauf gesetzten Landes, das sich bald mehr bald minder in beträchtliche Ebenen ausbreitet und dann selbst jenes kolossalische, bis über die Wolken hinaufreichende Gebirge, die Cordilleren, auf seinem Rücken trägt.

Diese größte und höchste Kette der Gebirge unsers Erdballs, sie kam vom höchsten Norden der neuen Welt, ging über den Isthmus von Nordamerika herab, ward dort in eine einzige minder hohe Gebirgsreihe zusammengedrängt, theilt sich gleich, unweit des Aequators im Süden, in zwei große Hauptzweige, in den westlichen und östlichen. Die beiden Zweige bleiben gleich nach ihrer Theilung sich fast parallel. Der westliche,

der längste, läuft bis nach Chili, ja bis zu dem Ende des Landes der Patagonen hinab, er durchläuft mithin, rechnete man auch nur vom Isthmus an, über 62 Breitengrade, und bei seinen Krümmungen sicher mehr als 1000 deutsche Meilen. Der östliche biegt sich aber bald von jenem Parallelismus gegen Südosten ab, und verläuft sich in die Ebenen. Diese beide Bergreihen lassen zwischen sich sehr große Provinzen, Thäler von vielartiger Natur.

Auf diesen Ebenen, welche man dort la Sierra, das hohe bewohnbare Land nennet, zeigen sich an verschiedenen Orten Seitenzweige der Cordilleren, als dritte Bergketten.

Auf die Weise ist hier ein dreifaches Ländergebiet; jenes niedrige unterste Küstenland; hierauf die Sierra, wovon die ganze Provinz Quito nur eine einzelne Abtheilung darbot, und endlich dann die höchste Region der darauf ruhenden Cordilleren, die Andes.

Die einzelnen Zweige der letztern nannten bereits die Yncas, die Könige der alten Peruaner, die Schneegürtel. Aus dem diesem gleichgeltenden Peruanischen Ausdrucke soll durch Abänderung und Verstümmelung der Worte Antis, und daraus wiederum Andes entstanden seyn.

Unter ihnen finden sich so ungeheure Berg- (Erd-) Massen, daß einzelne derselben gleichsam in Wettstreit

mit ihrer Mutter, dem Erdball, selbst seine Rechte der Gravitation sehr sichtbar streitig machen.

Der Chimborasso, das höchste Gebirge der Erde, (er hat fast 18500 Par. Fuß Höhe) beugt durch seine anziehende Kraft das Pendel um 7 bis 8″ von der Perpendikularlinie ab.

Von allen diesen Kolossen hält sich Hr. v. Humboldt überzeugt, daß sie lediglich der durch die Gesetze der Attraktion mit einander verwandten Materien, ihr Daseyn zu verdanken haben; sie seyen gleichsam durch allgemeine Cristallisation erzeugt.

Diese Gebirge bilden dann, da, wo sich ihre Grundlagen begegnen, auf dem hohen Lande ungeheure Schluchten, große oft oben meilenweite Lücken; man nennt sie Quebrados. Hiedurch strömen in den Tiefen die Flüsse in Westen gegen das Meer, oder in Osten gegen die Landfläche hin. Je höher die Cordilleren selbst sind, desto tiefer das Flußbette, desto deutlicher zeigt sich die Entstehung dieser Quebrados.

Anfangs ist wohl nur ein geringer Paß dem Gewässer zum Durchgange übrig geblieben, und wann das Gestein aus harten, schwer abzuschleifenden Felsen, z. B. Porphyr, besteht, so hätten sich die Fugen der ehemals zusammenhangenden Berge wieder zusammenbringen lassen, so genau passen sie auf einander.

Ein solches merkwürdiges Schauspiel bietet die Schlucht bei Minas, unweit Tonaica in der Statthal-

reichen Huancavelica dar. Fünf Meilen von dem Wege des Hauptorts Conaica nach Vinas, sagt Ulloa, kommt man, nachdem der Berg Corosuuta überstiegen ist, in eine Oefnung, durch welche der kleine Fluß Chapiancas fließt. Dieser Bach läuft eine halbe (span.) Meile in einer felsichten Schlucht verschlossen, die von oben bis unten nur gegen 8 Varas *) weit, aber über 40 Varas, also gegen 114 Fuß hoch ist. Eben diese Schlucht ist aber auch ein Theil des Weges selbst, und der Reisende muß an solchen Orten, woselbst das Wasser die Schlucht gänzlich bedeckt, übersetzen; ein Fall, der neunmal vorkommt. Auf diesem romantischen Wege, den der Unkundige nur mit Schaudern unternimmt, bewundert man die Genauigkeit, mit welcher die von einander getrennten Wände des Felsengebirges zu einander passen. Jede kleine Krümmung und Windung des Baches wird hier so befolgt, daß wenn irgend eine große Gewalt, z. B. eine Erderschütterung, sie an einander rückte, alles auf das schärfste sich in einander fugen müßte. Die Festigkeit des Gesteins giebt, bei allem Schein hoher Gefahr, volle Sicherheit innerhalb dieses bewundernswürdigsten Weges.

Die oberste Region der höchsten Cordilleren übersteigt die Wolken, also auch die durch sie erzeugten Mee-

*) Gegen 23 Par. Fuß; die Vara zu 2,84 P. Fuß, nach Ulloa.

tenée. Es ist bis jetzt auch keinem Sterblichen gelungen, diese Spitzen zu ersteigen. Condamine erreichte nur mit großer Anstrengung und Gefahr auf den Corazon die Höhe von 2470 Klafter oder 14820 Fuß, und wenn ihn gleich anjetzt sein ihm würdiger Nachfolger, v. Humboldt, um 3300 Fuß übertroffen hat, so fehlten auch diesem kühnen Forscher noch über 1344 Fuß, um sich auf dem höchsten uns bekannten Punkte der Erde zu sehen.

Dennoch fanden sie sich auch hier bereits allen den gefahrvollen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die eine zu verdünnte und fast aller Wärme beraubte Atmosphäre den menschlichen Körper leiden lassen. Die große Verschiedenheit der innern und äußern Luft preßte ihnen das Blut aus den Augen, den Lippen und dem Zahnfleische hervor, und die Kälte überstieg die angeblichen Grade des Thermometers.

Diese Gebirge waren es, welche dem scharfsinnigen Bouguer eine bestimmte Linie entdecken ließen, innerhalb welcher sich aller Orten Schnee zu bilden anhebt. Er nannte sie daher die Schneelinie oder Schneegrenze und setzt die Höhe derselben in den dem Aequator nahe gelegenen Ländern, auf 2234 Klafter; zu Anfange der gemäßigten Zone ist sie nur 2100, in den Alpen Europens hingegen nur 1500 Kl. und so senkt sie sich denn stets tiefer gegen den Boden hinab, je weiter man zu den Polen kommt.

Diese Linie bestimmt dann auch die Grenze der Vegetation. Gleich unter ihr erzeugen sich die Moose und die mit ihnen ziemlich in einerlei Werthe stehenden Pflanzen; von diesen weiter hinab tritt dann die bessere Fauna hervor.

Begreiflich muß sich noch eine zweite, eine obere Gränzlinie des Schnees finden, nämlich eine Linie, die da bestimmt, wo in den höheren Luft-Regionen nur erst der Schnee seinen Anfang nehmen kann. Reichten daher Gebirge über diese hinaus, so genösse ihr oberster Theil einer beständig klaren, von keinen wäßerigen Theilen geschwängerten Luft.

Auf diesen höchsten unfruchtbaren Bergen der Cordilleren, man nennt sie Paramos, zeigen sich denn hauptsächlich dem Naturforscher, der sich beim Aufgange der Sonne in ihrer Höhe findet, häufig äußerst merkwürdige Meteore.

Die Weltmeßer, Condamine und Bouguer, beobachteten dies schöne Phänomen zuerst auf dem Berge Pambamarca. „Eine Wolke, sagt letzterer, von welcher wir uns umgeben fanden, ließ uns bei ihrer „Trennung die aufgehende Sonne sehr hellglänzend erblicken. Kaum hatte sie sich einige 30 Schritt entfernt und eine weiße Farbe angenommen, wodurch „sie der Baumwolle glich, so erblickte ein jeder von „uns seinen Schatten auf derselben, und zwar, da die „Wolke keine an einanderhangende Flöcke bildete, nur

„allein seinen eigenen. Man sahe die Arme, die Beine, „den Kopf; allein was uns am meisten in Verwundes „rung setzte, war, daß der Kopf mit einem Strahlens „kranze geschmückt war, der aus drei oder vier kleinen „concentrischen Kronen, von denen eine jede eben die „selben Farben hatte, als der erste Regenbogen, nur „daß das Rothe auswendig war. Der Raum zwischen „diesen Kreisen war gleich und der letzte der schwächste. „Endlich umgab in einer großen Entfernung ein großer „weißer Kreis alle die übrigen. Dies ist gleichsam eine „Apotheose für jeden Zuschauer, und ein jeder genoß „ruhig keines geringen Vergnügens, sich mit diesen „Kronen geziert zu erblicken, ohne etwas von denen „seiner Nachbaren wahrzunehmen.“

Das Innere dieser kolossalischen Gebirge ist ganz auf zweierlei Art besonders merkwürdig.

Das erste und auffallendste, wodurch sich das Innere der ungeheuern Bergkette auszeichnet, welche von Patagonien über den Isthmus bis zu der Beeringsstraße fortläuft, ist ihr vulkanisches Feuer. Mehr als 50 solcher Feueressen, Luftlöcher der Unterwelt, sind bis jetzt darunter bekannt. Hiervon gehören unserm Peru eine sehr beträchtliche Anzahl, z. B. der Antisana, Cotopaxi, Tungurahua, Gangay, Ambato, Quinistacoa, Checheo-Putina u. a. Allein nicht aus allen steigen Feuergarben, Rauch- und Flammensäulen und Laven hervor. Aus dem Jorullo in Mexico erhob sich 1759

am 12ten September ein Basaltkegel, der jetzt gegen 1500 Fuß über die ihn umgebende Grundfläche hervorragt. Die von Guatimala speien eine sehr große Menge Salmiak. Die von Popayan und von Pasto zeigen viele Solfataren, die da Schwefelsäure ausdampfen, oder auch kleine Krater voller kochenden Wasser; woraus sich geschwefeltes Wasserstoffgas entwickelt. Hingegen werfen die Vulkane von Quito bald Bimsstein, bald Basalte oder auch schlackenartigen Porphyr hervor, bald aber so ungeheure Massen Schwefelleberwasser und Schlamm, wodurch auf mehr als fünf deutsche Meilen das ganze Erdreich fruchtbar wird.

Das sonderbarste Phänomen, welches aber diese peruanischen Vulkane in den langen Zwischenzeiten ihrer wirklichen vulkanischen Explosionen darbieten, sind die erstaunlichen Quantitäten von ihnen von Zeit zu Zeit ausgeworfener Fische des süßen Wassers.

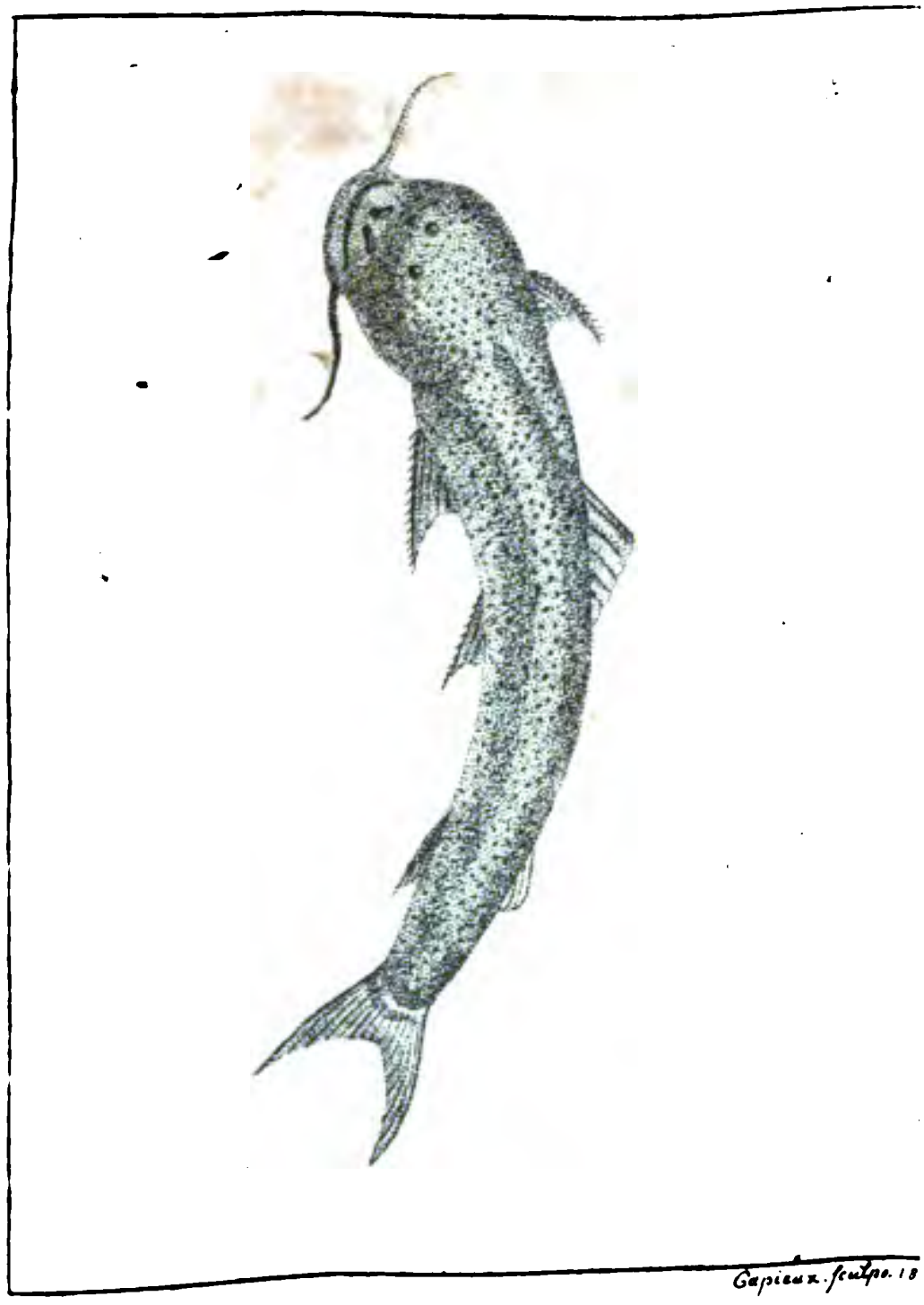
In den Archiven mehrerer kleiner unweit des Cotopaxi gelegenen Städte, woselbst glücklicherweise die Zeitpunkte der Ausbrüche dieses Vulkans aufbewahrt waren, fand Hr. v. Humbold mehrere Angaben von Fischen, welche der Vulkan ausgespien hatte. Einsmals warf er eine so ungeheure Menge derselben auf die Landgüter des Marquis von Selvalegre, daß die Luft von dem Gestanke inficirt ward. Der fast erloschene Vulkan von Imbubarn überschüttete 1691 das mit die Felder der Stadt Ibarra so sehr, daß man in

ihnen die Urſache der Faulfieber, die zu der Zeit herrſchten, zu finden glaubte. Was aber noch merkwürdiger ſcheint, der Corregidor dieſer Stadt bezeugte, daß dieſer Vulkan ſelbſt nachmals von Zeit zu Zeit, alſo wohl ohne eigentlichen vulkaniſchen Ausbruch, vorzüglich nach ſtarkem Regen, große Maſſen dieſer kleinen Fiſche auswarf, die man dort Prennadillas nennt. Die Indianer von St. Pabla fiſchen ſie in ſehr dunklen Nächten in einem Bache gerade an dem Orte, wo dieſer aus dem Gebirge ſelbſt hervortritt. Im Jahre 1698 ſtürzte der Krater des Cargneirazo ein, nachdem er gleichfalls zuvor Tauſende dieſer Fiſche mit thonigtem Schlamme vermiſcht, ausgeworfen hatte.

Nicht immer werfen die Vulkane dieſe Fiſche aus ihrem oberſten Krater. Der Cotopaxi und Tungaruaga ließ ſie zu Zeiten aus Seitenſpalten oder Oeffnungen hervor. Dennoch lagen dieſe ſtets um 1200 Klafter höher als die umliegenden Gegenden!

Höchſt merkwürdig iſt es aber, daß man oftmals noch Spuren des Lebens an ihnen will gefunden haben, während daß ſie längſt dem Gebirge herabſtrömten; ſicherer iſt es, daß ſie mit einer großen Maſſe kalten ſüßen Waſſers vom Cotopaxi floſſen, ohne daß ihr zarter Körper entſtellt, alſo unkenntlich war.

Daher zeigte eine genaue Unterſuchung ſogleich, daß dieſe Fiſchchen von ein und derſelben Art mit denen ſind, welche dort überhaupt unter dem Nahmen Pren-



Capieux. sculpo. 18

Prennadilla von den Volcanen ausgewor
(Pimelodus Cyclopum.)

nadillas vorkommen, und als eßbare Fiſche bei Bächen gefangen werden.

Wir verdanken abermals unſerm trefflichen Humboldt eine ſchöne genaue Zeichnung dieſes kleinen kaum 4 Zoll langen Fiſches. Er ſetzt ihn, Lacepedens Meinung zufolge, unter deſſen Abtheilung des Geſchlechts der Welſen (Silurus), welche dieſer Naturaliſt mit dem Nahmen Pimelodus belegt; er nennt ihn, wegen jenes merkwürdigen Phänomens, Pimelodus Cyclopum (cirris duobus corpore olivaceo nigro-punctato); er trägt einen Gabelſchwanz und zwei Bartfäden; ſein Körper iſt olivenfarb mit ſchwärzlichen Flecken.

Da man dieſe Fiſche in den dortigen Bächen fängt, ſo ſtehen wahrſcheinlich unterirdiſche Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiemit und mit den Vulkanen in Verbindung. Dies beſtätigt ſich durch die Nachrichten des Corregidors von Ibarra. Allein ſtets bleibt es ſchwer zu erklären, durch welche Kraft ſie ſo weit erhoben werden, um der Wirkung des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müſſen.

Es ſcheint übrigens nicht unwahrſcheinlich, daß ähnliche Phänomene bei den vulkaniſchen Ausbrüchen im Mexikaniſchen vorkommen. Denn wenn gleich bei Vera Cruz kein Vulkan vorhanden iſt, ſo ſagt doch ein Memoir in den Pariſer Denkſchriften von 1744, man habe nach einem Ausbruch eines dortigen Vulkans viel todte Fiſche in den Brunnen von Mexiko gefunden.

Freilich war dies gleichfalls bei Ausbrüchen und Erdbeben mehrerer Vulkane der Alten Welt der Fall; gewöhnlich traf dies indeß nur die Meeresbewohner; hier aber scheint wohl von Fischen des süßen Wassers die Rede zu seyn; und da die Vulkane von Mexiko mit denen von Peru fortlaufend sind, so verdiente dies hier wohl angeführt zu werden, wäre es auch nur um die Beobachter aufmerksam zu machen.

Weit größere Kalamität als jene einzelne Ausbrüche, die dieses Gebirge über dies einzige Land verbreitet, sind unstreitig die Erdbeben.

Einige Provinzen von Peru scheinen vorzugsweise hievon gleichsam periodisch heimgesucht zu werden.

Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsere Zeiten hinab, folgte hier eine Reihe von Erdstößen, die bald mindere, bald größere Verwüstung anrichtete. Man kennt bestimmt 16 von Bedeutung. Es ist merkwürdig, daß ihre Richtung ziemlich mit dem Laufe der Kette der Cordilleren zutrift, nämlich von Südost nach Nordwest.

Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach, unstreitig das vom 28sten Oktober 1746. Durch ein furchtbares unterirdisches dumpfes Gebrüll kündigte es sich einige Tage zuvor an; auch wütheten zugleich mehrere Vulkane. Kaum dauerte es drei Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgestürzt, oder sie waren wenigstens

ſehr beſchädiget. Tauſend dreihundert Menſchen wurden zerſchmettert, aber eine ſehr groſſe Anzahl litte noch ſchmerzlicher durch den Verluſt ihrer Glieder.

Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (den nächſten Hafen für Lima); weit trat es zurück, ſtürzte ſodann über alles bei ſeiner Rückkehr hin und verwandelte die Stadt und den Hafen in Meer. Von 23 Schiffen, welche dort lagen, giengen 19 unter; faſt 4000 Menſchen verlohren ihr Leben.

Dieſe Erſchütterungen dauern aber bis zu unſern Zeiten hinab. Nur allein im Jahre 1791 ſahe ſich Lima 5 Erderſchütterungen ausgeſetzt.

Noch ſchrecklicher als jene ältere war unſtreitig diejenige, welche 1797 die Provinz Quito zerſtörte. Am 7ten Februar wurden Lactacunga, Hambato, Riobomba und andere Ortſchaften umgewühlt, und in wenigen Sekunden waren 40tauſend Menſchen nicht mehr! (v. Humbold).

Die Ausbrüche und dieſe Erderſchütterungen (ſie ſollen im October am ſtärkſten wüthen) (Helms) ändern dann auch die Geſtalt jener Bergkoloſſen. Dieſe wachſen und ſchwinden; Krater und Oefnungen ſtürzen ein, während daß ſich andere erzeugen; plötzlich ſteigt ein Baſalt- oder Bimsſteinfelſen aus ihrem Innern hervor; ſo gewinnt dann ein Gebirge oft in wenigen Augenblicken eine völlig neue Geſtalt.

Die Verheerungen, wozu die Andes der Cordilleren den Zunder enthalten, ereignen sich indeß nur einzeln; dagegen geben die gleichfalls in ihrem Innern verschlossenen Schätze, die edlen und nutzbaren Mineralen uns unterbrochen reichen Gewinn.

Nimmt man Afrika und einige Theile des benachbarten Mexiko aus, so übertrift Peru seit seiner Entdeckung alle uns bekannte Länder der Erde an unterirdischen Reichthümern. Dies mögen nachfolgende Erörterungen über den dortigen Metallwerth beweisen.

Die Spanier setzten ihren Fuß auf das feste Land von Südamerika voll von den übertriebensten Hofnungen nach Gold und andern Reichthümern. Die Nachrichten, die sie auf Cuba, Haiti (St. Domingo) und andern westindischen Inseln hierüber eingezogen hatten, das dort selbst vorgefundene Gold, vielleicht auch die Lage dem goldreichen Afrika gegenüber, schien jene hohen Erwartungen einigermaßen zu rechtfertigen.

Als aber nach der eben so unglücklichen als unerhörten Schlacht von Caramarca *) der königliche Gefangene Atahualpa einen ganzen Saal voll goldene Gefäße zu seinem Lösegelde anbot, und als nun die durch Trug, Mord und Goldsucht gleich verächtlichen Sieger jene großen Massen wirklich auf den darunter fast erliegenden Lastthieren, dan unschuldigen Peruanern, her-

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

beschleppen sahen, da verlohren die raubsüchtigen Mörder völlig alle Besinnungskraft; sie glaubten an Feen und Zauberei, und die Gebirge von Peru schienen ihnen von jetzt an nur die äussere Bekleidung ungeheurer Massen von Gold, Silber und Smaragd. Denn auch diese edlen Steine waren allerdings dort nicht nur sehr bekannt, sie wurden selbst so hoch geschätzt, daß ein sehr grosser Smaragd von den Indianern als eine Gottheit verehrt wurde.

Dieser kostbare Stein hatte die Größe eines Straussen-Eies; man hatte ihm einen eigenen Tempel erbauet, und diesem eine bestimmte Anzahl Priester zugeordnet; da man nun alle übrigen Smaragden als Abkömmlinge von ihm ansah, so wurden diese von Zeit zu Zeit zu ihrem grossen Ahnherren gebracht, um ihm gleichsam zu huldigen.

Die Bergwerke, aus welchen jener Stein seinen Ursprung genommen, hat man indeß stets vergeblich sich bemühet zu entdecken; und die Indianer, die sie sehr genau kannten, waren gescheut genug, sie ihren Unterdrückern nicht zu entdecken.

Man sieht auf der Karte der Weltmesser von der Provinz Quito den Smaragdenfluß, der unter 55′ nördl. Breite ins Meer fließt, nachdem er mehrere kleinere Flüsse aufgenommen hat; und etwas landeinwärts ist gegen 42′ nördl. Breite ein Gebirge angegeben, das man für diese Smaragdengrube halten will.

Jene Schätze der unglücklichen Schlacht, so sehr sie die ungewohnten Augen der Spanier blendeten, waren dennoch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer, wodurch Peru seit dieser Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen alten Verkehr eine neue Wendung gegeben, und zugleich fast für alle unsre Waaren und Arbeiten einen völlig andern Werth bestimmt hat.

Auch konnte die Masse, der von den Indiern der Erde entrissenen Metalle nur sehr geringe seyn. Sie kannten nicht einmal das Eisen, um sich die Eröfnung des innern Gebirges zu erleichtern, noch weniger hatten sie richtige Kenntnisse des Bergbaues.

Alles Metall, Gold oder Silber konnte ihnen daher entweder nur durch Goldsand, Goldwäscherei, oder durch zu Tage luxurirend hervorgewachsenes gediegenes oder doch wenig gemischtes, durch leichte Schmelzung vom Gestein zu scheidendes Silber zu kommen.

Dies waren daher nur die Termen, die Aushängeschilder des großen unterirdischen Schatzes, der dereinst die Welt in Sturm und Verheerung setzen sollte.

Auch ergeben dies die Summen, welche Pizarro damals aus jenen Kostbarkeiten der Ynkas erhielt. Sie betrugen bei weitem nicht den heutigen Metall-Gewinn einiger Jahre. Zarate, ein gültiger damaliger Schriftsteller bezeugt, daß der unglückliche Ynka Atahualiba nicht vermögend gewesen sey, anderthalb Millionen Piaster seinen Mördern als Lösegeld darzubieten; und die

Plünderung der Hauptstadt mit allen Schätzen der Tempel und Palläste, habe sich noch nicht auf 10 Millionen belaufen. Wenn man bedenkt, daß zu dem Anhäufen dieser Schätze die Regierung von 14 Yncas, wovon mehrere gegen 30, ja einige sogar 50 Jahre sollen regiert haben, erforderlich gewesen sind, so mag man auch diese Regierungen noch so sehr abkürzen und das Alter des Peruanischen Reichs noch so sehr vermindern, dennoch bleiben wenigstens mehrere Jahrhunderte übrig, um 12 Millionen solchen Gebirgen abzugewinnen, die noch in unsern Tagen, nach so vieler Benutzung, schon in zwei einzelnen Jahren eine gleiche Summe aus ihren Eingeweiden liefern.

Peru besitzt, so viel wir wissen, außer den beiden edlen Metallen, Kupfer, Blei, Zinn, Queckſilber, Halbmetalle und an andern Fossilien auch bedeutende Steinsalzgruben. Es wäre schon an sich selbst unwahrscheinlich, daß die mit dem Eisen sonst so überall freigebige Natur ein so großes Land Mangel daran leiden ließe; fand doch auch unser Bergkundige Landsmann Helms, selbst in den berühmten Silberminen von Potosi, eisenschüssige Quarzgänge, vielen Eisenspath, kurz das Eisen unter mehrerer Gestalt und Mischung. Freilich bauet man da nur selten auf Eisen, wo man auf Silber bauen kann; dennoch giebt der ältere spanische Mineralogo Alph. Barba drei wirkliche Eisenminen für Peru an. Bekanntlich bedienten sich die alten Peruaner, da sie

das Eisen nicht kannten, oder vielleicht nur nicht zu schmelzen verstanden, zu ihren härtesten Geräthschaften und Werkzeugen des Kupfers. Barba kannte zu seiner Zeit (1646) 14 Kupferminen in Peru, und 4 Zinnwerke.

In unsern Zeiten sind aber hauptsächlich drei Arten der Metalle die Grundlagen des Handels und des hohen Werths dieses Reichs; nämlich Gold, Silber und Queckstlber. Von diesen Metallen zählt der Mercurio Peruviano im Jahre 1791 nur allein in den 8 Intendantschaften des eigentlichen Vicekönigreichs Peru, nämlich Lima, Truxillo, Tarma, Hu(Gu)amanga, Cuzco, Arequipa, Guantajaya und Huanvelica, 69 Goldwerke; 784 Silber- und 4 Queckstlberminen, außer 4 Kupfer- und 12 Bleiwerken.

Hier fehlen aber, da jetzt Quito und Buenos Ayres vom eigentlichen Peru getrennt sind, sehr bedeutende Bergwerke, die nach unserer allgemeinen Uebersicht hier mit aufzuführen seyn müßten. Im ersten finden sich die Gold- und Silberbergwerke von Cuenca; im zweiten aber sind noch mit weit größerm Rechte, die von Potosi berühmt. Letztere verdienen daher einer besondern Anzeige.

Indeß ist schon die Ausbeute der Minen jener jetzt zu dem eigentlichen Peru gerechneten Provinzen allein genommen, außerordentlich. In 10 Jahren von 1785

bis zu Ende von 1789 gaben ſie 35355 Mark Gold von 22 Karat, und 3,739763 Mark Silber.

Schätzt man die Mark Gold zu 125 Piaſter, und die Mark Silber zu 8 Piaſter, ſo beläuft ſich der ganze Werth jener 10 Jahre über 46 Millionen und 22128 Thaler.

Auch ſcheint es nicht, daß dieſer Gewinn ſich vermindert habe, da dieſe letztern 10 Jahre über 38 tauſend Mark Silber mehr als in den vorletzten abwarfen.

Eine eigene, hier zweckwidrige Arbeit würde es erfordern, die Werthe der einzelnen Bergwerke des groſſen Reichs gehörig aus einander zu ſetzen.

Unſeren Leſern wird es genügen, ein Paar der wichtigſten Fundgruben jener Reichthümer der Welt genauer kennen zu lernen.

Das Bergwerk, welches zuvor gar nicht mit in Anſchlag kam, das aber ſo lange berühmt, ſo oft von Proſaikern und Poeten erhoben iſt, verdient hier wohl den erſten Platz.

Das Gründlichſte hierüber gab uns abermals ein Deutſcher, der Hütten-Direktor Helms, deſſen vorzügliche Bergwerkskunde ihn unter dem berühmten General-Direktor, Baron von Nordenflicht, aus Polen nach Peru rief.

Die Bergſtadt Potoſi, jetzt in dem Erzbiſthum Plata, es gehört ſelbſt unter Buenos Ayres, gegen den 19ten Grad ſüdlicher Breite und nach einigen Karten gegen

den 49sten Grad der Länge von Ferro, hat seit der Entdeckung ihrer reichen Silberminen einen so außerordentlichen Zuwachs von Menschen erhalten, daß unser Bergmann sie auf 100 (?) tausend Köpfe schätzt. Sie bestehen in Spaniern, Kreolen, Indianern und Sklaven. Und wenn die unbedeutende Miliz von 500 Mann, wovon nur die Hälfte wirklich bewafnet ist, alles in Ordnung zu halten vermag, so kann man sicher auf eine außerordentliche Gutmüthigkeit der Indier schließen.

Die Stadt hält, dem Ulloa zufolge, gegen zwei (sp.) Meilen im Umfange, aber ihre Umgebungen sind wegen der Höhe des Gebirges äußerst unfruchtbar. Dennoch ist in ihr der Verkehr sehr groß; ja nach Lima, der Hauptstadt von Peru, stärker als in einer noch so fruchtbar gelegenen Stadt.

Ihre Kirchen und Klöster sind außerordentlich reich an getriebener und massiver Silberarbeit.

„Das große Silberbergwerk findet sich in einem „konischen Gebirge von der Form eines Zuckerhuts, in „dessen ganzen Umfange von beinahe 6 Meilen man „über 300 Gruben zählt. Sie kommen aber bei der „großen Unkunde der frühern Bergbauer mehr Raub„gruben als wahren Gruben gleich." (Helms.)

Es ist allerdings ein Beweis von der inneren Metallfülle dieses Bergwerks, daß nach einer Bearbeitung von mehr als 250 Jahren noch jetzt eine so reiche Ausbeute daraus erhalten wird. Ein Zufall gab Anlaß

zur Entdeckung deſſelben. Der arme Indianer Hualca aus Porco, ſahe ſich 1545 beim Verfolgen von Wildpret, vielleicht wilden Guanaken, auf dem ſteilen Gebirge gezwungen, ſich an einer hervorſtehenden Baumwurzel feſt zu halten. Sie gab nach, und indem er ſie hervorriß, blieben an der Erde zwiſchen den Wurzeln mehrere Klumpen von gediegenem Silber hangen. Bei ſeiner Zuhauſekunft ſchmolz Hualca das Silber, und grub oder hob nun täglich, ohne irgend jemand ſeinen Fund zu entdecken, von dieſem damals der Oberfläche nahe gelegenen Silber beträchtliche Quantitäten zu ſeinem Verbrauch.

Der wachſende Wohlſtand des Hualca ward zuerſt von ſeinem Freunde, dem Indianer Guanka, bemerkt. Die Freundſchaft bewog jenen endlich den Bitten des Guanka nachzugeben und dieſem ſeine Schätze zu entdecken; dennoch zeigte er ihm nur eine minder vortheilhafte Ader im Gebirge; ſie war ſchwerer zu bearbeiten. Der Zwiſt, welcher hiedurch unter den beiden Schatzgräbern entſtand, endigte ſich damit, daß der letzte die Sache ſeinem Herrn, dem Spanier Villarroel, entdeckte, der denn ordentlich, nach feſtgeſetzten Regeln, davon Beſitz nahm, und am 21ſten April 1545 die Minen eröfnete.

Die zuerſt entdeckte Grube benannte er Deſcubridora (die Entdeckerin); ihr folgten in wenigen Tagen drei andere nach, und dieſe 4 Hauptadern ſind als ſehr

reich lange bearbeitet. Sie ſtreichen von Norden nach Süden.

In den erſtern Zeiten blühete das gediegene Silber an mehreren Orten kammförmig über das Gebirge hervor. Jetzt hingegen erfordert es tiefere Arbeiten und mühſamere Operationen. Es iſt hiebei das Verquicken (Amalgamiren) in Gebrauch, und Barba hat für die Kenntniß der damaligen Zeiten hievon eine ſehr ſchätzbare Auseinanderſetzung geliefert.

Der Hüttenmeiſter Helms hat die neuen Werke befahren. Er fand, daß die Erzgefälle von Potoſi anjetzt hauptſächlich in Pocherzen beſtehen, welche eiſenſchüſſiger Quarzgänge ſind, worin Silberhornerz und, jedoch ſeltner, ſprödes Glaserz eingeſprengt iſt.

Ein Cajon, oder 50 Centner Erz, gab ihm nach Proben aus 300 Gruben, 6 bis 8 Mark Silber. Es iſt mithin wohl hauptſächlich die leichte Gewinnung des edlen Metalls, und nicht die große Reichhaltigkeit, die das heutige Potoſi ſo ſchätzbar macht.

Indeß iſt die Behandlung dort ſo ſchlecht, indem die Spanier bis jetzt alle Arten dieſer Erze, beim Verquicken, auf ein und dieſelbe Weiſe behandeln, daß ſie höchſtens 5 Mark heraus zu bringen verſtehen. Helms ſagt geradezu, „die Arbeiten ſind überhaupt die unergründlichſten, ſchmutzigſten und verſchwenderiſchſten.“ Zu bewundern iſt es, wie wenig die Regierung es vermag, den dortigen auffallendſten Mängeln, die vom

einfachſten Inſtrumente, dem Schlägel; anheben, und bis zum Erzprobiren hinablaufen, Einhalt zu thun. Vielleicht wird dies durch den groſsen Bergkundigen, den Spanier d'Elhuar, der vorzüglich in Deutſchland (in Freiberg) ſeine Kenntniſſe ausbildete, mit der Zeit gehoben werden.

Jetzt denke man ſich, wie groſs der Werth dieſes Silberſchatzes ſeyn muſs, da er ſelbſt bei der fehlerhaften Benutzung noch ſo einträglich bleibt. Seit dem Jahre 1574 bis zu ſeiner Zeit (1637) hat Potoſi nicht minder als 450 Millionen Thaler Ausbeute gegeben. Eine Summe, ſetzt Barba hinzu, die da hinreichend wäre 60 ſpan. Quadratmeilen zu bedecken, wenn man 25 Thaler auf jede Elle und für jede Meile 5000 Ellen rechnete. Auch die auf die Halde geworfenen Erze, der Alte Mann, zeigen den groſsen Reichthum, denn dieſer Rückſtand wird, nach Helms Ausſage, noch jetzt mit ſo groſsem Gewinn bearbeitet, daſs ein einziger Unternehmer, ſelbſt mit ſchlechten Werkzeugen verſehen, dennoch wöchentlich hiebei 500 Piaſter reinen Ueberſchuſs erzielt.

Der Aufwand, des bei dem Amalgamations-Prozeſſe hiebei verbrauchten Queckſilbers, iſt erſtaunlich groſs. In 63 Jahren ſind nicht weniger als 234700 Centner Queckſilber dort verbraucht (Barba). Glücklich iſt es, daſs nicht nur das reiche Queckſilberbergwerk von Huancavelica gleichfalls in Peru ſelbſt gelegen iſt, ſondern

has das hiezu ebenfalls nothwendige Salz aus den Minen von Yocalla, sich gleich neben Potosi findet.

Von diesem Steinsalz wurden hier täglich gegen 25 Centner verbraucht (Barba). In jetzigen Zeiten arbeiten 13000 Menschen an diesem Bergwerke, und die königliche Münze von Potosi lieferte jährlich für Rechnung der Krone gegen 600000 Mark an Silber und 2000 Mark Gold (Helms).

Dies sey genug von diesem unerschöpflichen Silbermagazine.

Die Nutzanwendung des Queckſilbers bei den Minen von Potosi führt uns sehr schicklich zu den berühmten Minen, welche dieses Halbmetall für ganz Peru erzeugen, zu den Minen von Huancavelica.

„Diese reiche Queckſilbergrube liegt in der Intendanz„tenschaft Guamanga, unweit der Stadt Huancavelica, „etwa im 13ten Grade der Breite, auf einem Gebirge, „dessen Oberfläche, innerhalb der Schnee-Cordilleren, „auf einer Höhe, die der von Potosi fast gleichkommt, „aus mehreren sanft gewelleten Kegeln besteht, die viele „Thäler zwischen sich bilden. Das Gebirge selbst, sagt „Helms, ist hier nach und nach in ein einfaches Sand„steingebirge übergegangen (der Reisende kam von Po„tosi, also von S. S. O.) und hat in dieser Gegend „wegen seiner horizontalen Lage und wegen seiner Zwi„schen-Lagern von Mergel, Kalch und Spath noch einige „Aehnlichkeit mit Flötzgebirgen, die noch immer unge-

„mein ehes an Gold, Silber, Kupfer, Queckſilber und „allen übrigen Halbmetallen und Salzen ſind.“ Welch ein Reich Land! denn dieſer Bergkundige nennt viele neue Gruben reich an Gold, Silber und Kupfererzen dieſer Gegend, die noch unbenutzt da liegen.

Das Queckſilbererz von Guancavelica ward nach Einigen zuerſt 1566, durch den Portugieſen Garces entdeckt, als er die Schminke der dortigen Indianer, die ſie Bimbi nannten, für wahren Zinnober erkannte. Andere legen hingegen die Entdeckung eines Indianers, mit Namen Navincopa, der bei dem Spanier Cabrera in Dienſten ſtand. Cabrera unternahm dann ſogleich die Bearbeitung der Grube. Indeß ſollen bereits die alten Peruaner eben wegen jener Farbe dieſe Minen bearbeitet haben.

Der Hauptnutzen dieſes Bergwerks, der Verbrauch des Queckſilbers zur Amalgamation, oder Ausſonderung des Goldes und Silbers aus den Erzen, fällt aber nur erſt auf das Jahr 1571; der Spanier Velaſcar unternahm dieß zuerſt, und zwar mit glücklichſtem Erfolge.

Anfänglich ward das Bergwerk von Gewerken betrieben, allein ſchon 1570 erkaufte es die Krone von Cabrera; nachmals iſt es auch ſtets ein königliches Eigenthum verblieben.

Die Ausbeute war vormals ſehr groß. In den 5 Jahren von 1571 bis 1576 betrug ſie über 9000 Centner, ja innerhalb der zwei Jahre 1646 bis 1648

faſt das doppelte, nämlich zwiſchen 17 bis 18000 Centner.

Die ganze Summe des ſeit 219 Jahren bis zu Ende von 1789 gewonnenen Queckſilbers beträgt 1,040452 Centner; hiernach wäre die jährliche Ausbeute (mittlere Zahl) gegen 4751 Centner. Allein für die letztern Zeiten rechnet man dann viel zu hoch; alles hat ſich ſehr vermindert. Helms fand, daß man in den Jahren 1787 u. f. noch nicht 1500 Centner für die Krone erzielte; 1790 nur 1460, ja oftmals nur 1300. Daher mußte dann der Preis des Queckſilbers ſelbſt beträchtlich ſteigen. Sogar in den neueſten Zeiten machen wenige Jahre einen bedeutenden Unterſchied. So galt im Jahre 1786 der Centner Queckſilber nur 60 Piaſter, hingegen im Jahre 1791 war er auf 73 Piaſter geſtiegen. Freilich hängt dies mit von der mindern oder ſtärkern Ausbeute der einzelnen Jahre ab, indeß verliert die Krone dennoch ſtets mehr. Nur die Abgabe von dem durch die Gewerke gewonnenen Silbers und Golderze, im ganzen Reiche, welche $\frac{1}{5}$, bei ſchlechtern Zeiten auch nur $\frac{1}{10}$ beträgt, muß den wirklichen Verluſt der Krone einigermaßen entſchädigen, und hiedurch noch die Fortſetzung der Queckſilberbergwerke bewirken. Denn wirklich arbeitet man jetzt hauptſächlich nur auf den ſogenannten Alten Mann.

Sowohl bei dem Silber, als bei dem Queckſilber von Guancavelica iſt eins der Hauptverſchwerniſſe der Man-

zei der Feuerung. Es fehlt beiden Gebirgen das Holz gänzlich, alles Brennmaterial muß durch Lastthiere herbei geschleppt werden, und selbst die trockne Grasart, Ichor genannt, wodurch ein großer Theil der Heizung und Schmelzung geschieht, wird kostspielig. Die Hauptursachen des Verfalls des metallreichen Peru setzt der hierin gründlich bewanderte Helms mehr in die Unwissenheit der Bergbauer und Hüttenleute, in Unredlichkeit der großen Officianten, so wie in dem Mangel an Achtsamkeit der dortigen Bergbedienten und der Fahrlässigkeit der höhern Beamten, wodurch die armen Indianer gedrückt, die Bergbauer aber gar nicht unterstützt werden.

Dennoch artet der Hang der Peruaner auf unterirdische Schätze oftmals in wahren Unsinn aus. Kaum bringt ein Bergmann eine Stufe, worin sich nur ein Aederchen von Silber zeigt, so bieten oftmals die Unverständigen gleich ihre ganze Haabe auf, um diese (vielleicht nur vorgeblich) neue Mine weiter zu erforschen, und sich dadurch zum Crösus hinauf zu arbeiten. Wenn dann auch Hunderte dadurch an den Bettelstab gerathen, so überspannt ein einzig Stückchen gold- oder silberhaltiges Erz die schon in Schwingung gesetzte Fieber des Enthusiasten. Er verarmt gleich jenen, aber die Masse der auf die Weise den Eingeweiden der Erde entrissenen edlen Metalle wird vermehrt, und erzeugt eine stärkere Cirkulation.

den 49sten Grad der Länge von Ferro, hat seit der Entdeckung ihrer reichen Silberminen einen so außerordentlichen Zuwachs von Menschen erhalten, daß unser Bergmann sie auf 100 (?) tausend Köpfe schätzt. Sie bestehen in Spaniern, Kreolen, Indianern und Sklaven. Und wenn die unbedeutende Miliz von 500 Mann, wovon nur die Hälfte wirklich bewafnet ist, alles in Ordnung zu halten vermag, so kann man sicher auf eine außerordentliche Gutmüthigkeit der Indier schließen.

Die Stadt hält, dem Ulloa zufolge, gegen zwei (sp.) Meilen im Umfange, aber ihre Umgebungen sind wegen der Höhe des Gebirges äußerst unfruchtbar. Dennoch ist in ihr der Verkehr sehr groß; ja nach Lima, der Hauptstadt von Peru, stärker als in einer noch so fruchtbar gelegenen Stadt.

Ihre Kirchen und Klöster sind außerordentlich reich an getriebener und massiver Silberarbeit.

„Das große Silberbergwerk findet sich in einem „konischen Gebirge von der Form eines Zuckerhuts, in „dessen ganzen Umfange von beinahe 6 Meilen man „über 300 Gruben zählt. Sie kommen aber bei der „großen Unkunde der frühern Bergbauer mehr Rauh„gruben als wahren Gruben gleich." (Helms.)

Es ist allerdings ein Beweis von der inneren Metallfülle dieses Bergwerks, daß nach einer Bearbeitung von mehr als 250 Jahren noch jetzt eine so reiche Ausbeute daraus erhalten wird. Ein Zufall gab Anlaß

zur Entdeckung deſſelben. Der arme Indianer Hualca aus Porco, ſahe ſich 1545 beim Verfolgen von Wildpret, vielleicht wilden Guanaken, auf dem ſteilen Gebirge gezwungen, ſich an einer hervorſtehenden Baumwurzel feſt zu halten. Sie gab nach, und indem er ſie hervorriß, blieben an der Erde zwiſchen den Wurzeln mehrere Klumpen von gediegenem Silber hangen. Bei ſeiner Zuhauſekunft ſchmolz Hualca das Silber, und grub oder hob nun täglich, ohne irgend jemand ſeinen Fund zu entdecken, von dieſem damals der Oberfläche nahe gelegenen Silber beträchtliche Quantitäten zu ſeinem Verbrauch.

Der wachſende Wohlſtand des Hualca ward zuerſt von ſeinem Freunde, dem Indianer Guanka, bemerkt. Die Freundſchaft bewog jenen endlich den Bitten des Guanka nachzugeben und dieſem ſeine Schätze zu entdecken; dennoch zeigte er ihm nur eine minder vortheilhafte Ader im Gebirge; ſie war ſchwerer zu bearbeiten. Der Zwiſt, welcher hiedurch unter den beiden Schatzgräbern entſtand, endigte ſich damit, daß der letzte die Sache ſeinem Herrn, dem Spanier Villarroël, entdeckte, der denn ordentlich, nach feſtgeſetzten Regeln, davon Beſitz nahm, und am 21ſten April 1545 die Minen eröfnete.

Die zuerſt entdeckte Grube benannte er Deſcubridora (die Entdeckerin); ihr folgten in wenigen Tagen drei andere nach, und dieſe 4 Hauptadern ſind als ſehr

reich lange bearbeitet. Sie ſtreichen von Norden nach Süden.

In den erſtern Zeiten blühete das gediegene Silber an mehreren Orten kammförmig über das Gebirge hervor. Jetzt hingegen erfordert es tiefere Arbeiten und mühſamere Operationen. Es iſt hiebei das Verquicken (Amalgamiren) in Gebrauch, und Barba hat für die Kenntniß der damaligen Zeiten hievon eine ſehr ſchätzbare Auseinanderſetzung geliefert.

Der Hüttenmeiſter Helms hat die neuen Werke befahren. Er fand, daß die Erzgefälle von Potoſi anjetzt hauptſächlich in Pocherzen beſtehen, welche eiſenſchüſſiger Quarzgänge ſind, worin Silberhornerz und, jedoch ſeltner, ſprödes Glaserz eingeſprengt iſt.

Ein Cajon, oder 50 Centner Erz, gab ihm nach Proben aus 300 Gruben, 6 bis 8 Mark Silber. Es iſt mithin wohl hauptſächlich die leichte Gewinnung des edlen Metalls, und nicht die große Reichhaltigkeit, die das heutige Potoſi ſo ſchätzbar macht.

Indeß iſt die Behandlung dort ſo ſchlecht, indem die Spanier bis jetzt alle Arten dieſer Erze, beim Verquicken, auf ein und dieſelbe Weiſe behandeln, daß ſie höchſtens 5 Mark heraus zu bringen verſtehen. Helms ſagt geradezu, „die Arbeiten ſind überhaupt die unergründlichſten, ſchmutzigſten und verſchwenderiſchſten.“ Zu bewundern iſt es, wie wenig die Regierung es vermag, den dortigen auffallendſten Mängeln, die vom

einfachsten Instrumente, dem Schlägel; anheben, und bis zum Erzprobiren hinablaufen, Einhalt zu thun. Vielleicht wird dies durch den großen Bergkundigen, den Spanier d'Elhuar, der vorzüglich in Deutschland (in Freiberg) seine Kenntnisse ausbildete, mit der Zeit gehoben werden.

Jetzt denke man sich, wie groß der Werth dieses Silberschatzes seyn muß, da er selbst bei der fehlerhaften Benutzung noch so einträglich bleibt. Seit dem Jahre 1574 bis zu seiner Zeit (1637) hat Potosi nicht minder als 450 Millionen Thaler Ausbeute gegeben. Eine Summe, setzt Barba hinzu, die da hinreichend wäre 60 span. Quadratmeilen zu bedecken, wenn man 25 Thaler auf jede Elle und für jede Meile 5000 Ellen rechnete. Auch die auf die Halde geworfenen Erze, der Alte Mann, zeigen den großen Reichthum, denn dieser Rückstand wird, nach Helms Aussage, noch jetzt mit so großem Gewinn bearbeitet, daß ein einziger Unternehmer, selbst mit schlechten Werkzeugen versehen, dennoch wöchentlich hiebei 500 Piaster reinen Ueberschuß erzielt.

Der Aufwand, des bei dem Amalgamations-Prozesse hiebei verbrauchten Queckſilbers, ist erstaunlich groß. In 63 Jahren sind nicht weniger als 234700 Centner Queckſilber dort verbraucht (Barba). Glücklich ist es, daß nicht nur das reiche Queckſilberbergwerk von Huancavelica gleichfalls in Peru selbst gelegen ist, sondern

das hiezu ebenfalls nothwendige Salz aus den Minen von Yocalla, sich gleich neben Potosi findet.

Von diesem Steinsalz wurden hier täglich gegen 15 Centner verbraucht (Barba). In jetzigen Zeiten arbeiten 13000 Menschen an diesem Bergwerke, und die königliche Münze von Potosi lieferte jährlich für Rechnung der Krone gegen 600000 Mark an Silber und 2000 Mark Gold (Helms).

Dies sey genug von diesem unerschöpflichen Silbermagazine.

Die Nutzanwendung des Queckſilbers bei den Minen von Potosi führt uns sehr schicklich zu den berühmten Minen, welche dieses Halbmetall für ganz Peru erzeugen, zu den Minen von Huancavelica.

„Diese reiche Queckſilbergrube liegt in der Intendanz„ten schaft Guamanga, unweit der Stadt Huancavelica, „etwa im 13ten Grade der Breite, auf einem Gebirge, „dessen Oberfläche, innerhalb der Schnee-Cordilleren, „auf einer Höhe, die der von Potosi fast gleichkommt, „aus mehreren sanft gewelleten Kegeln besteht, die viele „Thäler zwischen sich bilden. Das Gebirge selbst, sagt „Helms, ist hier nach und nach in ein einfaches Sand„steingebirge übergegangen (der Reisende kam von Po„tosi, also von S. S. O.) und hat in dieser Gegend „wegen seiner horizontalen Lage und wegen seiner Zwi„schen-Lagern von Mergel, Kalch und Spath noch einige „Aehnlichkeit mit Flötzgebirgen, die noch immer unge-

„mein eben an Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber und „allen übrigen Halbmetallen und Salzen sind.“ Welch ein Reich Land! denn dieser Bergkundige nennt viele neue Gruben reich an Gold, Silber und Kupfererzen dieser Gegend, die noch unbenutzt da liegen.

Das Quecksilbererz von Guancavelica ward nach Einigen zuerst 1566, durch den Portugiesen Garces entdeckt, als er die Schminke der dortigen Indianer, die sie Pimbi nannten, für wahren Zinnober erkannte. Andere setzen hingegen die Entdeckung eines Indianers, mit Namen Navincopa, der bei dem Spanier Cabrera in Diensten stand. Cabrera unternahm dann sogleich die Bearbeitung der Grube. Indes sollen bereits die alten Peruaner eben wegen jener Farbe diese Minen bearbeitet haben.

Der Hauptnutzen dieses Bergwerks, der Verbrauch des Quecksilbers zur Amalgamation, oder Aussonderung des Goldes und Silbers aus den Erzen, fällt aber nur erst auf das Jahr 1571; der Spanier Velascar unternahm dies zuerst, und zwar mit glücklichstem Erfolge.

Anfänglich ward das Bergwerk von Gewerken betrieben, allein schon 1570 erkaufte es die Krone von Cabrera; nachmals ist es auch stets ein königliches Eigenthum verblieben.

Die Ausbeute war vormals sehr groß. In den 5 Jahren von 1571 bis 1576 betrug sie über 9000 Centner, es innerhalb der zwei Jahre 1646 bis 1648

faſt das doppelte, nämlich zwiſchen 17 bis 18000 Centner.

Die ganze Summe des ſeit 219 Jahren bis zu Ende von 1789 gewonnenen Queckſilbers beträgt 1,040452 Centner; hiernach wäre die jährliche Ausbeute (mittlere Zahl) gegen 4751 Centner. Allein für die letztern Zeiten rechnet man dann viel zu hoch; alles hat ſich ſehr vermindert. Helms fand, daß man in den Jahren 1787 u. f. noch nicht 1500 Centner für die Krone erzielte; 1790 nur 1460, ja oftmals nur 1300. Daher muſte dann der Preis des Queckſilbers ſelbſt beträchtlich ſteigen. Sogar in den neueſten Zeiten machen wenige Jahre einen bedeutenden Unterſchied. So galt im Jahre 1786 der Centner Queckſilber nur 60 Piaſter, hingegen im Jahre 1791 war er auf 73 Piaſter geſtiegen. Freilich hängt dies mit von der mindern oder ſtärkern Ausbeute der einzelnen Jahre ab, indeß verliert die Krone dennoch ſtets mehr. Nur die Abgabe von dem durch die Gewerke gewonnenen Silbers und Golderze, im ganzen Reiche, welche $\frac{1}{7}$, bei ſchlechtern Zeiten auch nur $\frac{1}{10}$ beträgt, muß den wirklichen Verluſt der Krone einigermaßen entſchädigen, und hiedurch noch die Fortſetzung der Queckſilberbergwerke bewirken. Denn wirklich arbeitet man jetzt hauptſächlich nur auf den ſogenannten Alten Mann.

Sowohl bei dem Silber, als bei dem Queckſilber von Guancvelica iſt eins der Hauptbeſchwerniſſe der Mans

gel der Feuerung. Es fehlt beiden Gebirgen das Holz gänzlich, alles Brennmaterial muß durch Lastthiere herbei geschleppt werden, und selbst die trockne Grasart, Ichor genannt, wodurch ein großer Theil der Heizung und Schmelzung geschieht, wird kostspielig. Die Hauptursachen des Verfalls des metallreichen Peru setzt der hierin gründlich bewanderte Helms mehr in die Unwissenheit der Bergbauer und Hüttenleute, in Unredlichkeit der großen Officianten, so wie in dem Mangel an Achtsamkeit der dortigen Bergbedienten und der Fahrlässigkeit der höhern Beamten, wodurch die armen Indianer gedrückt, die Bergbauer aber gar nicht unterstützt werden.

Dennoch artet der Hang der Peruaner auf unterirdische Schätze oftmals in wahren Unsinn aus. Kaum bringt ein Bergmann eine Stufe, worin sich nur ein Aederchen von Silber zeigt, so bieten oftmals die Unverständigen gleich ihre ganze Haabe auf, um diese (vielleicht nur vorgeblich) neue Mine weiter zu erforschen, und sich dadurch zum Crösus hinauf zu arbeiten. Wenn dann auch Hunderte dadurch an den Bettelstab gerathen, so überspannt ein einzig Stückchen gold- oder silberhaltiges Erz die schon in Schwingung gesetzte Fitzer des Enthusiasten. Er verarmt gleich jenen, aber die Masse der auf die Weise den Eingeweiden der Erde entrissenen edlen Metalle wird vermehrt, und erzeugt eine stärkere Circulation.

Unter den kaum aufzuzählenden Bergwerken von Peru liefert das Gebirge von Lauricocha gleichfalls ein bedeutendes Beispiel von der Ueppigkeit der hiesigen Natur in Hervorbringung reicher Metalle.

Lauricocha ist mit Recht auf zweifache Art berühmt. Aus dieser Gegend leiten die meisten Geographen die Quellen des größten Flusses der Erde her, und in den umherliegenden Gebirgen erzeugt sich ein ungeheurer Metallschatz.

Das ganze hieher gehörige Gebiet umfaße wahrscheinlich sehr viele Quadratmeilen. Es ist dies ein Theil der kalten Sierra. Die hohen Ebenen von Bombon in der Intendantschaft Tarma, 40 Meilen östlich von Lima, betragen über 15 Meilen in der Länge und beinahe 6 in der Breite. Auch der See Chincha y Cocha liegt darin, und außer den Quellen des Maranon entspringen darin mehrere Flüsse.

Die neuesten Nachrichten geben hier über 6 bedeutende Bergwerks-Reviere an. St. Rosa war sonst besonders wichtig darunter. Unser Landsmann Helms fand hier außer dem Silber auch Eisen, Kobolt und andere Mineralen, worauf aber begreiflich nicht gebauet wird. Der ganze Berg von Lauri oder Jauricocha, wie er schreibt, ist ein Beet, Flötz, dessen Länge eine halbe Meile fortstreicht, und dessen Breite wohl nicht geringer ist. Es nehmen mehr als 200 Privat-Bergbauer daran Theil, und erzielen, selbst bei der un-

kundigen Behandlung gegen 200tausend Mark Silber. So viel feines Silber ward auch im Jahre 1789 aus den 15000 Cajons (zu 50 Centner) in der königlichen Silberschmelze von Pasco zu gute gemacht.

Pasco ist ein kleiner Bergflecken, der nur 2 Meilen (lieues) von dem Gebirge Lauricocha entfernt liegt; hier befindet sich ein Subdelegat der Regierung von Tarma für die Justiz, wie auch die Bergofficianten, viele Berginteressenten und die königl. Hüttenwerke.

Auch diese Reichthümer entdeckte ein Zufall. Der Hirte, Huari-Capcha, trieb seine Heerde auf die Höhen von Lauricocha. Da er sich gezwungen sahe hier zu übernachten, so machte er Feuer an, und fand zu seinem Erstaunen bei Tagesanbruch unter der Asche viele Körner von geschmolzenem Silber. Er zeigte dies dem Don Juan Ugarte an, einem reichen Manne, der in der Nähe in dem Thale Huarica wohnte.

Don Ugarte untersuchte den Ort, fand mehrere Metallspuren und liess nun die Gegend mit grosem Vortheile bearbeiten. Sogleich zog der Ruf dieses Schatzes viele Bergbauer hieher; in kurzem sahe man ein bedeutendes Etablissement, wo kurz zuvor keine Spur eines Obdaches vorhanden war.

Dritthalb Meilen im Westen, von diesem metallreichen Boden, zeigt sich ein seltenes Phänomen; der cylinderförmige Berg Naco. Er ist gänzlich aus einem weissen Granit von feiner Textur gebildet, der in Ge-

bünden sehr brauchbar ist. Wirft man Stücke davon ins Wasser, so verändert der Granit seine Farbe, er wird dunkelblau; man nennt ihn Ala de mosca.

Wer könnte alle die reichen und merkwürdigen Minen von Peru durchgehen? So giebt Ulloa von einem Bergwerke zu Huantaja in der Provinz Arica Nachricht, das unter den neueren eines der berühmtesten war. „Es war so reich, sagt er, daß die ganze Ader „in ihrer Breite aus gediegenem Silber bestand, welches mit Eisen und Schlägel losgeschlagen wurde. „Es hieß daher mit Recht die Silbergrube, denn „überall, wo man hinkam, sahe man Silber; es gab „Stellen, woselbst die Ader Knoten hatte, die als dicke „Silberstücke gebrochen wurden.“ Schade nur, daß die Erhebung dieses großen Schatzes durch die Unfruchtbarkeit, durch den Wassermangel der dortigen Gegend und durch die beträchtliche Entfernung von einem Ausfuhrplatze so viele Kosten erforderte. Der Hafen Iquiqui, der nächste zur Ausfuhr, ist zwei Meilen entfernt. Indeß ist diese Mine ein neuer Beweis des unermeßlichen Reichthums von edlen Metallen dieses Landes. Oftmals zeigt dies ein ungeahndeter Zufall. So stürzte vor 80 Jahren, unweit der Stadt la Paz ein großer abhangender Theil eines Gebirges herab, an dessen Fuße sich eine Goldwäscherei befindet. Man schied aus dem Gesteine gediegene Goldstücke von 50 Pfunden, und kleinere von 2 Pfunden; auch spült der Regen oft noch

sind (1787) Stücke von 2 Linien hervor. Die Stadt la Paz, in dem Gouvernement von Buenos Ayres, gewann durch jenes einzige gestürzte Felsenstück 80000 Piaster. (Helms.)

Die Minen von Huantajaya, woselbst sich das Silber in großen Massen 13000 Fuß hoch über der Meeresfläche erhoben findet, enthält in diesen reichen, so hoch gelegenen Metallgängen dennoch versteinerte Muscheln (n. Humboldt.)

Die Provinz la Plata führt wegen ihrer allgemeinen Silberhaltigkeit diesen Namen; und Helms Untersuchungen zufolge, scheint der ganze Gebirgsrücken von Tucuman nach Peru edel zu seyn. „Kurz, sagt er, „der Ueberfluß dieser Königreiche ist dermaßen groß, „daß der Bergbau bei mittelmäßigen metallurgischen „Kenntnissen und Umtriebe, weit über die nöthige „Quantität edler Metalle für die ganze Welt liefern „würde."

Mit Recht hält er es aber dem Handel sehr zuträglich, daß keine gar zu übermäßige Masse dieser Metalle in Umlauf komme; ja daß selbst von den 50 Millionen, die da jährlich in geschlagenen Piastern aus der neuen Welt nach Europa gehen, ein bedeutender Theil jährlich nach China für dortige Produkte geführt würde; sonst würde, glaubt er, das Gleichgewicht der Preise dieser Metalle selbst, und hiedurch der Waarenhandel durchaus gestört werden.

So zeigten dann jene gültigen Thatsachen Peru als eins der größten unterirdischen Magazine fast aller fossilischen Kostbarkeiten. Denn außer den bereits erwähnten Smaragden führt Barba dort noch mehrere Edelsteine, z. B. Türkisse, Amethiste, ja sogar Diamanten auf; und warum sollten diese dort völlig mangeln, da das gegenüber liegende Brasilien davon einen solchen Ueberfluß zeiget?

Jene ungeheure Gold- und Silbermassen, den Peru verdanken keinen unbeträchtlichen Theil ihrer Wirksamkeit oder wenigstens ihrer Verbreitung in die übrigen Welttheile, einer nicht sehr ansehnlichen Thätigkeit.

Die Natur suchte der neuen Welt durch folgende Thiere, nämlich durch das Llacma (Guanaco), die Vicunna, das Alpaca, das Chilihueque, die Kameele der alten Welt zu ersetzen. Und wenn diese amerikanische Thierarten, wie bei mehreren ähnlichen Fällen, den unsrigen auch nicht an Größe und Kraft gleichkommen, so sind sie ihnen doch sowohl in Ansehung der Form, der Sitten und des Nutzens ähnlich. Das erstere verdient aber hier gerade einer genauern Anzeige, da es in Peru fast das einzige Lastthier ist, wodurch die rohen Metalle zu den Pochwerken, und die Silberstangen an die Absatz- und Verführungsorte gebracht werden.

Das eigentliche Llacma, von den Spaniern Carnero de la Tierra, das Landschaaf genannt, (Camelus, Glama, Horse Tavi lopho pectorali L.)

denn Beliardy behauptet, Llacma sey bei den Indianern ein Geschlechtsname für alle wolltragende Thiere, ist unter den Kameelen der neuen Welt eines der stärksten. Der Höhe nach kommt es einem kleinen Esel gleich; es trägt den langen Kameelhals erhoben; hat einen stolzen, festen Gang, sein schwarzes schönes Auge, ist milde, furchtlos und zutraulich. Es hat gespaltene Klauen; der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Füllens; der Körper ist mit langer grober Wolle bedeckt, die am Halse und am Bauche kürzer ist. Die Farbe selbst ist verschieden; es giebt schwärzliche, zimmtfarbene, gefleckte und weißliche Llacmas.

Das wahre Vaterland des Llacma ist das hohe Gebirge der Cordilleren vom Königreiche Peru; innerhalb Tucuman sahe Helms diese Thiere nirgend. Hiebei ist es aber sehr merkwürdig, daß, obgleich die hohen Cordilleren in die Provinz Quito hinauflaufen, man dennoch nur bis etwa zum 10ten Grade südl. Breite das ganze Geschlecht dieser Schaafkameele im natürlichen Zustande antrift.

Auf den hohen Andes, des südlichsten Theils von Peru geht dieses edle Thier heerdenweise, und nährt sich nur allein von dem kurzen Moose und Grase Icho; ihr Labsal ist frisches kaltes Wasser. Aber weiter gegen den Aequator hin sieht man in Peru nur gezähmte Llacmas, und die Peruaner, welche überhaupt für alle

zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, Lasten gegen das Llacma wahre Verehrung.

„Ehe sie anfangen sich dieser Thiere zum Lastragen „zu bedienen, stellen sie ein eigenes Fest an, wodurch „sie sie gleichsam zu ihren Gefährten und Gesellschaf„tern aufnehmen. Innerhalb des eingeschlossenen Hof„es bei ihren Hütten putzen sie ihnen zuerst mit vielen „wollenen oder seidnen Bändern und Büschchen den „Kopf. Sie laden ihre Freunde nebst Frau und Kin„dern zu einem Gastmahle von Chicha, (einem gegohr„nen Trank aus Maiz) Brandtewein und geröstetem „Maiz, ein. Nun beginnt der Tanz nach der Musik „von kleinen Trommeln und Pfeifen zugleich, mit dem „Schmause."

„Während dieser Lustbarkeiten, und sie dauern oft „ein Paar Tage, gehen sie fleißig zu ihren geliebten „Thieren, die sich hiebei in einer Ecke des Hofes befin„den, umarmen sie, machen ihnen tausend Liebkosun„gen, halten ihnen Totumas oder Flaschen mit Chicha „und Brandtewein vor das Maul, und ob diese gleich „nichts davon genießen, so glauben die Indier dennoch „ihren künftigen Hausgenossen ihren guten Willen be„zeugen zu müssen. Dabei reden sie mit ihnen auf das „freundschaftlichste, sagen ihnen viele Schmeicheleien, „als wären es vernünftige Wesen, mit denen sie in ge„naue Verbindung treten wollten. Ist das Fest been„digt, dann erst fangen sie an die Thiere zum Lastere-

Das beladene Llama

„gen zu gewöhnen. Auch dies geschieht indeß mit vie„ler Mäßigung; sie treiben sie nicht, sie lassen sich den „gewöhnlichen Schritt des Thiers gefallen, und da das „Llacma ein sanftes, kluges, gelehriges Thier ist, so „horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt sich leicht „regieren.“ (Ulloa.)

Ohne zu galloppiren noch zu trottiren geht es dennoch nicht langsam, und hat dabei, selbst auf den Gebirgen, einen so sichern und sanften Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vorzugsweise bedient.

Das Llacma trägt einen, ja selbst bis gegen anderthalb Centner, und die Zeichnung zeigt *) wie das Thier zum Fortbringen der Metallstangen besonders angeschirrt wird. Hat man es aber überladen, sucht man es zu übertreiben und wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem klägtlichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers sind sodann durchaus vergeblich, es weiter zu treiben; es bleibt liegen und stirbt. Einige behaupten, man könne sie durch schmerzhaftes Pressen der Zeugungstheile dennoch zum Weitergehen zwingen.

Gewöhnlich läßt man sie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten abweiden. Sie legen sich sodann nieder, um auszuruhen, wiederzukauen und neue Kräfte zu sammlen. Beim Niederlegen knieen sie und

*) Man sehe das Kupfer.

ziehen die Schenkel ein, so daß der Körper sie gänzlich bedeckt; dabei halten sie aber stets den Hals gerade empor.

Das Llacma geht 6 Monate trächtig, wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehrere Euter hat. In der Brunstzeit und im Zorne giebt es einen besondern Laut von sich, und wirft einen schaumartigen Speichel, wie das Kameel, um sich.

Die alten Thiere werden von den Indianern gegessen; das Fleisch soll dem Schaaffleische ähnlich seyn, nur süßlicher; auch bedienen sich einige Indianer des Haares jedoch nur zu ganz groben Decken u. dgl.

Ehe die Maulthiere in Südamerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieser Thierart noch bedeutender als in unsern Zeiten.

Sowohl die Aehnlichkeit der Thierart, als dessen Heimath, berechtiget den Leser hier eine genauere Nachricht von der Vigogne zu erwarten *).

Die Vicunna (Camelus Vicunna corpore lanato laevi, rostro simo obtuso, cauda erecta) ist kleiner und schmächtiger als das Llacma; sie hat viel Aehnlichkeit mit unserer Ziege, nur ist der Hals länger, auch ist der Kopf runder, hat dabei nur kurze aufstehende Ohren, höhere Füße und keinen Bart.

---

*) Man sehe das Kupfer im vorigen Jahrgange, Seite 18.

Es ähnlich dieſes Thier auch dem Llárma iſt, ſo weicht es dennoch in Rückſicht ſeines Naturells ſehr davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm; ſie bewohnt die hohen Gebirgsgiebel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweiſe die dürftigen Grasarten ab, und bleibt ſtets in Wildheit. Sie fliehet den Menſchen, wenn ſie ihn, ſelbſt in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köſtliche Vigogne-Wolle.

Da dieſe Thierart eben ſo furchtſam, als flüchtig iſt, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, ſo thun ſich ganze Geſellſchaften Indianer zuſammen, um ſie zu jagen. Dieſe Geſellſchaften von Jägern nennt man Chacos. Es iſt ſehr ſchwer dieſe Thiere zum Schuß zu bringen, deshalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchem ſie Heerden von Vicunnen weiden ſehen, mit langen Stricken, in der Höhe des Halſes des Thiers. An dieſe Stricke werden rothe oder ſonſt ſtark gefärbte Lappen in gewiſſen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an die Vicunnen, vermittelſt eigens dazu abgerichteter Hunde, zuſammen zu treiben. Die große Furchtſamkeit der Thiere verhindert ſie bei Erblickung jener von der Luft bewegten Lappen durch das Ueberſetzen über die Stricke, zu entfliehen, ſo leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen ſodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die ſie ih-

len geschickt über die Beine werfen, tödten sie und ziehen ihnen sofort die Haut ab.

Oft sehen sich hiebei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben; sie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnen-Häute zurück. Bei einem so kostbaren Thiere ist dies eine desto mehr zu verwerfende Jagd (auch ist das Tödten der Thiere verboten) da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu scheren, sie sodann wieder frei zu lassen, auf die Weise mehrere Jahre ein und dasselbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen und so den Anwachs dieser einträglichen Thiere zu vermehren.

Diese Jagd schlägt zu Zeiten wegen eines der Vicunne ähnlichen Thiers fehl, das sich unter ihre Heerden mischt. Dies ist das Alpaca, oder Paco, das sich hauptsächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterscheidet. Es begattet sich nie mit der Vicunna, und ist daher von verschiedener Art. Finden sich dann einige dieser kühnen Thiere unter den gejagten Heerden der Vicunnen, so setzen diese, da sie jene gefärbte Lappen nicht achten, über die Stricke und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die Felle der Vicunnen werden von den Jägern in Packen oder Bündel zusammen gebunden und den Kaufleuten ganz unversehrt geliefert. Dies ist nothwendig, um den Betrug mit der Wolle zu verhüten.

Diese äußerst sanfte, seidenartige, zarte Wolle ist theils blaßroth, wie Rosenblätter, theils graulich. Sie kann nur zu feinen Zeugen dienen, da hingegen die gröbere des Alpaco zu stärkeren Zeugen, auch zu Hüten benutzt wird. Man vertheilt die Vigognen-Wolle in mehrere Sorten: 1) die supra fine, ist dick, seidenartig wollreich und warm; 2) die Carmeline oder Bastard; 3) Pelotage, Klumpenwolle, weil sie nur aus verwickelten Klumpen besteht, daher auch nur zu schlechteren Sachen, z. B. Hüten, verarbeitet wird. Die erste liefert dagegen die trefflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bei uns oft 20 Rthl. kostet.

Den gesamten Werth aller Vigogne-Wolle, welche Peru jährlich ausführt, setzen die neuesten Nachrichten doch nur auf 10000 Piaster; hier ist indeß die dort selbst benutzte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili.

Molina hält das Fleisch für das schmackhafteste Wildpret; auch soll es äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen.

Es ist sehr zu bedauern, daß man nicht längst mit Ueberlegung und Vorsicht im Großen versucht hat, diese Thierart in Europa einheimisch zu machen. Die Vorschläge, welche deshalb verschiedentlich in Frankreich unter den letzten Königen geschehen sind, scheinen nicht mit hinreichender Rücksicht auf das Klima gemacht worden zu seyn. Die Pyrenäen wären vielleicht das Ge-

biet, worauf die Vicunna gedeihen würde, und wenn man sie denn nicht, wie in Peru, bei den Jagden tödtete, sondern ihnen nur die Wolle abschöre, so gienge wahrscheinlich ein trefflicher und wichtiger Handelszweig dadurch hervor.

Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beschneieten Paramos periodisch, so hat dies unschuldige Thier einen noch mächtigern, natürlichen Feind; er ist desto gefährlicher, da ihn weder Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bei seinen Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den Cuntur oder Condor, diesen Riesen der Geier, sagt v. Humbold, lockt die Raubsucht auf die zartwolligen Vicunnen in diese höchste Region. Er schwebt hoch über alle jene Bergkolosse in einer dem Menschen selbst kaum erträglichen Luft, und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab. Ulloa sahe, wie ein solches Thier ein Lamm mitten aus einer Heerde von Schaafen, welche an dem Paramos weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch gestiegen, ließ er es fallen, fieng es wieder auf und schleuderte es noch zweimal von sich, bis man ihn dann damit aus dem Gesichte verlohr.

Der Condor (Vultur Condor, caruncula verticali longitudine capitis) ist fürchterlich stark, aber nicht übermäßig groß. Er hält 8 bis 11 Par. Fuß mit ausgespannten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier

tödtete, hielt 9 Fuß. Er iſt dabei gutmüthig und fällt nie Menſchen an. (v. Humboldt.)

Ulloa behauptet, man zähme ſie in Peru auf einigen Landgütern. Die Farbe iſt ſchwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert ein fleiſchiger faſt knorpelartiger braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderſchädel bedeckt.

Wir erwarten die bis jetzt fehlende Abbildung und genauere Beſchreibung dieſes ſtärkſten Vogels von Hrn. v. Humboldt.

Der Condor tödtet ſelbſt junges Rindvieh, und die Indianer ſuchen dieſe ſchädlichen Thiere auf folgende Art zu erlegen. Man ſchlachtet ein ſchlechtes Stück Vieh, und beſtreicht das Fleiſch mit Säften von Kräutern, die da ſtark betäuben. Damit der Vogel dieſen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleiſch zuvor etwas in Fäulniß übergehen. Der Cuntur fällt ſodann über dieſes ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeieilenden Indiern erſchlagen. Indeß iſt das Thier ſo ſtark, daß oft ein Menſch bei dieſem Kampfe mit den Flügeln zu Boden geſchlagen wird.

Jetzt wenden wir uns zu dem wichtigſten Nutzen der Heimath dieſer amerikaniſchen Kameele, der Cordilleren der Andes; wir betrachten ſie als die Werkſtätten zur allgemeinen Bewäſſerung der ſüdlichen neuen Welt.

Sind diese Werkstätten riesenmäßig, so darf man auch mit Recht die größte Bewässerung hier erwarten. Das ungeheuerste Kettengebirge der Cordilleren der Andes muß, seiner Natur nach, ungeheure Ströme erzeugen. Und wenn mithin auch dereinst die Population von Südamerika zunimmt, wenn daher Lagunen ausgetrocknet, Seen abgeleitet, Wälder ausgehauen und ihr Boden urbar gemacht würde, so mag dies zwar die Masse der heutigen Feuchtigkeiten mindern und dem Menschen ein günstigeres Klima zubereiten, allein so lange jenes kolossalische Gebirge so kolossalisch bleibt, müssen sich hier die größten Flüsse der Erde erzeugen. Der mächtigste Strom der ganzen Erde eröfnet hier mit Recht die Reihe.

Der Maranjon oder Amazonen-Fluß wird zwar aus mehreren Quellen gebildet; allein der Theil des hohen Gebirges um den See Lauricocha (unter 10° 14') welcher uns bereits durch seine Silberhaltigkeit als höchst wichtig bekannt worden war, hat sicher hieran sehr großen Antheil. So wie aber bei der Donau das kleine Becken in dem Hofe des Fürstlichen Schlosses zu Doneschingen zwar einige Quellen enthält, woraus die Gewässer der Donau vermehrt werden, die bedeutenden wahren Quellen aber eigentlich in den großen umherliegenden Höhen des Schwarzwaldes zu suchen sind, so ist auch die hohe Lage des Sees Lauricocha und die große Höhe der ganzen dortigen Alpen-Gegend, als

Umgebung dieſes Sees der Hauptſitz der Quellen des Maranon.

Dieſe Quellen des Maranon haben aber, vielleicht zufällig, ſchon in ältern Zeiten eine ehrenvolle Auszeichnung erhalten. Man findet nämlich an der Mündung des Sees verſchiedene Pyramiden von Stein, jede einige Ellen weit von der andern entfernt. Man hält ſie für die Ruinen einer Brücke, die die Yncas dort erbaueten. Es finden ſich nämlich in einer kleinen Entfernung Ueberbleibſel der Yncas-Heerſtraße (Chaussée) welche allerdings unſere Bemerkung verdienen.

Das groſſe und hohe Schnee-Gebiet von Lauricocha iſt aber eine ſo reiche Mutter bedeutender Flüſſe, daß es hier einer genauern Anzeige werth iſt. Denn die Gewäſſer, welche daraus als Quellen des Maranons angegeben werden, ſtehen denen weit nach, welche ſich ebenfalls hier für den Huai- oder Guallaga und den Ucayale bilden. Etwas ſüdlicher als der See Lauricocha iſt nämlich auf eben dieſen Höhen der See Chiquiacoba oder Chincaycocha gelegen, und aus dieſem entſpringt (nach den Berichten des P. Sobreviela von 1790) unter 10° 57′ ſüdl. Br. der Huallaga. Er führt anfänglich den Namen Hu(Gu)anaco, fließt zuerſt gegen Norden, nimmt viele kleinere Flüſſe, die gleichfalls alle innerhalb dieſes Gebiets entſpringen, in ſich auf, wird aber wegen der vielen gefährlichen Stürzungen nur erſt (unter 9° 22′), da wo ſich der Monzon in ihn

einmündet, schiffbar. Von hier wird sein Lauf ruhiger, obgleich sehr viele Flüsse in ihn treten; bei seiner östlichen Abweichung von den Cordilleren wächst die Summe seiner Arme und bildet mehrere Inseln. Bald darauf erhält er eine solche Größe, daß er zu Zeiten die fruchtbarsten Länder meilenbreit überschwemmt und sich endlich mit einer Weite von einer halben Seemeile und 28 Faden Tiefe (unter 5° 4′) in den Maranon ergießt.

Noch viel bedeutender ist aber der gleichfalls in den Ebenen von Bombon aus jenem See Chincacocha erzeugte Ukayale.

Dieser wird, den gültigsten Zeugnissen zufolge, für den wahren Stamm des Maranon gehalten. Auch ward er bis 1687 Apo-paru, das ist Gran Paro, genannt, woher der Name Gran Para, den man nur erst nachmals dem kleinern Flusse Tungurua (so hieß der Maranon bis zu dem Jahre 1707, da der Pater Fritz seine Karte von diesem Flusse gab) dem Amazonen-Flusse beilegte. Ferner sind sehr bedeutende Flüsse, z. B. der Apurimac, der Paucartambo, die südlichen Wurzeln des Ukayale, bereits schiffbar, ehe einmal der Maranon erzeugt ist. Kurz, ohne noch mehrere Gründe hier anzuzeigen, gebührt dem Ukayale der Rang vor dem Maranon.

Der Ukayale heißt bei seinem Ursprunge aus dem erwähnten See, Tapa oder auch der Fluß von Tarma, und läuft anfänglich bis gegen den 12ten Breitengrad

südlich, wendet sich sodann gegen Osten, woselbst er den, 4 Grade südlicher entspringenden, großen Apurimac antrift. Mit diesem vereinigt gehen beide gegen Norden, und nehmen bald darauf (unter 11° 18') den Perene auf, der quer durch die Stadt Tarma fließt und gleichfalls aus dem hohen Gebiete von Lauricocha entsprungen ist, so wie auch den Xauxa (Chaucha), der sich dann ebenfalls mit dem Ukayale vereint. Auf eben diesen Höhen entsteht der Pachitea; er mündet sich (etwa unter $8\frac{1}{2}$°) in den Ukayale ein, nachdem sich 40 ansehnliche Flüsse nur allein in diesem Zwischenraume dem Hauptflusse zugesellet haben. (P. Girbal.)

Nur erst von jetzt an fließt diese vereinigte Wassermasse unter dem neuen Namen Ukayale. In ihm ergießen sich allein von Westen her, denn die östlichen Gegenden sind selbst in unseren Zeiten wenig gekannt, über sechs ansehnliche Ströme (der Manoa, Curhiabatay, ist hievon besonders merkwürdig), und so bildet er große vielfache Inseln und eilet in der Richtung von N. O. seinem Mitbuhler, dem Maranon, zu.

Ihre Vereinigung geschieht unter 4° 45' nahe bei der Stadt oder Ortschaft der Omaguas. Selbst Condamine gesteht, daß hier der Ukayale weit größer und weit mächtiger ist, als der Maranon; daß daher die Gewässer des letztern bei ihrem Zusammentreffen mit dem Ukayale von diesem zurück getrieben, zu einer andern Richtung gezwungen würden, und daß es daher

den geschickt über die Beine werfen, tödten sie und ziehen ihnen sofort die Haut ab.

Oft sehen sich hiebei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben; sie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnen-Häute zurück. Bei einem so kostbaren Thiere ist dies eine desto mehr zu verwerfende Jagd (auch ist das Tödten der Thiere verboten) da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu scheren, sie sodann wieder frei zu lassen, auf die Weise mehrere Jahre ein und dasselbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen und so den Anwachs dieser einträglichen Thiere zu vermehren.

Diese Jagd schlägt zu Zeiten wegen eines der Vicunne ähnlichen Thiers fehl, das sich unter ihre Heerden mischt. Dies ist das Alpaca, oder Paco, das sich hauptsächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterscheidet. Es begattet sich nie mit der Vicunna, und ist daher von verschiedener Art. Finden sich dann einige dieser kühnen Thiere unter den gejagten Heerden der Vicunnen, so setzen diese, da sie jene gefärbte Lappen nicht achten, über die Stricke und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die Felle der Vicunnen werden von den Jägern in Packen oder Bündel zusammen gebunden und den Kaufleuten ganz unversehrt geliefert. Dies ist nothwendig, um den Betrug mit der Wolle zu verhüten.

Diese äußerst sanfte, seidenartige, zarte Wolle ist theils blaßroth, wie Rosenblätter, theils graulich. Sie kann nur zu feinen Zeugen dienen, da hingegen die gröbere des Alpaco zu stärkeren Zeugen, auch zu Hüten benutzt wird. Man vertheilt die Vigognen-Wolle in mehrere Sorten: 1) die supra fine, ist dick, seidenartig wollreich und warm; 2) die Carmeline oder Bastard; 3) Pelotage, Klumpenwolle, weil sie nur aus verwickelten Klumpen besteht, daher auch nur zu schlechtern Sachen, z. B. Hüten, verarbeitet wird. Die erste liefert dagegen die treflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bei uns oft 20 Rthl. kostet.

Den gesamten Werth aller Vigogne-Wolle, welche Peru jährlich ausführt, setzen die neuesten Nachrichten doch nur auf 10000 Piaster; hier ist indeß die dort selbst benutzte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili.

Molina hält das Fleisch für das schmackhafteste Wildpret; auch soll es äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen.

Es ist sehr zu bedauern, daß man nicht längst mit Ueberlegung und Vorsicht im Großen versucht hat, diese Thierart in Europa einheimisch zu machen. Die Vorschläge, welche deshalb verschiedentlich in Frankreich unter den letzten Königen geschehen sind, scheinen nicht mit hinreichender Rücksicht auf das Klima gemacht worden zu seyn. Die Pyrenäen wären vielleicht das Ge-

biet, worauf die Vicunna gedeihen würde, und wenn man sie denn nicht, wie in Peru, bei den Jagden tödtete, sondern ihnen nur die Wolle abschöre, so gienge wahrscheinlich ein treflicher und wichtiger Handelszweig dadurch hervor.

Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beschneieten Paramos periodisch, so hat dies unschuldige Thier einen noch mächtigern, natürlichen Feind; er ist desto gefährlicher, da ihn weder Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bei seinen Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den Cuntur oder Condor, diesen Riesen der Geier, sagt v. Humbold, lockt die Raubsucht auf die zartwolligen Vicunnen in diese höchste Region. Er schwebt hoch über alle jene Bergkolosse in einer dem Menschen selbst kaum erträglichen Luft, und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab. Ulloa sahe, wie ein solches Thier ein Lamm mitten aus einer Heerde von Schaafen, welche an dem Paramos weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch gestiegen, ließ er es fallen, fieng es wieder auf und schleuderte es noch zweimal von sich, bis man ihn dann damit aus dem Gesichte verlohr.

Der Condor (Vultur Condor, caruncula verticali longitudine capitis) ist fürchterlich stark, aber nicht übermäßig groß. Er hält 8 bis 11 Par: Fuß mit ausgespannten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier

tödtete, hielt 9 Fuß. Er iſt dabei gutmüthig und fällt nie Menſchen an. (v. Humbold.)

Ulloa behauptet, man zähme ſie in Peru auf einigen Landgütern. Die Farbe iſt ſchwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert ein fleiſchiger faſt knorpelartiger braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderſchädel bedeckt.

Wir erwarten die bis jetzt fehlende Abbildung und genauere Beſchreibung dieſes ſtärkſten Vogels von Hrn. v. Humbold.

Der Condor tödtet ſelbſt junges Rindvieh, und die Indianer ſuchen dieſe ſchädlichen Thiere auf folgende Art zu erlegen. Man ſchlachtet ein ſchlechtes Stück Vieh, und beſtreicht das Fleiſch mit Säften von Kräutern, die da ſtark betäuben. Damit der Vogel dieſen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleiſch zuvor etwas in Fäulniß übergehen. Der Cuntur fällt ſodann über dieſes ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeieilenden Indiern erſchlagen. Indeß iſt das Thier ſo ſtark, daß oft ein Menſch bei dieſem Kampfe mit den Flügeln zu Boden geſchlagen wird.

Jetzt wenden wir uns zu dem wichtigſten Nutzen der Heimath dieſer amerikaniſchen Kameele, der Cordilleren der Andes; wir betrachten ſie als die Werkſtätten zur allgemeinen Bewäſſerung der ſüdlichen neuen Welt.

Sind diese Werkstätten riesenmäßig, so darf man auch mit Recht die größte Bewässerung hier erwarten. Das ungeheuerste Kettengebirge der Cordilleren der Andes muß, seiner Natur nach, ungeheure Ströme erzeugen. Und wenn mithin auch dereinst die Population von Südamerika zunimmt, wenn daher Lagunen ausgetrocknet, Seen abgeleitet, Wälder ausgehauen und ihr Boden urbar gemacht würde, so mag dies zwar die Masse der heutigen Feuchtigkeiten mindern und dem Menschen ein günstigeres Klima zubereiten, allein so lange jenes kolossalische Gebirge so kolossalisch bleibt, müssen sich hier die größten Flüsse der Erde erzeugen. Der mächtigste Strom der ganzen Erde eröfnet hier mit Recht die Reihe.

Der Maranjon oder Amazonen-Fluß wird zwar aus mehreren Quellen gebildet; allein der Theil des hohen Gebirges um den See Lauricocha (unter 10° 14') welcher uns bereits durch seine Silberhaltigkeit als höchst wichtig bekannt worden war, hat sicher hieran sehr großen Antheil. So wie aber bei der Donau das kleine Becken in dem Hofe des Fürstlichen Schlosses zu Doneschingen zwar einige Quellen enthält, woraus die Gewässer der Donau vermehrt werden, die bedeutenden wahren Quellen aber eigentlich in den großen umherliegenden Höhen des Schwarzwaldes zu suchen sind, so ist auch die hohe Lage des Sees Lauricocha und die große Höhe der ganzen dortigen Alpen-Gegend, als

Umgebung dieſes Sees der Hauptſitz der Quellen des Maranon.

Dieſe Quellen des Maranon haben aber, vielleicht zufällig, ſchon in ältern Zeiten eine ehrenvolle Auszeichnung erhalten. Man findet nämlich an der Mündung des Sees verſchiedene Pyramiden von Stein, jede einige Ellen weit von der andern entfernt. Man hält ſie für die Ruinen einer Brücke, die die Ynkas dort erbaueten. Es finden ſich nämlich in einer kleinen Entfernung Ueberbleibſel der Ynka-Heerſtraße (Chaussée) welche allerdings unſere Bemerkung verdienen.

Das große und hohe Schnee-Gebiet von Lauricocha iſt aber eine ſo reiche Mutter bedeutender Flüſſe, daß es hier einer genauern Anzeige werth iſt. Denn die Gewäſſer, welche daraus als Quellen des Maranons angegeben werden, ſtehen denen weit nach, welche ſich ebenfalls hier für den Hual- oder Guallaga und den Uka Yale bilden. Etwas ſüdlicher als der See Lauricocha iſt nämlich auf eben dieſen Höhen der See Chiquiacoba oder Chincaeocha gelegen, und aus dieſem entſpringt (nach den Berichten des P. Sobreviela von 1790) unter 10° 57′ ſüdl. Br. der Huallaga. Er führt anfänglich den Namen Hu(Gu)anaco, fließt zuerſt gegen Norden, nimmt viele kleinere Flüſſe, die gleichfalls alle innerhalb dieſes Gebiets entſpringen, in ſich auf, wird aber wegen der vielen gefährlichen Stürzungen nur erſt (unter 9° 22′), da wo ſich der Monzon in ihn

einmündet, schiffbar. Von hier wird sein Lauf ruhiger, obgleich sehr viele Flüsse in ihn treten; bei seiner östlichen Abweichung von den Cordilleren wächst die Summe seiner Arme und bildet mehrere Inseln. Bald darauf erhält er eine solche Größe, daß er zu Zeiten die fruchtbarsten Länder meilenbreit überschwemmt und sich endlich mit einer Weite von einer halben Seemeile und 28 Faden Tiefe (unter 5° 4′) in den Maranon ergießt.

Noch viel bedeutender ist aber der gleichfalls in den Ebenen von Bombon aus jenem See Chincacocha erzeugte Ukayale.

Dieser wird, den gültigsten Zeugnissen zufolge, für den wahren Stamm des Maranon gehalten. Auch ward er bis 1687 Apo-paru, das ist Gran Paro, genannt, woher der Name Gran Para, den man nur erst nachmals dem kleinern Flusse Tungurua (so hieß der Maranon bis zu dem Jahre 1707, da der Pater Fritz seine Karte von diesem Flusse gab) dem Amazonen-Flusse beilegte. Ferner sind sehr bedeutende Flüsse, z. B. der Apurimac, der Paucartambo, die südlichen Wurzeln des Ukayale, bereits schiffbar, ehe einmal der Maranon erzeugt ist. Kurz, ohne noch mehrere Gründe hier anzuzeigen, gebührt dem Ukayale der Rang vor dem Maranon.

Der Ukayale heißt bei seinem Ursprunge aus dem erwähnten See, Tapa oder auch der Fluß von Tarma, und läuft anfänglich bis gegen den 12ten Breitengrad

südlich, wendet sich sodann gegen Osten, woselbst er den, 4 Grade südlicher entspringenden, großen Apurimac antrift. Mit diesem vereinigt gehen beide gegen Norden, und nehmen bald darauf (unter 11° 18′) den Perene auf, der quer durch die Stadt Tarma fließt und gleichfalls aus dem hohen Gebiete von Lauricocha entsprungen ist, so wie auch den Xauxa (Chaucha), der sich dann ebenfalls mit dem Ukayale vereint. Auf eben diesen Höhen entsteht der Pachitea; er mündet sich (etwa unter $8\frac{1}{2}$°) in den Ukayale ein, nachdem sich 40 ansehnliche Flüsse nur allein in diesem Zwischenraume dem Hauptflusse zugesellet haben. (P. Girbal.)

Nur erst von jetzt an fließt diese vereinigte Wassermasse unter dem neuen Namen Ukayale. In ihm ergießen sich allein von Westen her, denn die östlichen Gegenden sind selbst in unseren Zeiten wenig gekannt, über sechs ansehnliche Ströme (der Manoa, Curhiabatay, ist hievon besonders merkwürdig), und so bildet er große vielfache Inseln und eilet in der Richtung von N. O. seinem Mitbuhler, dem Maranon, zu.

Ihre Vereinigung geschieht unter 4° 45′ nahe bei der Stadt oder Ortschaft der Omaguas. Selbst Condamine gesteht, daß hier der Ukayale weit größer und weit mächtiger ist, als der Maranon; daß daher die Gewässer des letztern bei ihrem Zusammentreffen mit dem Ukayale von diesem zurück getrieben, zu einer andern Richtung gezwungen würden, und daß es daher

mit Recht unentschieden bleibe, welcher von beiden der Hauptstrom genannt werden dürfe.

Wir dürfen den Huallaga und den Ukayale aber nicht verlassen, ohne uns mit dem herrlichen Erdstrich, welcher durch ihre Einfassung gebildet wird, bekannt zu machen. Dies ist die große Ebene, die unter dem Namen Pampa del Sacramento bekannt ist. Es giebt, sagt P. Sobreviela, in keinem Theile von Amerika einen Erdstrich, der sich bei der trefflichen Lage so großer Fruchtbarkeit rühmen kann. In Westen wird er vom Guallaga, in Norden vom Maranon, in Osten vom Ukayale und in Süden von den beiden kleinern Flüssen den Mayro (etwa gegen 9° Breite) und den Puzuzu begrenzt. So liegt hier ein Gebiet von etwa fünftehalbtausend □ Meilen, fast inselförmig von den größten Strömen umgeben, die ihm den Handel mit dem Atlantischen Meere, also fast mit der ganzen Erde, zusichern, von andern nicht unbedeutenden Flüssen reichlich bewässert, und in Verbindung mit den Hauptprovinzen der südlichen neuen Welt.

Der herrlichen Lage des Landes entsprechen denn gleichfalls die Erzeugnisse der Natur. Ein Zweig der Andes, der von Westen nach Osten von Peru aus quer durch das Land läuft, enthält das feinste Gold; es wird häufig vom Regen körnerweise in die Thäler hinabgespült. Die Gewässer des Mayobambo führen große Perlen. Der Reichthum an Fischen ist außerordentlich.

und die groſsen Grenzflüſſe gewähren auſser diesen noch den Lamentin und treffliche groſse Schildkröten. Die Waldungen sind reichlich mit dem schönsten Geflügel besetzt, wovon viele Arten das Ohr eben so angenehm als das Auge überraschen. Freilich finden sich auch hier mehrere Arten furchtbarer Schlangen, und die Bewohner sehen sich oft genöthigt, den Tiger (Jaguar?) zu bekämpfen. Man fängt ihn vermittelst eines Verschlages von starken hölzernen Pallisaden, vorne mit einer Fallthür versehen, in seiner Mitte ist eine zweite Abtheilung, in welche ein Hund gesetzt wird, der, da er sich eingeschlossen fühlt, zu heulen anfängt. Hiedurch wird der Tiger gereizt, sich dem Verschlage zu nähern. Indem er den einzigen Zugang eröfnet, fängt er sich in der Schlinge der Fallthür. Die Indier eilen sodann herbei ihn zu tödten.

Selbst die Nächte dieses merkwürdigen Landstrichs sind durch groſse leuchtende Insekten erhellt, (vielleicht durch Laternenträger Fulgora Laternaria?)

Aber besonders herrlich ist hier die Fauna. Bäume vom höchsten Wuchse, mit den wohlriechendsten Blumen und treflichen Früchten bilden weite Waldungen. Aus ihnen tröpfeln heilende Gummi und treflich riechende Harze vieler Art.

Die Einwohner der Pampas del Sacramento, die Sipibos, Setebos, Panos und Cocamas-Indier verstehen es indeſs nicht, diese reiche Natur zu benutzen.

Wann aber dereinst der thätige Europäer sich d
angesiedelt haben, Ortschaften und Häfen ang
Ueberflüssige des dichten Waldes hinweggesc
baumartigen Lianen, die durch das Einsenken
den herabhangenden Zweige in die Erde ein d
sträuch zurück gelassen haben, die schädlichen
vermindert, den Ueberschwemmungen der Fl
me gesetzt, dann eröfnet sich dem Handel und
kulationsgeiste ein erstaunliches Feld.

Jedoch wir müssen auf den Maranon se
dem Orte zurückgehen, woselbst er schiffbar w

Von dem Lauricocha an läuft der Strom
reren kleinen Krümmungen gegen Norden
penda, oder den unfern liegenden Jaen, au
sche Meilen. In dieser Gegend (5° 30')
sich mit ihm östlich der Chiuchipe, viermal sp
die Seine bei Paris, südlich aber der Chachap
von dort nähert sich der Zug des großen Flu
wohl nur mählig, dem Aequator.

Seine Heftigkeit und die vielen Felsen l
ungeachtet er bereits so viele Flüsse aufgenom
noch stets unschiffbar bis zur Einmündung des
ga, oder vielmehr des Imaza (6° 50'). Von
nach Borja wird die Beschiffung noch durch
Pässe erschwert, die in der alten Landessprache
daher Pongo, d. i. Thor, genannt werden. D
tigste und beschwerlichste, der dem Reisenden

bevorſteht, iſt der berühmte Paß oder Pongo von Manſeriche *). Das Flußbette iſt, wie bei den übrigen Pongos verengt, aber dabei von hohen Felſenwänden eingezwängt, und durch hervorſtehenden ſteinigten Grund werden gefährliche Stürzungen und Strudel erzeugt. Der Strom hat ſich einen Durchbruch, einen Weg von 2 Meilen (lieues), vielleicht gewaltſam, durch die Cordilleren eröfnet. Ihre Felſen ſtehen wie hohes Gemäuer lothrecht zu den Seiten des Ganges empor, in welchem der Maranon, der zuvor 250 Klafter weit iſt, bis auf 25 zuſammen gedrängt, gewaltſam hindurch rauſcht, und den Weg von St. Jago bis Borja, von faſt 3 Meilen, in einigen 50 Minuten zurücklegt.

So mächtig wirkt hier die Gewalt des Waſſers, daß man große Seitenhöhlen, weiten Hallen, Säulen und Kammern gleich, darin ausgeſchliffen erblickt.

Die erſten Reiſenden, die die Kühnheit beſaßen, dieſen furchtbaren Paß vor etwa 170 Jahren zu überwältigen, waren einige ſpaniſche Soldaten; zwei Miſſionare folgten ihnen bald nach, und ſtifteten 1639 die Miſſion unter den Maynas-Indiern.

Condamine iſt es, deſſen Unerſchrockenheit und Sachkunde wir eine genauere Kenntniß des bewundernswürdigen Weges und ſeiner Schiffahrt verdanken.

---

*) Man ſehe das Kupfer.

Fest gezimmerte Böte wären schwerlich vermögend der Gewalt des Wassers und den Stößen gegen die Felsen Widerstand zu leisten. Man bauet daher hiezu eigene Flößen, von dem dazu benutzten Holze, Balsas genannt. Von diesem leicht nachgebenden zähen Holze, von hellgelber Farbe, die Spanier nennen es Canna vèja, werden 15 zwölf Ellen lange Balken so zusammen vereinigt, daß sie eine Flöße von einer etwas geringeren Breite bilden, denn die Enge des Pongo erlaubt sie nicht breiter. Die Zusammenfügung geschieht weder durch Nägel noch durch Klammern. Jene sehr nachgiebige elastische, aber zähe Liane, Bindweide, Bejuco genannt, zusammen geflochten, dient sie, wie schon zuvor angemerkt ist, auch zu den hangenden Brücken, bindet die Balken der Flöße so treflich, daß das schwächliche Fahrzeug durch seine Federkraft selbst den härtesten Stößen gegen die Felsen Trotz bietet.

Man bedeckt die Balsa mit einem leichten, aber regendichtem Rohrdache, und richtet an den vier Enden und sonst hin und wieder, wo die Verbindung es schicklich erlaubt, lothrechte Pfähle, etwa einer Elle hoch, auf; sie dienen den Reisenden als Rettung, wann etwa die Balsa unter Wasser kommt, doch tritt sie in solchen Fällen durch ihre Leichtigkeit bald wieder über dasselbe hervor. Die größeste Gefahr besteht aber darin, daß man in einen Strudel, außerhalb des Stromganges, gerathen kann. Ein Missionär, dem dies wi-

versucht, blieb zwei Tage hindurch in dem Wirbel; hätte die starke Anschwellung des Stromes ihn nicht wieder in das Fahrwasser gerissen, so kam er vor Hunger um.

Auf einem solchen Fahrzeuge bestand Condamine beim Durchgange durch den Pongo eine andere sonderbare Art von Abentheuer. Der Fluß, dessen Gewässer gegen den Pongo hin abnehmen, war in 36 Stunden um 25 Fuß niedriger worden; Condamine befand sich, außer einem einzigen Neger, in der Nacht allein auf der Balsa, denn die indianischen Fährleute hatten ihn am Abend verlassen. Eine starke Baumwurzel stand über das niedrige Fahrwasser hervor, drang zwischen die Balken der Flöße und hob sie hoch empor. Nur durch schnelles Losmachen von dem Baume erhielt der seltene Mann sich und seine Papiere, unschätzbare Arbeiten ganzer Acht Jahre!

Reichlich ward aber dem kühnen Forscher seine gefahrvolle Reise gleich darauf belohnt.

„Als ich nach Barja (der nächste Ort jenseits des „Pongo) kam, sagt er, befand ich mich in einer neuen „Welt. Ich war von allem Umgange mit Menschen „entfernt, auf einem Meere von süßem Wasser, mitten „in einem Labyrinth von Seen, Flüssen und Kanälen, „die in allen Richtungen eine nur allein durch sie zum „gängliche unermeßliche Waldung durchströmt. Hier „fand ich lauter neue Pflanzen, neue Thiere, neue Menschen. Meine Augen, seit sieben Jahren gewohnt,

„Gebirge, die sich in den Wolken verliehren, zu sehen, „wurden nicht müde, den ganzen Umkreis des Hori„zonts frei zu durchlaufen, ohne ein weiteres Hinder„niß als die Hügel des Pongo. Auf die vielartigen „Gegenstände, die den angebaueten Feldern um Quito „ein so mannigfaltiges Ansehen geben, folgte hier plötz„lich die einförmigste Aussicht: Wasser und Grünes „und nur Grünes und Wasser! Man tritt auf das Erd„reich, ohne es zu sehen, so dicht ist es mit Kräutern, „Pflanzen und Gesträuch bedeckt. Jenseits Borja und „4 bis 500 Meilen (lieues) stromabwärts ist ein ge„wöhnlicher Kiesel, so rar, als sonst ein Diamant. „Die hiesigen Wilden haben daher nicht einen Begriff „von einem Stein. Kommen sie einmal auf die andere „Seite von Borja, so erstaunen sie beim ersten Anblick „von Steinen, belasten sich damit als mit der kostbarsten „Waare, die sie aber bald wieder beim weitern Fortge„hen von sich werfen."

Gegen Norden des hier beschriebenen Theils des Maranon nehmen die Wohnsitze der Maynas-Indier, und daher die Missionen der Spanier zur Bekehrung derselben ihren Anfang. In Norden wird dies große Gebiet durch den Putumaio, die Portugiesen nennen ihn, weiter gegen seine Einmündung in den Maranon, den Yssa, begränzt, doch gehet die Mission der Maynas in Osten so weit über diesen Fluß hinaus, daß selbst

Weigl nicht im Stande ist, die westlichen Grenzen anzugeben.

Der größte Theil dieser erstaunlichen Landesstrecke ist noch ein dichter, kaum von der Sonne durchdrungener Wald. Umsonst sucht man dort ein offenes Feld, eine in Wiesen und Aecker abgetheilte, durch Hügel und Thäler variirte Gegend. (Weigl.)

Nur die vielen Flüsse haben einzelne Striche für den Himmel eröfnet, und die hier lebenden Indier sind an dem Gestade der Flüsse einzeln angesiedelt.

Hier herrscht ein immerwährender Sommer; allein das Anschwellen der vielen bedeutenden Flüsse, welche von den Cordilleren der Andes herabströmen, setzt den größten Theil des Landes unter Wasser. Diese Zeit hebt mit dem Januar an und dauert bis zum Junius. Man nennt sie, jedoch mit Unrecht, den Winter. Dann sieht man fast nichts als eine große Wasserfläche, aus welcher die hohen Waldungen emporragen. Sind die Gewässer verlaufen, oder wie es dort heißt, tritt der Winter ein, so zeigen sich von neuem die alten Ufer des Maranon, seine vielen Inseln und mit hohem Rohre überwachsenen Sandbänke.

Es ist merkwürdig, daß diese Gegend, obgleich häufigen Gewittern ausgesetzt, dennoch nur äuserst selten gefährliche Folgen davon empfindet. Die hohe Waldung dient wohl als Wetterableiter; noch mehr aber fällt es auf, daß man hier den Hagel kaum kennt.

Als in einem Zeitraume von 12 Jahren ein einzigesmal ein kleiner Hagel fiel, erstaunten die ältesten Indier, als über eine völlig unbekannte Sache. (Weigl.)

Ein kalter, trockner Ostwind, der selbst in dieser heißen Weltgegend den Menschen Frost und Zittern erregt, scheidet die nasse Jahrszeit von der trocknen; er bringt im Junius den mit Unrecht so genannten Winter. Dann sinken Seen und Flüsse beträchtlich; der Ostwind treibt aber zugleich große Schaaren ansehnlicher Fische, dort Michano genannt, gegen den Maranon und seine Seitenzweige so mächtig an, daß das Wasser dadurch Wellen schlägt. Sie haben das Ansehen und die Größe unsrer größten Aesche (Thymallus L.) Die Krokodille warten dieser unermeßlichen Beute mit offnem Rachen. Die Indier kommen alsdann in vielen kleinen und großen Fahrzeugen, bewafnet mit einfachen Stangen und Keulen, um unter diesen eßbaren Fischen große Niederlagen anzurichten. Zusammen gesetzter ist die Art, wie sie größere Fische dieser Ströme erlegen. Dies geschieht, wie bei dem Lamentin (Manati) *), mit dem Wurfpfeile, dem sie vermittelst eines eigenen schmalen Brettes, Estolica genannt, eine sehr genaue Richtung und große Kraft zu geben wissen.

*) Man sehe von der Jagd des Manati im vorhergehenden Jahrg. das Kupfer S. 220.

Auf eben dieſe Art machen ſie Jagd auf die ſo vorzügliche Charapa (Tſcharapa), eine Süßwaſſer-Schildkröte, die bis zu dem Gewicht eines Centners anwächſt. Das Fleiſch kommt dem Rindfleiſche, und das an der Bruſt dem Kalbfleiſche gleich; die halberwachſenen ſind hingegen ſo zart wie Kapaunen.

Dieſes Thier gewährt den Indiern ein treffliches und vielartiges Nahrungsmittel. Die Anzahl der Charapen iſt auf den Sandbänken, zur Zeit, da ſie dort ihre Eier verſcharren, ſo groß, daß oftmals ſechs Menſchen 4 bis 500 Schildkröten fangen; ſie halten ſich nämlich beim Mondenlichte ſo lange im Hinterhalt verborgen, bis die Thiere völlig auf dem Geſtade ſind, und legen ſie alsdann, eben wie dies bei den großen Meerſchildkröten geſchieht, nur auf den Rücken, holen ſie darauf in Böten zu ihren Ortſchaften und erhalten ſie in eigenen umzäunten Weihern oder Teichen, zum weitern Gebrauch ſehr lange lebendig.

Jede einzelne Schildkröte legt aber gegen 100 Eier und es iſt unmöglich, die vielen Sandbänke, welche ihnen zum Brüten dienen, alle zu beſuchen. Daher bleibt dennoch eine ſehr große Anzahl ungeſtört. Indeß ſuche man gleichfalls die unter dem Sande verſcharreten Eierhaufen auf, theils um die Eier, welche der Größe und Weiße nach den Hühnereiern gleichkommen, zu verzehren, theils aus ihnen ein ſchätzbares Oel zu bereiten. Zu dieſem Endzwecke ſchüttet man nur die Dotter in

eigene Gefäße, und setzt sie der Sonnenhitze aus. Hiedurch entwickelt sich daraus ein goldfarbenes Oel, welches sodann mit Muscheln abgeschöpft und durchs Kochen von Unreinigkeiten gesäubert, sowohl an Speisen als zur Erleuchtung sehr vorzüglich ist.

Einen neuen Nahrungszweig bieten einen Monat nach dem Eierlegen die jungen, kurz zuvor ausgeschlossenen Schildkröten dar. Die jungen Thiere bleiben selbst, nachdem sie bereits die Schale zerbrochen haben, noch einige Zeit in dieser ihrer alten Behausung. Hier leben sie von dem Ueberreste der Flüssigkeiten des Eies. In diesem Zustande werden sie besonders von den Kindern aufgespürt, und diese halbgebornen Schildkrötchen, etwa so groß als ein Apfel, verspeiset man nebst der Schale auf Kohlen gesetzt, als ein besonderes Leckerbissen. Merkwürdig ist der Instinkt des jungen Thiers, so bald es die Schale zum erstenmale wirklich verläßt, wendet es sich sofort zu dem Wasser; man kehre es dann noch so oft nach einer andern Richtung, es wendet sich stets von neuem zu seiner künftigen, bis dahin ihm gänzlich unbekannten Heimath hin. Vielleicht gab die Natur ihm neben jenem Instinkte, Sinnwerkzeuge, das Wasser zu riechen.

Eine Art Fischerei ist so bedeutend, daß sie von den hiesigen Indianern gleichsam in ein Volksfest verwandelt wird; dies ist die Fischerei durch Betäubung. Die hiezu brauchbare Pflanze ist eine Art der Königskerze

(Verbascum; Jacquinia armillaris), oder Barbasco. Will man einen ganzen See hiedurch ausfischen, dann werden mehrere Centner der Barbasko-Wurzel zusammen gebracht, in Büschel gebunden und hinreichend zerquetscht. Die ganze Dorfschaft, Männer, Weiber und Kinder lagert sich hierauf um den See. Die erstern schleppen eine große Anzahl Canoes aus dem Walde zum Wasser; die übrigen bringen Brennholz und zünden Feuer an, kurz, ein jeder ist in der frohesten Erwartung einer reichen Nahrungserndte. Bald darauf vertheilen sich die Canoes (oder Böte) reihenweise über den See, jedes führt einige Büschel der zerstampften Barbasko-Wurzel, hält es unter das Wasser, um es mit der darin sich auflösenden betäubenden Substanz zu schwängern. So fahren sie strichweise dicht neben einander auf und ab, um so viele Theile des Sees damit anzustecken, als es nur möglich ist.

In kurzem erscheinen zuerst die kleineren Fische, durch den widrigen Geruch geweckt, springen in die Höhe und schwimmen sodann wie betäubt oben auf. Sie werden leicht gefangen und den Weibern übergeben, die sie theils sogleich durchs Feuer zur Mahlzeit bereiten; theils sie aufbewahren. Endlich fühlen auch die großen Fische, z. B. der Sungaro, die Gamitana, der Pacu u. a., durch die stärkere tiefere Mischung des betäubenden Wurzelsafts die schädliche Wirkung. Diese werden geschossen, ans Ufer geschleppt und größten-

Fest gezimmerte Böte wären schwerlich vermögend der Gewalt des Wassers und den Stößen gegen die Felsen Widerstand zu leisten. Man bauet daher hiezu eigene Flößen, von dem dazu benutzten Holze, Balsas genannt. Von diesem leicht nachgebenden zähen Holze, von hellgelber Farbe, die Spanier nennen es Canna vesa, werden 15 zwölf Ellen lange Balken so zusammen vereinigt, daß sie eine Flöße von einer etwas geringeren Breite bilden, denn die Enge des Pongo erlaubt sie nicht breiter. Die Zusammenfügung geschieht weder durch Nägel noch durch Klammern. Jene sehr nachgiebige elastische, aber zähe Liane, Bindweide, Bejuco genannt, zusammen geflochten, dient sie, wie schon zuvor angemerkt ist, auch zu den hangenden Brücken, bindet die Balken der Flöße so treflich, daß das schwächliche Fahrzeug durch seine Federkraft selbst den härtesten Stößen gegen die Felsen Trotz bietet.

Man bedeckt die Balsa mit einem leichten, aber regendichtem Rohrdache, und richtet an den vier Enden und sonst hin und wieder, wo die Verbindung es schicklich erlaubt, lothrechte Pfähle, etwa einer Elle hoch, auf; sie dienen den Reisenden als Rettung, wann etwa die Balsa unter Wasser kommt, doch tritt sie in solchen Fällen durch ihre Leichtigkeit bald wieder über dasselbe hervor. Die größeste Gefahr besteht aber darin, daß man in einen Strudel, außerhalb des Stromganges, gerathen kann. Ein Missionär, dem dies wi-

herfuhr, blieb zwei Tage hindurch in dem Wirbel; hätte die ſtarke Anſchwellung des Stromes ihn nicht wieder in das Fahrwaſſer geriſſen, ſo kam er vor Hunger um.

Auf einem ſolchen Fahrzeuge beſtand Condamine beim Durchgange durch den Pongo eine andere ſonderbare Art von Abentheuer. Der Fluß, deſſen Gewäſſer gegen den Pongo hin abnehmen, war in 36 Stunden um 25 Fuß niedriger worden; Condamine befand ſich, außer einem einzigen Neger, in der Nacht allein auf der Balſa, denn die indianiſchen Fährleute hatten ihn am Abend verlaſſen. Eine ſtarke Baumwurzel ſtand über das niedrige Fahrwaſſer hervor, drang zwiſchen die Balken der Flöße und hob ſie hoch empor. Nur durch ſchnelles Losmachen von dem Baume erhielt der ſeltene Mann ſich und ſeine Papiere, unſchätzbare Arbeiten ganzer Acht Jahre!

Reichlich ward aber dem kühnen Forſcher ſeine gefahrvolle Reiſe gleich darauf belohnt.

„Als ich nach Barja (der nächſte Ort jenſeits des „Pongo) kam, ſagt er, befand ich mich in einer neuen „Welt. Ich war von allem Umgange mit Menſchen „entfernt, auf einem Meere von ſüßem Waſſer, mitten „in einem Labyrinth von Seen, Flüſſen und Kanälen, „die in allen Richtungen eine nur allein durch ſie zu„gängliche unermeßliche Waldung durchſtrömt. Hier „fand ich lauter neue Pflanzen, neue Thiere, neue Men„ſchen. Meine Augen, ſeit ſieben Jahren gewohnt,

„Gebirge, die sich in den Wolken verliehren, zu sehen, „wurden nicht müde, den ganzen Umkreis des Hori„zonts frei zu durchlaufen, ohne ein weiteres Hinder„niß als die Hügel des Pongo. Auf die vielartigen „Gegenstände, die den angebaueten Feldern um Quito „ein so mannigfaltiges Ansehen geben, folgte hier plötz„lich die einförmigste Aussicht: Wasser und Grünes „und nur Grünes und Wasser! Man tritt auf das Erd„reich, ohne es zu sehen, so dicht ist es mit Kräutern, „Pflanzen und Gesträuch bedeckt. Jenseits Borja und „4 bis 500 Meilen (lieues) stromabwärts ist ein ge„wöhnlicher Kiesel, so rar, als sonst ein Diamant. „Die hiesigen Wilden haben daher nicht einen Begriff „von einem Stein. Kommen sie einmal auf die andere „Seite von Borja, so erstaunen sie beim ersten Anblick „von Steinen, belasten sich damit als mit der kostbarsten „Waare, die sie aber bald wieder beim weitern Fortge„hen von sich werfen."

Gegen Norden des hier beschriebenen Theils des Marañon nehmen die Wohnsitze der Maynas-Indier, und daher die Missionen der Spanier zur Bekehrung derselben ihren Anfang. In Norden wird dies große Gebiet durch den Putumajo, die Portugiesen nennen ihn, weiter gegen seine Einmündung in den Marañon, den Yssa, begränzt, doch gehet die Mission der Maynas in Osten so weit über diesen Fluß hinaus, daß selbst

Weigl nicht im Stande iſt, die weſtlichen Grenzen anzugeben.

Der gröſste Theil dieſer erſtaunlichen Landesſtrecke iſt noch ein dichter, kaum von der Sonne durchdrungener Wald. Umſonſt ſucht man dort ein offenes Feld, eine in Wieſen und Aecker abgetheilte, durch Hügel und Thäler variirte Gegend. (Weigl.)

Nur die vielen Flüſſe haben einzelne Striche für den Himmel eröfnet, und die hier lebenden Indier ſind an dem Geſtade der Flüſſe einzeln angeſiedelt.

Hier herrſcht ein immerwährender Sommer; allein das Anſchwellen der vielen bedeutenden Flüſſe, welche von den Cordilleren der Andes herabſtrömen, ſetzt den gröſsten Theil des Landes unter Waſſer. Dieſe Zeit hebt mit dem Januar an und dauert bis zum Junius. Man nennt ſie, jedoch mit Unrecht, den Winter. Dann ſieht man faſt nichts als eine groſse Waſſerfläche, aus welcher die hohen Waldungen emporragen. Sind die Gewäſſer verlaufen, oder wie es dort heiſst, tritt der Winter ein, ſo zeigen ſich von neuem die alten Ufer des Maranon, ſeine vielen Inſeln und mit hohem Rohre überwachſenen Sandbänke.

Es iſt merkwürdig, daſs dieſe Gegend, obgleich häufigen Gewittern ausgeſetzt, dennoch nur äuſserſt ſelten gefährliche Folgen davon empfindet. Die hohe Waldung dient wohl als Wetterableiter; noch mehr aber fällt es auf, daſs man hier den Hagel kaum kennt.

Als in einem Zeitraume von 12 Jahren ein einzigesmal ein kleiner Hagel fiel, erstaunten die ältesten Indier, als über eine völlig unbekannte Sache. (Weigl.)

Ein kalter, trockner Ostwind, der selbst in dieser heißen Weltgegend den Menschen Frost und Zittern erregt, scheidet die nasse Jahrszeit von der trocknen; er bringt im Junius den mit Unrecht so genannten Winter. Dann sinken Seen und Flüsse beträchtlich; der Ostwind treibt aber zugleich große Schaaren ansehnlicher Fische, dort Michano genannt, gegen den Maranon und seine Seitenzweige so mächtig an, daß das Wasser dadurch Wellen schlägt. Sie haben das Ansehen und die Größe unsrer größten Aesche (Thymallus L.) Die Krokodille warten dieser unermeßlichen Beute mit offnem Rachen. Die Indier kommen alsdann in vielen kleinen und großen Fahrzeugen, bewafnet mit einfachen Stangen und Keulen, um unter diesen eßbaren Fischen große Niederlagen anzurichten. Zusammen gesetzter ist die Art, wie sie größere Fische dieser Ströme erlegen. Dies geschieht, wie bei dem Lamentin (Manati) *), mit dem Wurfpfeile, dem sie vermittelst eines eigenen schmalen Brettes, Estolica genannt, eine sehr genaue Richtung und große Kraft zu geben wissen.

*) Man sehe von der Jagd des Manati im vorhergehenden Jahrg. das Kupfer S. 220.

Auf eben dieſe Art machen ſie Jagd auf die ſo vortrefliche Charapa (Tſcharapa), eine Süßwaſſer-Schildkröte, die bis zu dem Gewicht eines Centners anwächſt. Das Fleiſch kommt dem Rindfleiſche, und das an der Bruſt dem Kalbfleiſche gleich; die halberwachſenen ſind hingegen ſo zart wie Kapaunen.

Dieſes Thier gewährt den Indiern ein treffliches und vielartiges Nahrungsmittel. Die Anzahl der Charapen iſt auf den Sandbänken, zur Zeit, da ſie dort ihre Eier verſcharren, ſo groß, daß oftmals ſechs Menſchen 4 bis 500 Schildkröten fangen; ſie halten ſich nämlich beim Mondenlichte ſo lange im Hinterhalt verborgen, bis die Thiere völlig auf dem Geſtade ſind, und legen ſie alsdann, eben wie dies bei den großen Meerſchildkröten geſchieht, nur auf den Rücken, holen ſie darauf in Böten zu ihren Ortſchaften und erhalten ſie in eigenen umzäunten Welhern oder Teichen, zum weitern Gebrauch ſehr lange lebendig.

Jede einzelne Schildkröte legt aber gegen 100 Eier und es iſt unmöglich, die vielen Sandbänke, welche ihnen zum Brüten dienen, alle zu beſuchen. Daher bleibt dennoch eine ſehr große Anzahl ungeſtört. Indeß ſucht man gleichfalls die unter dem Sande verſcharreten Eierhaufen auf, theils um die Eier, welche der Größe und Weiße nach den Hühnereiern gleichkommen, zu verzehren, theils aus ihnen ein ſchätzbares Oel zu bereiten. Zu dieſem Endzwecke ſchüttet man nur die Dotter in

eigene Gefäße, und ſetzt ſie der Sonnenhitze aus. Hiedurch entwickelt ſich daraus ein goldfarbenes Oel, welches ſodann mit Muſcheln abgeſchöpft und durchs Kochen von Unreinigkeiten geſäubert, ſowohl an Speiſen als zur Erleuchtung ſehr vorzüglich iſt.

Einen neuen Nahrungszweig bieten einen Monat nach dem Eierlegen die jungen, kurz zuvor ausgeſchloſſenen Schildkröten dar. Die jungen Thiere bleiben ſelbſt, nachdem ſie bereits die Schale zerbrochen haben, noch einige Zeit in dieſer ihrer alten Behauſung. Hier leben ſie von dem Ueberreſte der Flüſſigkeiten des Eies. In dieſem Zuſtande werden ſie beſonders von den Kindern aufgeſpürt, und dieſe halbgebornen Schildkrötchen, etwa ſo groß als ein Apfel, verſpeiſet man nebſt der Schale auf Kohlen geſetzt, als ein beſonderes Leckerbiſſen. Merkwürdig iſt der Inſtinkt des jungen Thiers, ſo bald es die Schale zum erſtenmale wirklich verläßt, wendet es ſich ſofort zu dem Waſſer; man kehre es dann noch ſo oft nach einer andern Richtung, es wendet ſich ſtets von neuem zu ſeiner künftigen, bis dahin ihm gänzlich unbekannten Heimath hin. Vielleicht gab die Natur ihm neben jenem Inſtinkte, Sinnwerkzeuge, das Waſſer zu riechen.

Eine Art Fiſcherei iſt ſo bedeutend, daß ſie von den hieſigen Indianern gleichſam in ein Volksfeſt verwandelt wird; dies iſt die Fiſcherei durch Betäubung. Die hiezu brauchbare Pflanze iſt eine Art der Königskerze

(Verbascum; Jacquinia armillaris), oder Barbasco. Will man einen ganzen See hiedurch ausfischen, dann werden mehrere Centner der Barbasko-Wurzel zusammen gebracht, in Büschel gebunden und hinreichend zerquetscht. Die ganze Dorfschaft, Männer, Weiber und Kinder lagert sich hierauf um den See. Die erstern schleppen eine große Anzahl Canoes aus dem Walde zum Wasser; die übrigen bringen Brennholz und zünden Feuer an, kurz, ein jeder ist in der frohesten Erwartung einer reichen Nahrungserndte. Bald darauf vertheilen sich die Canoes (oder Böte) reihenweise über den See, jedes führt einige Büschel der zerstampften Barbasko-Wurzel, hält es unter das Wasser, um es mit der darin sich auflösenden betäubenden Substanz zu schwängern. So fahren sie strichweise dicht neben einander auf und ab, um so viele Theile des Sees damit anzustecken, als es nur möglich ist.

In kurzem erscheinen zuerst die kleineren Fische, durch den widrigen Geruch geweckt, springen in die Höhe und schwimmen sodann wie betäubt oben auf. Sie werden leicht gefangen und den Weibern übergeben, die sie theils sogleich durchs Feuer zur Mahlzeit bereiten; theils sie aufbewahren. Endlich fühlen auch die großen Fische, z. B. der Sungaro, die Gamitana, der Paco u. a., durch die stärkere tiefere Mischung des betäubenden Wurzelsafts die schädliche Wirkung. Diese werden geschossen, ans Ufer geschleppt und größtens

theils eingesalzen. Der übrige Tag beschließt sich mit Frohlocken und Schmausen, während daß die Krokodille die vielen geringeren Fische, womit jetzt die Wasserfläche bedeckt ist, zur Beute machen.

Stellt man diese Fischerei in den kleinern Flüssen an, dann versperrt man, um den Fischen den Abzug zu erschweren, so viel möglich einen Theil des Stroms durch geflochtene Hürden, und vergiftet die Oberfläche mit jener Wurzel gleichfalls durchs Eintauchen.

Das große Gebiet der Maynas hat begreiflich in dieser seiner Lage auch die übrigen Naturprodukte der benachbarten reichbegabten Länder mit ihnen gemein.

Nur einige Merkwürdigkeiten, zum Theil vielleicht Eigenheiten, darunter verdienen einer besondern Bemerkung.

Unter den vierfüßigen Raubthieren finden sich mehrere schon zuvor angezeigte Tigerarten (große Katzenarten). Der größten von ihnen soll dort die Natur einen besondern Feind zur Seite gesetzt haben. Eine Fliege, sagt Veigl, vielleicht eine Bremse (Oestrus) legt dem Tieger mit dem Stich (den Legestachel?) ein Ei in die Haut, woraus nach einigen Tagen ein Wurm entsteht, der in kurzem zur Größe eines Mandelkerns anwächst, und am ganzen Leibe mit einer Menge der feinsten Stacheln überzogen ist. Die mindeste Bewegung erregt dem Tieger die wüthendsten Schmerzen, bringt dadurch Schlaflosigkeit, Enthaltung vom Fressen hervor, und

Der Tapir oder Anta

richtet ihn hin. Zuweilen hat ein Menſch das Unglück von dieſer Fliege angebohrt zu werden, und dann ſteht ſelbſt ſein Leben in Gefahr. Vielleicht iſt dies die mir unbekannte Fliege, deren Pallas irgendwo gedenkt, die ſich in Peru finden ſoll, und auf ähnliche Weiſe dem Menſchen tödtlich iſt. Sicherer ſcheint es zu ſeyn, daß der Wurm, den Condamine in Cayenne als eine Seltenheit unter dem Namen Macake kennen lernte, von dem man ähnliche gleich fürchterliche Folgen erzählte, eben dieſe Fliegen- oder Bremſen-Larve iſt.

Wir übergehen hier die vielen Affenarten, die Armadille, Ameiſenfreſſer, Papageien, Toucane u. dergl. die begreiflich dieſen Ländern mit den nahegelegenen gemein ſind.

Die großen Ströme und Sümpfe ſind aber hier dem Anta oder Tapir, ſo wie dem Waſſerſchwein, Capibara (Cavia Capibara) beſonders angemeſſen. Beide in dem Naturſyſtem iſolirt ſtehende Thiere, ſind auf dieſem ſo häufig überſchwemmten Boden ſehr zahlreich. Der Tapir *) (Hydrochoerus Tapir), eins der größten Thierarten der wärmeren neuen Welt, hatte Anlaß gegeben, es wegen ſeiner überhangenden rüſſelähnlichen Oberlefze, für ein unſerm Elephanten ähnliches Thier anzuſehen. Aber wie dürftig ſteht es neben jenem!

*) Man ſehe das Kupfer.

Etwa von der Größe einer Kuh, kommt es dem Kopf und den Beinen nach dem Schweine nahe, da es hingegen, zufolge seiner Lebensart, dem Flußpferde (Hippopotamus) der alten Welt ähnlich wird. Denn es lebt wie jenes nicht nur an den Gewässern, ernährt sich auch hauptsächlich von Vegetabilien, z. B. besonders von Rohrarten, sondern es steigt auch selbst bis auf den Boden der größten Flüsse hinab, um dort zu weiden, aber auch auf Fische Jagd zu machen. Uebrigens ist dies sonst gutartige Thier sonderbar gebildet; es hat in beiden Kinnladen 10 Vorderzähne, aber keine Schneidezähne, und an den Vorderfüßen 4, an den hinten 3 stumpfe Klauen. Das Fleisch des Tapirs ist sehr essbar, und das Thier wird auch von den Völkern in Guiana deshalb gepflegt, indessen genieſſen es die Maynas nie; daher nimmt diese Thierart, sie heißt dort Sacha-vaccha, Waldkuh, bei ihnen so sehr überhand, daß die Feldfrüchte dadurch beträchtlichen Schaden leiden.

Das kleinere Thier, das sogenannte Wasserschwein, der Capibara, etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, wenn gleich mit den Cavien oder vielmehr Scavien (eine auf das warme Amerika beschränkte Thiergattung) in Rücksicht seiner Vorderzähne, wie auch Form des Ganzen nach, verwandt, scheint doch eine eigene Thiergattung auszumachen. Es hat Schwimmfüße, lebt viel im Wasser, fängt und frißt auch außer den Vegetabilien Fische und

Fleiſch, und ſeiner Geſtalt und Stimme nach iſt es dem Schweine ähnlich. Man ſieht es um die groſſen Flüſſe dieſer Gegend ſchaarenweiſe von mehreren Rohrarten leben; allein es wird wegen ſeines übelriechenden, ungeſunden Fleiſches nicht gejagt.

Ein Quadruped bei den Maynas ſcheint mir die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher zu verdienen, da es ſelbſt für den Mirabocerra (Moschus americanus L.) faſt zu klein zu ſeyn ſcheint. Weigl nennt es Puntſchana, und behauptet, es habe eine ſchöne hirſchartige Geſtalt. „Seine ganze Bildung, ſagt er, iſt wie die „eines Dammhirſchleins, jedoch nicht länger als ein „Spann, licht aſchfarb und am Bauche weiß. Der „höchgetragene Hals, der Kopf, die dünnen Läufe, der „kleine Haarbüſchel ſtatt des Schwanzes, die groſſe Behendigkeit im Laufen, ſind völlig wie beim Hirſch.“

So häufig kommt dies ſchöne Thierchen hieſelbſt vor, daß die Verwüſtungen, welche es unter den Pflanzungen anrichtet, die Einwohner nöthigt, ihm auf alle Weiſe nachzuſtellen; allein wegen ſeiner groſſen Schnelligkeit fällt ihre Jagd nur ſelten glücklich aus.

Gleichfalls wäre es wünſchenswerth, von der wirklichen Hirſchart beſſer unterrichtet zu ſeyn, welche Weigl dort den Dammhirſch nennt; er iſt von glänzendbrauner Farbe mit weiſſen Flecken; vielleicht iſt es der Bajeu von Guiana (Cervus Mexicanus L.)

Unter den Raubvögeln nennt man dort ein außerordentlich großes Thier, Buytre. Jener Missionär sahe selbst auf einer Reise durch unbevölkerte Gegenden einen dieser mächtigen Vögel; er ließ sich auf einen hohen Baum nieder, auf welchem ein Indianer zum Ausspähen des unbekannten Landes gestiegen war. Er hatte die Größe des Menschen selbst; und dieser eilte voll Schrecken den Baum herab. Vielleicht hatte sich ein Condor bis hieher verflogen; vielleicht war es der Uru Laurana der Brasilier (Falco Harpyia). Wenn aber Veigl großer Raubvögel gedenkt, die außer den gewöhnlichen Waffen an den Kanten der Flügel noch mit großen krummen Sporen ausgerüstet sind, so könnte er, im Fall es nicht eine eigene unbekannte Art ist, das Spornhuhn (Parra Chavaria L. Jacana der Brasilier) wohl hier verwechselt haben. Denn dieses kühne, starke Thier greift selbst Raubvögel an, und vertheidigt sich eben durch jene krumme Klauen des ersten Flügelgelenks, selbst gegen Menschen. Sonst ist es ein treues Hausthier, das das zahme Geflügel gegen die Geier in Schutz nimmt, und wird höchst wahrscheinlich ebenfalls die stromreichen Länder der Maynas als Wasserhuhn, so wie die Gegenden um den Isthmus und Carthagena bewohnen. Das Wassergeflügel findet sich in dieser Gegend alsdann in unglaublicher Menge, wenn die Flüsse gefallen sind, und die Ufer und Sandbänke wieder hervortreten. Unter den vielen Arten von

Strandläufern, Kranichen, Tauchern, Waſſerhühnern und Enten iſt beſonders die an Individuen zahlreiche, große Ente, die königliche Gans genannt (Pato real) die Guanena, merkwürdig.

Frezier bezeichnet ſie als mit einem rothen Kamm am Schnabel geziert; ſie trägt den langen Hals aufrecht, die Farbe iſt ein Gemiſch von weiß, bräunlich und ſchwarz. Dieſe Thiere, deren Fleiſch ſehr geſucht wird, gehen ſchaarenweiſe auf den Sandbänken ihrer Nahrung nach; haben aber die Klugheit Einzelne ihrer Art auf Schildwach zu ſtellen, die bei Annäherung der Jäger oder irgend einer andern Gefahr, dem ganzen Haufen ein Zeichen geben, worauf ſie dann auf das ſchnellſte davon fliegen.

Die unterirdiſchen Schätze dieſer fruchtbaren Gegend ſind nur gering. Mit den Cordilleren ſcheint alles Metall, ja faſt alles Geſtein aufzuhören. Nur eins der dem Menſchen nützlichſten Foſſilien ließ die Vorſicht dieſen waldigten Ebenen. Dies iſt das Salz. Zwiſchen dem Maranon und der Weſtſeite des St. Jago-Fluſſes findet ſich Steinſalz; allein die größten Salzminen ſind an der Südſeite des Maranon, unfern des Paranapura, der ſich in den Huallaga ergießt; ſie gehören mithin eigentlich nicht zu der Provinz der Mayna, ob ſie gleich von Weigl noch dazu gerechnet werden.

Jetzt würden die Originalbewohner dieſer Länder folgen, allein es ſcheint zweckmäßiger, die indianiſchen

Nationen, hauptsächlich dieser spanischen Besitzungen und Missionen, die von Peru ausgehen, im Ganzen zusammen zu fassen, besonders da ihre vielen Stämme so vereinzelt und durch einander geworfen leben.

Wir verfolgen daher von neuem den Maranon bis zu seiner Mündung in das Atlantische Meer.

Nachdem er jenseits Borja von Norden aus den ansehnlichen Pastaza (er entspringt aus mehreren Quellen in den hohen Cordilleren der Andes gegen Quito hin), so wie von Süden aus den zuvor beschriebenen großen Huallaga, und weiter gegen Osten bis St. Regis, den Chambira oder Tiger aufgenommen, vereinigt er sich endlich mit dem ihn selbst an Stärke übertreffenden Ukayale.

Bei der Vereinigung zweier so mächtigen Ströme, scheint dann die Frage der ersten Europäer, da sie den Maranon erblickten, woraus nach Einigen dieser Name herzuleiten steht, Mare annon? nicht zu verwundern. Er mag nach dem Zusammenfluß mit dem Ukayale mit Recht ein fließendes Meer heißen.

Beide Ströme bilden viele und beträchtliche Inseln, und bei der Mission St. Joachim der Owaguas beträgt die Breite des Flusses auf 900 Toisen. Mit dieser fließt er nun so fort und nimmt außer mehreren kleinen Flüssen den großen Napo auf, dessen Quellen unweit des Cotopaxi entspringen, er erhält aber schon durch den Coca beträchtlichen Zuwachs.

Gegen 12 Meilen (lieues) weiter östlich unter der Mündung des Napo gelangt man zu der Mission der Pevas; sie ist die letzte der spanischen; 6 bis 7 Tagereisen von dort fangen die Missionen der Portugiesen an.

Der Unterschied zwischen den spanischen und portugiesischen Missionen ist auffallend. Jene, durch das mächtige wilde Gebirge von ihrem Hauptsitze Peru und Quito gleichsam abgeschnitten, können sich, da sie mit den Portugiesen in keiner Verbindung stehen, nur mit vieler Mühe selbst die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens anschaffen. Die Portugiesen hingegen gehen in großen mit Tauen, Segeln und Verdecken versehenen zweimastigen Fahrzeugen den Riesenstrom von seiner Mündung an bequem hinauf. Fünfhundert Meilen (lieues) von allen mit Europäern bewohnten Ländern entfernt, sind daher Condamine in der portugiesischen Mission von St. Paul fast alle Bequemlichkeiten, und eine Aufnahme als mitten in Europa.

Eben so bedeutend war ihm dann auch der Unterschied in allem Uebrigen. Statt der dürftigen Hütten und Kirchen von Rohr, die man bis jetzt stromabwärts gefunden hatte, sahe man steinerne Gebäude, Capellen und größere Gotteshäuser mit geweißten Wänden und mit Ziegeln gedeckt. Alle Indianerinnen wären von jetzt an mit europäischem Geräthe, z. B. Messern, Scheeren, Kämmen, Spiegeln u. dgl. versehen, trugen auch

richtet ihn hin. Zuweilen hat ein Menſch das Unglück von dieſer Fliege angebohrt zu werden, und dann ſteht ſelbſt ſein Leben in Gefahr. Vielleicht iſt dies die mir unbekannte Fliege, deren Pallas irgendwo gedenkt, die ſich in Peru finden ſoll, und auf ähnliche Weiſe dem Menſchen tödtlich iſt. Sicherer ſcheint es zu ſeyn, daß der Wurm, den Condamine in Cayenne als eine Seltenheit unter dem Namen Macake kennen lernte, von dem man ähnliche gleich fürchterliche Folgen erzählte, eben dieſe Fliegen- oder Bremſen-Larve iſt.

Wir übergehen hier die vielen Affenarten, die Armadille, Ameiſenfreſſer, Papageien, Toucane u. dergl. die begreiflich dieſen Ländern mit den nahegelegenen gemein ſind.

Die großen Ströme und Sümpfe ſind aber hier dem Anta oder Tapir, ſo wie dem Waſſerſchwein, Capibara (Cavia Capibara) beſonders angemeſſen. Beide in dem Naturſyſtem iſolirt ſtehende Thiere, ſind auf dieſem ſo häufig überſchwemmten Boden ſehr zahlreich. Der Tapir *) (Hydrochoerus Tapir), eins der größten Thierarten der wärmeren neuen Welt, hatte Anlaß gegeben, es wegen ſeiner überhangenden rüſſelähnlichen Oberlefze, für ein unſerm Elephanten ähnliches Thier anzuſehen. Aber wie dürftig ſteht es neben jenem!

*) Man ſehe das Kupfer.

Etwa von der Größe einer Kuh, kommt es dem Kopf und den Beinen nach dem Schweine nahe, da es hingegen, zufolge seiner Lebensart, dem Flußpferde (Hippopotamus) der alten Welt ähnlich wird. Denn es lebt wie jenes nicht nur an den Gewässern, ernährt sich auch hauptsächlich von Vegetabilien, z. B. besonders von Rohrarten, sondern es steigt auch selbst bis auf den Boden der größten Flüsse hinab, um dort zu weiden, aber auch auf Fische Jagd zu machen. Uebrigens ist dies sonst gutartige Thier sonderbar gebildet; es hat in beiden Kinnladen 10 Vorderzähne, aber keine Schneidezähne, und an den Vorderfüßen 4, an den hinten 3 stumpfe Klauen. Das Fleisch des Tapirs ist sehr essbar, und das Thier wird auch von den Völkern in Guiana deshalb gepflegt, indessen geniessen es die Maynas nie; daher nimmt diese Thierart, sie heißt dort Sacha-vaccha, Waldkuh, bei ihnen so sehr überhand, daß die Feldfrüchte dadurch beträchtlichen Schaden leiden.

Das kleinere Thier, das sogenannte Wasserschwein, der Capibara, etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, wenn gleich mit den Cavien oder vielmehr Scavien (eine auf das warme Amerika beschränkte Thiergattung) in Rücksicht seiner Vorderzähne, wie auch Form des Ganzen nach, verwandt, scheint doch eine eigene Thiergattung auszumachen. Es hat Schwimmfüße, lebt viel im Wasser, fängt und frißt auch außer den Vegetabilien Fische und

Fleisch, und seiner Gestalt und Stimme nach ist es dem Schweine ähnlich. Man sieht es um die grossen Flüsse dieser Gegend schaarenweise von mehreren Rohrarten leben; allein es wird wegen seines übelriechenden, ungesunden Fleisches nicht gejagt.

Ein Quadruped bei den Maynas scheint mir die Aufmerksamkeit der Naturforscher zu verdienen, da es selbst für den Wirabocerra (Moschus americanus L.) fast zu klein zu seyn scheint. Weigl nennt es Puntschana, und behauptet, es habe eine schöne hirschartige Gestalt. „Seine ganze Bildung, sagt er, ist wie die „eines Dammhirschleins, jedoch nicht länger als ein „Spann, licht aschfarb und am Bauche weiß. Der „hochgetragene Hals, der Kopf, die dünnen Läufe, der „kleine Haarbüschel statt des Schwanzes, die grosse Behendigkeit im Laufen, sind völlig wie beim Hirsch."

So häufig kommt dies schöne Thierchen hieselbst vor, daß die Verwüstungen, welche es unter den Pukaäckern anrichtet, die Einwohner nöthigt, ihm auf alle Weise nachzustellen; allein wegen seiner großen Schnelligkeit fällt ihre Jagd nur selten glücklich aus.

Gleichfalls wäre es wünschenswerth, von der wirklichen Hirschart besser unterrichtet zu seyn, welche Weigl dort den Dammhirsch nennt; er ist von glänzendbrauner Farbe mit weißen Flecken; vielleicht ist es der Bajeu von Gujana (Cervus Mexicanus L.)

Unter den Raubvögeln nennt man dort ein außerordentlich großes Thier, Buytre. Jener Missionär sahe selbst auf einer Reise durch unbevölkerte Gegenden einen dieser mächtigen Vögel; er ließ sich auf einen hohen Baum nieder, auf welchem ein Indianer zum Ausspähen des unbekannten Landes gestiegen war. Er hatte die Größe des Menschen selbst; und dieser eilte voll Schrecken den Baum herab. Vielleicht hatte sich ein Condor bis hieher verflogen; vielleicht war es der Uru Laurana der Brasilier (Falco Harpyia). Wenn aber Veigl großer Raubvögel gedenkt, die außer den gewöhnlichen Waffen an den Kanten der Flügel noch mit großen krummen Sporen ausgerüstet sind, so könnte er, im Fall es nicht eine eigene unbekannte Art ist, das Spornhuhn (Parra Chavaria L. Jacana der Brasilier) wohl hier verwechselt haben. Denn dieses kühne, starke Thier greift selbst Raubvögel an, und vertheidigt sich eben durch jene krumme Klauen des ersten Flügelgelenks, selbst gegen Menschen. Sonst ist es ein treues Hausthier, das das zahme Geflügel gegen die Geier in Schutz nimmt, und wird höchst wahrscheinlich ebenfalls die stromreichen Länder der Maynas als Wasserhuhn, so wie die Gegenden um den Isthmus und Carthagena bewohnen. Das Wassergeflügel findet sich in dieser Gegend alsdann in unglaublicher Menge, wenn die Flüsse gefallen sind, und die Ufer und Sandbänke wieder hervortreten. Unter den vielen Arten von

Strandläufern, Kranichen, Tauchern, Waſſerhühnern und Enten iſt beſonders die an Individuen zahlreiche, große Ente, die königliche Gans genannt (Pato real) die Guanena, merkwürdig.

Frezier bezeichnet ſie als mit einem rothen Kamm am Schnabel geziert; ſie trägt den langen Hals aufrecht, die Farbe iſt ein Gemiſch von weiß, bräunlich und ſchwarz. Dieſe Thiere, deren Fleiſch ſehr geſucht wird, gehen ſchaarenweiſe auf den Sandbänken ihrer Nahrung nach; haben aber die Klugheit Einzelne ihrer Art auf Schildwach zu ſtellen, die bei Annäherung der Jäger oder irgend einer andern Gefahr, dem ganzen Haufen ein Zeichen geben, worauf ſie dann auf das ſchnellſte davon fliegen.

Die unterirdiſchen Schätze dieſer fruchtbaren Gegend ſind nur gering. Mit den Cordilleren ſcheint alles Metall, ja faſt alles Geſtein aufzuhören. Nur eins der dem Menſchen nützlichſten Foſſilien ließ die Vorſicht dieſen waldigten Ebenen. Dies iſt das Salz. Zwiſchen dem Maranon und der Weſtſeite des St. Jago-Fluſſes findet ſich Steinſalz; allein die größten Salzminen ſind an der Südſeite des Maranon, unfern des Paranapura, der ſich in den Huallaga ergießt; ſie gehören mithin eigentlich nicht zu der Provinz der Mayna, ob ſie gleich von Weigl noch dazu gerechnet werden.

Jezt würden die Originalbewohner dieſer Länder folgen, allein es ſcheint zweckmäßiger, die indianiſchen

Nationen, hauptsächlich dieser spanischen Besitzungen und Missionen, die von Peru ausgehen, im Ganzen zusammen zu fassen, besonders da ihre vielen Stämme so vereinzelt und durch einander geworfen leben.

Wir verfolgen daher von neuem der Maranón bis zu seiner Mündung in das Atlantische Meer.

Nachdem er jenseits Borja von Norden aus dem ansehnlichen Pastaza (er entspringt aus mehreren Quellen in den hohen Cordilleren der Andes gegen Quito hin), so wie von Süden aus den zuvor beschriebenen großen Huallaga, und weiter gegen Osten bis St. Regis, den Chambira oder Tiger aufgenommen, vereinigt er sich endlich mit dem ihn selbst an Stärke übertreffenden Ukayale.

Bei der Vereinigung zweier so mächtigen Ströme, scheint dann die Frage der ersten Europäer, da sie den Maranon erblickten, woraus nach Einigen dieser Name herzuleiten steht, Mare annon? nicht zu verwundern. Er mag nach dem Zusammenfluß mit dem Ukayale mit Recht ein fließendes Meer heißen.

Beide Ströme bilden viele und beträchtliche Inseln, und bei der Mission St. Joachim der Omáguas beträgt die Breite des Flusses auf 900 Toisen. Mit dieser fließt er nun so fort und nimmt außer mehreren kleinen Flüssen den großen Napo auf, dessen Quellen unweit des Cotopaxi entspringen, er erhält aber schon durch den Coca beträchtlichen Zuwachs.

Gegen 12 Meilen (lieues) weiter östlich unter der Mündung des Napo gelangt man zu der Mission der Pevas; sie ist die letzte der spanischen; 6 bis 7 Tages reisen von dort fangen die Missionen der Portugiesen an.

Der Unterschied zwischen den spanischen und portugiesischen Missionen ist auffallend. Jene, durch das mächtige wilde Gebirge von ihrem Hauptsitze Peru und Quito gleichsam abgeschnitten, können sich, da sie mit den Portugiesen in keiner Verbindung stehen, nur mit vieler Mühe selbst die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens anschaffen. Die Portugiesen hingegen gehen in großen mit Tauen, Segeln und Verdecken versehenen zweimastigen Fahrzeugen den Riesenstrom von seiner Mündung an bequem hinauf. Fünfhundert Meilen (lieues) von allen mit Europäern bewohnten Ländern entfernt, fand daher Condamine in der portugiesischen Mission von St. Paul fast alle Bequemlichkeiten, und eine Aufnahme als mitten in Europa.

Eben so bedeutend war ihm dann auch der Unterschied in allem Uebrigen. Statt der dürftigen Hütten und Kirchen von Rohr, die man bis jetzt stromabwärts gefunden hatte, sahe man steinerne Gebäude, Capellen und größere Gotteshäuser mit geweißten Wänden und mit Ziegeln gedeckt. Alle Indianerinnen waren von jetzt an mit europäischem Geräthe, z. B. Messern, Scheeren, Kämmen, Spiegeln u. dgl. versehen, trugen auch

Hemden von unserer Leinwand. Dies alles erhandelten sie gegen Cacao, den sie nach Para, gegen die Mündung des Maranon hinführen.

Von der Mission St. Paul an strömen nun von neuem sehr bedeutende Flüsse in den Maranon. Südlich zeigen sich hier der Yutay, der Yuruca, der Tefe, der Panaguar, der Cayam, der Coari u. a. Und selbst diese, wenn gleich von minderer Bedeutung, wären für Europa große Ströme, denn Condamine fand z. B. die Mündung des Yutay, der unter ihnen nicht der größte ist, dennoch 362 Toisen (2172 F.) groß. Sie steigen alle aus den Gebirgen herab, die östlich von Lima, und von Cusco nördlich laufen; indeß sind ihre Quellen schwerlich bis jetzt genau bekannt. Alle sind mehrere Monate hindurch schiffbar. So gehen die Indianer auf den Coari selbst bis zu den spanischen Besitzungen, die wegen des Reichthums an dem dort wild umherstreifenden Hornvieh berühmt sind.

Von Norden vermehret dann der große Putomajo, weiter gegen seine Mündung hin Yssa genannt, den Maranon. Er kommt weit aus den Peru scheidenden Andes, und nimmt 30 Flüsse ein. Hierauf folgt der noch bedeutendere Yupura, auch Caqueta genannt, mit seiner nilförmigen Mündung. Denn diese Mündung wird von mehr als 7 kleineren Flüssen gebildet, die so weit auseinander liegen, daß der Zwischenraum zwischen den beiden äußersten auf 100 Meilen (lieues) beträgt,

daher geben auch die Indier einem jeden derſelben einen eigenen Nahmen.

Es ſoll in dieſer Gegend das berühmte goldene Dorf des Texeira ehemals vorhanden geweſen ſeyn. Der Portugieſe Texeira hatte nämlich 1637, bei der unglücklichen Vereinigung von Spanien und Portugal, auf Befehl des Hofes eine Reiſe von Para aus auf dem Maranon nach Peru unternommen. Hiezu waren 47 große und kleine Canoes ausgerüſtet, und er gieng damit den Maranon ſo weit hinauf, als er nur fahrbar war. Von dort aus machte er ſelbſt die Reiſe zu Lande nach Quito. Auf dieſer Unterſuchungsreiſe tauſchte er in einer Dorfſchaft, in der Gegend des Yupura-Fluſſes, einiges goldenes Geräthe ein, wovon das Gold in Quito von 23 Karat gefunden ward.

Bei ſeiner Rückkehr am 26ſten Aug. 1639, ſetzte er dort eine Gremſäule, wodurch er zugleich bis dahin von Para angerechnet, von allen Ländern für Portugal Beſitz nahm. Das eigentliche Vaterland dieſes Goldes gaben indeß die Indianer als viel nördlicher, im Lande höher gegen die Quellen des Yupura liegend an. Es komme von den Manaos, und aus dieſem Lande Manoa, hat man nachmals das fabelhafte El Dorado, die goldene Stadt des Raleigh, welche im Innern Guiana gelegen ſeyn ſollte, gemacht.

In eben dieſer Gegend, nämlich zwiſchen den Mündungen des Yupura (zwiſchen der 5ten und 6ſten) liegt

die indianiſche Dorfſchaft Coari. Sie iſt deshalb merkwürdig, weil Condamine hier den Indianer ſprach, der ihm Nachrichten über die (fabelhaften?) Amazonen mittheilte. Da unſer großer Strom auch davon ſeinen Nahmen führen ſoll, ſo iſts vielleicht nicht unrecht über dieſe Völker etwas beizubringen, obgleich die übrigen der hieſigen Original-Nationen, von deren Exiſtenz wir gewiß ſind, nur erſtlich nachmals vorkommen werden. Die Sage von einer Geſellſchaft von Weibern, welche ohne Männer einen Staat für ſich bilden, geht bekanntlich bis auf die Zeiten des hohen Alterthums hinauf. Neuerlich kam ſie, beſonders aus dem Innern von Afrika und Süd-Amerika, wieder im Gange. Vormals ſchrieb man dieſen heroiſchen Weibern noch manche Eigenſchaften zu, z. B. das Abnehmen der linken Bruſt, um den Bogen beſſer ſpannen zu können. Hievon ſagten indeß die Erzählungen über die Amazonen von Amerika nichts. Sie gaben ſie nur an als eine Geſellſchaft von Weibern, die ſich ein Geſetz gemacht hatten, keine Mannsperſon unter ſich zu leiden, die aber, um ihre Republik nicht untergehen zu laſſen, deshalb jährlich aus einer benachbarten Völkerſchaft Männer einluden. Der Weg zu ihrem eigentlichen Wohnſitze ſollte vom Amazonenfluſſe aus durch den ſchwarzen Fluß (Rio negro) hoch ins Binnenland führen. Dennoch ſollten ſie auf ihren Streifzügen zu Zeiten über den Amazonenfluß ſetzen und nach Süden ge-

hen. Auf dieſem Zuge wollte ſie nämlich der Großvater des Indianers, der gegen Condamine ihre Wirklichkeit behauptete, an der Mündung des ſüdlichen Fluſſes Cuchivara geſehen und ſelbſt geſprochen haben. Er habe ſich mit 4 Amazonen unterhalten, deren Nahmen er nannte, und wovon die eine ihr Kind ſäugete. Der ſpaniſche Abentheurer Orellana, welcher 1538 unter Pizarro einen Raubzug in dieſe unbekannte Länder machte, brachte hauptſächlich dieſe Republik ſtreitbarer Weiber zuerſt wieder in Anregung. Er wollte ſogar gegen ſie gefochten haben, allein ſchon damals fand er keinen Glauben, wenn gleich ihm das ſpaniſche Gouvernement nach ſeiner Rückkunft von der Expedition, den romaneſken Titel gab: „General-Gouverneur des Fluſſes der Amazonen, zur Belohnung, daß er dieſe im Nahmen ſeiner katholiſchen Majeſtät unterjocht hat.“

Nur das minder verdächtige Zeugniß des Paters Acunja erneuerte das Andenken an dieſes Phänomen. Acunja fand nämlich an mehreren Orten, ſo weit er von Para aus den Strom hinauf fuhr, das einſtimmige Zeugniß für das Daſeyn der Amazonen; auch traf die Lage ihres eigentlichen Aufenthalts dieſem Berichte nach, ziemlich überein.

Hiernach ſollten dieſe merkwürdigen Weiber der Völkerſchaft der Guacaer, zunächſt wohnen; und dieſe waren die glücklichen Sterblichen, wovon die wohlge-

bildetsten Mannspersonen jährlich einmal von den Amazonen zu dem heiligen Geschäfte der Ehe auf einige Tage eingeladen wurden. Die Amazonen, sagt Acunja, empfangen ihre Gäste, um auf alle Fälle vor einem Ueberfall sicher zu seyn, mit Bogen und Pfeil in der Hand. Kaum haben sie sie aber bestimmt für die Ihrigen erkannt, so führen sie sie in ihren Canoes zu ihrer Dorfschaft; nehmen alle vorzufindenden Hamacs (Hängebetten); hangen sie in ihren Hütten auf, und eine jede bewirthet den ihr zugefallenen Bräutigam in ihrem Hamac. Nachdem sie einige Tage in dieser Ehe gelebt und die Gäste auf das beste bewirthet haben, kehren diese dann zurück zu ihrer Heimath. Die dadurch erzeugten Kinder weiblichen Geschlechts werden als künftig zu der Gesellschaft der Amazonen gehörig erzogen und sowohl in allen Arbeiten als auch in den Waffen geübt; die Knaben hingegen pflegen und warten sie nur ein Jahr; alsdenn kehren die temporairen Ehe-Männer aus dem Stamme der Guacaer zu ihrem vorjährigen Geschäfte zurück, und nehmen nach vollendeten Arbeiten diese einjährigen männlichen Kinder mit in ihr Land.

Freilich fiel auf die Weise die von Andern den Amazonen zur Last gelegte unnatürliche Grausamkeit hinweg, wonach sie sich nicht nur des Busens beraubten, sondern auch alle männliche Kinder gleich nach der Geburt tödteten; allein die Sache selbst scheint doch stets

das Gepräge einer durch Zufall entstandenen Erdichtung an sich zu tragen. Auch wäre sie schwerlich in neueren Zeiten wieder in Anregung gebracht, hätte nicht ein so außerordentlicher Forscher, dem es wirklich um Wahrheit und gründliche Belehrung zu thun war, als Condamine, die Amazonen auf gewisse Weise in Schutz genommen. Denn wenn er gleich den Erzählungen der Indier nicht in allen Sachen Glauben beimißt, so scheint er doch das Hauptfaktum, nämlich eine Gesellschaft von Weibern, die ohne Männer leben und ihr Regiment selbst führen, im Innern von Süd-Amerika annehmen zu wollen.

Es wäre auch nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit, daß bei der entsetzlichen Mißhandlung, die das andere Geschlecht fast unter allen Wilden von Amerika auszustehen hat, einmal eine Art von Verschwörung gegen die Männer oder wenigstens eine Uebereinkunft mehrerer herzhafter, aufs Aeußerste gebrachter Weiber, Statt gehabt hätte, sich auf irgend eine Weise dieser Sklaverei zu entziehen; danach hätte sich dann eine Anzahl derselben völlig isolirt, und so ihr Leben abgesondert im entschiedensten Hasse, und daher wohl auch in steter Fehde gegen ihre ehemaligen Tyrannen hingebracht. Hieraus ließe sich wenigstens eine temporaire Amazonen-Republik erklären, die, da sie hier vielleicht mehrere Jahre dauerte, die Sage von einer beständigen Weiber-Republik erzeugte. Auch glaubt selbst Conda-

mine nicht, daß dergleichen noch zu seiner Zeit vorhanden gewesen sey, sondern nur, daß sie wohl in älteren Zeiten einmal in diesen Gegenden existirt habe.

Eine gewisse Analogie dieser unbekannten Binnenländer des südlichen Amerika, mit denen ziemlich unter demselben geographischen Klima gelegenen Theilen von Afrika verdient wohl einer Bemerkung.

Es ist überflüssig anzuführen, daß man von jeher das Binnenland von Afrika gleichfalls für ein El Dorado, ein Goldland, und zwar mit Recht, ansieht. Wiederum hieß es besonders nach Lopez, Afrika habe Amazonen; wie die Sage von kriegerischen Weibern dort entstanden seyn konnte, sahen wir in einem der früheren Jahrgänge *).

Wiederum soll sich dort, mehreren Nachrichten zufolge, eine sehr kleine, zwergartige, aber als muthige, tapfere Jäger berühmte Nation befinden; und in unserem Süd-Amerika hatte man nicht nur eine ähnliche Sage, sondern Hr. v. Humbold benachrichtigt uns jetzt, „daß die Guaicas eine weiße, dabei sehr kleine, fast „zwerghafte, aber sehr kriegerische Menschenrace, das „Land nach Westen von Paſimoni (etwa unweit des „Cassiaquari) bewohnen."

*) Man sehe den 1sten Jahrgang.

Hat die Natur etwa in der tropiſchen Region beider Welten außerordentliche, und zwar ähnliche Phänomene hervorgebracht?

Nach dieſer Excurſion verfolgen wir den Maranon bis zu ſeiner Mündung.

Der erſte Strom von Bedeutung, auf den wir ſtoſſen, kommt von Süden; es iſt der Purus, nach Andern Chipura, auch Azuri genannt. Sein Lauf geht nur durch wenig bekannte Länder; einige Geographen ſetzen ſeine Quellen in die Cordilleren unweit Cuſco.

Ein Strom von weit größerer Wichtigkeit tritt weiter gegen Oſten, von Norden aus in den Maranon; dies iſt der Rio Negro, oder der ſchwarze Fluß. Er entſpringt in den Cordilleren der Andes, etwa zwiſchen den erſten und dritten Graden nördlicher Breite. Dies iſt der merkwürdige Fluß, der eine Verbindung des Amazonenfluſſes mit dem Orinoco zuwege bringt, und den die Portugieſen lange benutzten zu ihrem Handel mit amerikaniſchen Sklaven. Condamine gab über dieſe Verbindung bereits entſcheidende Gründe, obgleich ſeine Darſtellung des Zuſammenhangs ſelbſt irrig war. Etwas mehr Licht erhielt man hierüber durch die Expedition des Solano und Hurriaga im Jahre 1756; allein auch dieſe waren unfähig, richtige Angaben über die Art der Verbindung dieſer beiden großen Ströme zu geben; denn nur zwei ununterrichtete Soldaten des

Expedition hatten den Verbindungskanal, den Cassiaquari, selbst besucht.

Unter den eben so mannichfaltigen als großen Schätzen, womit unser Humboldt die Erdkunde bereichert hat, nimmt die genaue Aufklärung dieser Verbindung eine bedeutende Stelle ein. Er gieng von der spanischen Festung St. Carlos den Rio Negro hinauf, von dort in den Cassiaquari, und durch diesen Arm des Orinoco in den Orinoco selbst; er wird uns bald mit einer auf astronomische Messungen gegründeten Karte des Orinoco und Rio Negro beglücken.

Diese drei großen Ströme, der Maranon, der Rio Negro und der mit ihm durch den Cassiaquari verbundene Orinoco bilden mithin, vermittelst des atlantischen Meeres das größte Eiland des Erdbodens, unter dem schönsten Himmel gelegen, worin sich denn auch der See Parima, nach Humboldt ein bloßer Sumpf, befindet, den man zum Goldsee fabelte, so wie das reiche gänzlich erdichtete Eldorado oder Manoa.

Von Süden aus strömt denn zuerst in den Maranon, auf seinem Wege zur Mündung, der große Madeira. Er soll seinen Namen von der Menge Holz oder Bäumen führen, die er in den Maranon hineinschwemmt.

Der Madeira entspringt in den tief nach Süden gelegenen Cordilleren der Andes, zwischen den 18ten und 19ten Graden südlicher Breite, in der Provinz la Plata. Hier heben mehrere geringere Flüsse, z. B.

der Parapati, der Guapay, und etwas höher der Sabaypata u. a. ihre Quellen, die vereinigt den Namen Mamore erhalten und das große Land der Moxos, der Baures und andrer wilden Völkerschaften durchströmen. Diese geben ihm den Namen des kleinen Maranons (Parana-miri), da sie den Amazonenfluß den großen (Parana-guru) nennen. Die spanischen Missionäre, welche diesen ansehnlichen Strom vom 17ten Grade an befuhren, geben darauf 21 Wasserfälle an.

Der Maranon fließt nun nach dem Eintritte des Rio Negro und des Madeira gewöhnlich eine ganze Meile (lieu) breit; und die Portugiesen nennen ihn nur erst von dort an den Amazonen-Fluß; höher hinauf führte er bei ihnen den Namen Rio de Solimeos, Gift-Fluß; wahrscheinlich wegen der vergifteten Pfeile, derer sich mehrere längst seinen Ufern wohnende indianische Völkerschaften bedienen.

Er bildet nun stets mehrere, größere und kleinere Inseln, und nach vielen kleineren Flüssen, die sich weiter stromabwärts in ihn ergießen, macht er eine beträchtliche Krümmung gegen den Aequator hin, verengt sich aber bei dem portugiesischen Fort Pauxis bis zu der Weite von 905 Klafter. Dieser Ort ist über 200 Meilen von seiner Mündung entfernt, und dennoch zeigt sich bis hieher Ebbe und Fluth.

Freilich äußert sich dieses Fluthen bei einer so grossen Entfernung vom Meere nur erst viel später als

dort. Die Fluth muſste, ſtatt daſs ſie bei dem Meere ſelbſt nach 5 bis 6 Stunden eintritt, dort nur erſt nach mehreren Tagen bemerklich werden. Ihr Gang zeigt ſich gleichſam wellenförmig oder vielmehr, abſatzweiſe, ſo daſs ſie ſtets nach den verſchiedentlich entlegenen Ufern des Fluſſes ſpäter und ſpäter eintritt. Zugleich ereignet ſich dies Phänomen, ſo wie bei dem Ocean ſelbſt, alle Tage etwas ſpäter (gegen 50 Minuten). Dies zuſammen genommen giebt mithin eine neue Beſtätigung von Newtons und aller richtigen Phyſiker Theorie der Ebbe und Fluth.

Aus der Höhe dieſer Fluth ſchloſs denn Condamine, daſs der Fall des Maranon von Pauxis an, alſo auf 200 Meilen, nicht mehr als etwa 10 Fuſs betrage; und dies fand er auch mit den verſchiedenen Höhen des Barometerſtandes zu Pauxis und zu Para zutreffend.

Bei dem weitern Laufe des Fluſſes verdient noch der Fluſs Topayos einer Bemerkung. Er kommt weit aus der Bergkette, welche ſich, einigen Karten zufolge, von Weſten nach Oſten zwiſchen dem 11ten und 12ten Graden der Breite fortzieht, und iſt wegen des ſchönen grünen Nephrits (Jade) berühmt, der ſich bei den um die Mündung dieſes Fluſſes wohnenden Indianern häufig unter mehreren Geſtalten darbot; und den ſie, ſeiner außerordentlichen Härte ungeachtet, ſowohl durchbohren, als ihm eine gute Politur und viele Arten von Form zu geben verſtanden.

Der letzte Fluß, oder südliche Arm des Maranon, von Bedeutung, ist der Xingu. Er entspringt aus uns unbekannten Gebirgen Brasiliens; etwa 8 Tagsreisen unter seiner meilenweiten Mündung hat er eine Stürzung; sie macht ihn indeß nicht unschiffbar.

An diesem Flusse wachsen zwei amerikanische gewürzartige Baumarten, die bei uns weit bekannter seyn würden, wenn uns die Molucken unbekannt wären. Die eine nennt Condamine Cuchiri, die andere Puchiri. Die Rinde des ersten hat den Geschmack und den Geruch der Gewürznelken, und da diese bei den Portugiesen Cravo genannt werden, so haben die Franzosen in Cayenne deshalb dem Baume und Holze den fehlerhaften Namen Crabbenholz (Bois de Crabe) beigelegt. Beide Bäume tragen eine den Oliven der Gestalt und Größe nach ähnliche Frucht; geraspelt kommen sie den Muskatennüssen gleich, auch bedient man sich derselben wie jenes orientalischen Gewürzes, nur ist auch hier das Produkt der alten Welt dem der neuen an Stärke überlegen. Indeß benutzt man sie zu verschiedenen geistigen Getränken, Liqueuren, sowohl in Italien als in England.

Bei Para wendet sich endlich der ungeheure Strom stark gegen Norden; er fließt hier mit einer Breite von 5 Seemeilen, dennoch ist dies nur die Hälfte der Breite, die er bald nachher erreicht. Es bilden sich große Inseln. Die Insel Javari ist die beträchtlichste; sie füllt

über 25 Seemeilen in der Länge, ist aber nur etwas über 2 breit, wird aber von der Insel Caviana, in der Mündung des Flusses gelegen, übertroffen. Und so ergießt sich ein Meer von süßem Wasser voll von Inseln endlich mit einer Weite von mehr als 20 Seemeilen unter dem Aequator selbst in die gesalzenen Gewässer des atlantischen Oceans.

Wo ist ein Strom auf unserer Erde mit dem Maranon vergleichbar? Bei seiner erstaunlichen Länge von fast neunthalb hundert Meilen hat er viele Ströme aufgenommen, mit welchen sich unsere Donau nicht messen darf.

Hiemit dürfen wir die Darstellung der Oberfläche des Landes und dessen Bewässerung endigen. Ehe wir seine Einwohner kennen lernen, mag folgendes über das Klima vorangehen.

Mannichfaltig war die Natur des Bodens, mannichfaltig muß daher sein physikalisches Klima seyn. Ohne jetzt auf die erstaunlichen Unterschiede der verschiedenen Höhen und Tiefen der Erdoberfläche zu sehen, so kommt hier schon der Hauptunterschied vor, der sich zwischen dem eigentlichen Peru findet und zwischen den von diesem in politischer Hinsicht größtentheils abhängigen, weiter gegen Osten gelegenen Provinzen der Maynas, Omaguas und darauf folgenden Völkerschaften, so wie sie der Mündung des Maranons näher

liegen, Statt hat, nämlich der Unterſchied der Bewäſſerung, und der daraus entſpringenden Ueberſchwemmung.

In dieſen öſtlichen ſpaniſchen Miſſionen ſtehen Monate lang die Gewäſſer der ausgetretenen ungeheuern Ströme über alles Erdreich hin; die hohen Bäume allein ragen aus dem Waſſer hervor; man ſchifft meilenweit mit flachen Canoes umher, und nur erſt nachdem der trocknende Oſtwind eingetreten iſt, werden Wieſen, Sandbänke und Inſeln dem Auge wieder ſichtbar.

Solche Waſſerphänomene kann das eigentliche Peru nicht erfahren; ihm fehlen noch die vaſten fließenden Meere, die der Maranon nur erſt nach ſeiner Vereinigung mit den großen Strömen bildet, die wir zuvor umſtändlich angezeigt haben. Indeß giebt es dennoch auch ſelbſt in Peru Provinzen, welche mit einer ungeheuern Maſſe von Waſſer getränkt ſind. Schon anfänglich wurde im allgemeinen angezeigt, wie die Wälder in beträchtlicher Entfernung vom Südmeere an der Wurzel und dem Abhange der Cordilleren, ſich mit einer erſtaunlichen Quantität Feuchtigkeit angefüllt finden. Die vielen kleineren Flüſſe, die ſich von beiden Seiten der Cordilleren in den Maranon unweit Jaen, Loyola, Valladolid und den umliegenden Gegenden ergießen, die hier alles bedeckenden Waldungen und zugleich die Cordillern ſelbſt vereinigen die daher ent-

stehenden Wasserdünste in so anhaltende Regen, daß hier 10 ja 11 Monate hindurch beinahe kein einziger Tag ohne Regen vorbei geht.

Dahingegen sieht man nicht sehr weit von dieser Provinz eine eben so merkwürdige, gerade allem diesem entgegengesetzte Erscheinung.

Das untere, niedrige Peru, nämlich der Theil von den 44650 Quadratmeilen *) des ganzen Landes, welcher sich längst den Küsten in Westen der Andes, vom 5ten bis zum 15ten Breiten Grade, hinab ausdehnt, kennt den Regen ganz und gar nicht. Dieser 10 Grad lange, trockne Erdstrich, ist unter dem Namen des Thals von Tumbes bekannt; seine Breite ist je nach der Nähe oder Ferne der Andes verschieden, etwa gegen 15 Meilen.

Die Folge des Mangels an Regen ist, eine beständig mit dünnem Nebel beladene Atmosphäre, der sich in Thau auflöset ohne je Gewitter und die diese begleitenden Meteoren, als Regengüsse, Wolkenbrüche u. dgl. zu erzeugen. Die in diesem regenlosen Landstriche herrschenden Winde, sind Südwinde, mit den Cordilleren parallel laufend. Diesen dauernden Südwinden will man hauptsächlich den Mangel an Regen zuschreiben, indem sie die gesamten Ausdünstungen des

*) So hoch rechnet der Mercurio Peruviano die Areal-Größe; 20 Meilen auf einen Grad.

Meeres gegen Norden treiben, ehe sie sich zu wirklichen Regenwolken ausbilden können. Auf die menschlichen Einrichtungen hat diese ununterbrochene Trockniß vielartigen Einfluß. Die Häuser der längst dieser Küste erbaueten Städte, z. B. Arica und Lima, sind gleichsam ohne Dach; sie sind gewöhnlich nur mit Matten von Binsen oder Rohr bedeckt, worauf eine Lage von Thonerde oder auch von dicker Asche verbreitet liegt, um den starken nächtlichen Thau, wodurch die Natur hier so wohlthätig den Regen ersetzt, zu verschlucken. Indeß halten diese leichten Gebäude nur ein einziges Stockwerk, da die häufigen Erdbeben eine feste und höhere Bauart äusserst gefährlich machen.

Der dürre Boden der Gärten und Pflanzungen wird aber vermittelst eigener Kanäle bewässert, in welchen die von den Gebirgen herabfließenden Bäche und gröseren Gewässer, oft mehrere Meilen weit geleitet, fließen.

Das ganze große Land von Peru theilte bereits Acosta, nach der so sehr unter einander verschiedenen Witterung, in drei Haupttheile.

Die erste Abtheilung, die Andes, das hohe Gebirge, hat vielen dauernden Regen, und ist (seine höchsten Theile ausgenommen) von milder Temperatur. Die Sierra, die erhabene Fläche, die zweite Abtheilung, geniesst regelmäßige Jahreszeiten, und hier zeigen sich alle Arten der Meteoren. Die dritte, die, wovon so

eben die Rede war, die Küste, heißt mit Recht die trockne; sie erfreuet sich eines aneinanderhangenden Sommers. Aber wie schrecklich unterbrechen die alles verwüstenden Erderschütterungen oft schnell hintereinander diese schöne heitere Natur!

Der Mensch.

a) Der Original-Bewohner; der Amerikaner.

Das so vielfach modificirte Klima von Peru und der von ihm abhangenden spanischen Besitzungen führt auf keine unpaßliche Art zu dessen Bewohner. Das Klima äußert hier nämlich auf den Menschen den sichtbarsten Einfluß.

Bouguer war derjenige, welcher uns den Unterschied am bestimmtesten bemerklich machte, den das durch die verschiedenen Erhöhungen des Bodens modificirte Klima den dortigen Originalbewohnern, den Amerikanern von Peru, eindrückte.

„Ich habe, sagt der Weltmesser, Gelegenheit ge„habt zu bemerken, daß diejenigen Indier, die unten „am Fuße der Cordilleren, an der westlichen Seite, „also gegen die Südsee hin wohnen, fast eben so weiß „sind, als wir. Diese sind nicht wie die andern der „heftigen und beständigen Sonnenhitze bloß gestellt. „Sie bringen ihre Lebenszeit vielmehr in einem Lande

„in, worin eine ſo vollkommne Windſtille herrſche, daß „ſie niemals durch die geringſte (?) Bewegung der Luft „unterbrochen wird, weil die Gebirge ſie gegen den „beſtändigen Oſtwind beſchützen, welcher beinahe eine „Meile (lieu) hoch über ihren Kopf ſtreichen muß. „Entfernt man ſich weiter von den Gebirgen, und geht „mehr gegen die Küſte zu, ſo verhält es ſich dort ganz „anders. Der Wind geht daſelbſt, und die Indianer „haben dort ihre Kupferfarbe.“

Aber auch ihre Lebensart und Denkweiſe, behauptet Bouguer, ſei ſo verſchieden und mannigfaltig, als die Witterung des Landes ſelbſt.

„So wie der heiße und der kalte Erdſtrich in Peru „gleichſam vermiſcht ſind, und wie man daſelbſt die „einander entgegengeſetzteſten Witterungen antrift, ſo „daß man nur einige Meilen weit reiſen, und entweder in das Gebirge oder wieder herausgehen darf, „um Länder, die von einander weit mehr unterſchieden „ſind, als wenn man ganz Europa durchwandelte, zu „finden; ſo muß dieſe ſehr groſſe Verſchiedenheit gleichfalls auch nothwendig einen Unterſchied in den Sitten „und den natürlichen Neigungen der Völker verurſachen. „In den unterſten Gegenden wohnen ſie einſam in „den Waldungen, und machen gleichſam kleine Repu„bliken aus, welche von ihrem Pfarrer, einem Spa„nier, und von ihrem Statthalter, der einige Indianer zu Gehülfen hat, regiert werden. Sie leben alle

dort. Die Fluth muſte, ſtatt daſs ſie bei dem Meere ſelbſt nach 5 bis 6 Stunden eintritt, dort nur erſt nach mehreren Tagen bemerklich werden. Ihr Gang zeigt ſich gleichſam wellenförmig oder vielmehr abſatzweiſe, ſo daſs ſie ſtets nach den verſchiedentlich entlegenen Ufern des Fluſſes ſpäter und ſpäter eintritt. Zugleich ereignet ſich dies Phänomen, ſo wie bei dem Ocean ſelbſt, alle Tage etwas ſpäter (gegen 50 Minuten). Dies zuſammen genommen giebt mithin eine neue Beſtätigung von Newtons und aller richtigen Phyſiker Theorie der Ebbe und Fluth.

Aus der Höhe dieſer Fluth ſchloſs denn Condamine, daſs der Fall des Maranon von Pauxis an, alſo auf 200 Meilen, nicht mehr als etwa 10 Fuſs betrage; und dies fand er auch mit den verſchiedenen Höhen des Barometerſtandes zu Pauxis und zu Para zutreffend.

Bei dem weitern Laufe des Fluſſes verdient noch der Fluſs Topayos einer Bemerkung. Er kommt weit aus der Bergkette, welche ſich, einigen Karten zufolge, von Weſten nach Oſten zwiſchen dem 11ten und 12ten Graden der Breite fortzieht, und iſt wegen des ſchönen grünen Nephrits (Jade) berühmt, der ſich bei den um die Mündung dieſes Fluſſes wohnenden Indianern häufig unter mehreren Geſtalten darbot; und den ſie, ſeiner außerordentlichen Härte ungeachtet, ſowohl durchbohrten, als ihm eine gute Politur und viele Arten von Form zu geben verſtanden.

Der letzte Fluß, oder südliche Arm des Maranon, von Bedeutung, ist der Xingu. Er entspringt aus uns unbekannten Gebirgen Brasiliens; etwa 8 Tagsreisen unter seiner meilenweiten Mündung hat er eine Stürzung; sie macht ihn indeß nicht unschiffbar.

An diesem Flusse wachsen zwei amerikanische gewürzartige Baumarten, die bei uns weit bekannter seyn würden, wenn uns die Molucken unbekannt wären. Die eine nennt Condamine Cuchiri, die andere Puchiri. Die Rinde des ersten hat den Geschmack und den Geruch der Gewürznelken, und da diese bei den Portugiesen Cravo genannt werden, so haben die Franzosen in Cayenne deshalb dem Baume und Holze den fehlerhaften Namen Crabbenholz (Bois de Crabe) beigelegt. Beide Bäume tragen eine den Oliven der Gestalt und Größe nach ähnliche Frucht; geraspelt kommen sie den Muskatennüssen gleich, auch bedient man sich derselben wie jenes orientalischen Gewürzes, nur ist auch hier das Produkt der alten Welt dem der neuen an Stärke überlegen. Indeß benutzt man sie zu verschiedenen geistigen Getränken, Liqueuren, sowohl in Italien als in England.

Bei Para wendet sich endlich der ungeheure Strom stark gegen Norden; er fließt hier mit einer Breite von 5 Seemeilen, dennoch ist dies nur die Hälfte der Breite, die er bald nachher erreicht. Es bilden sich große Inseln. Die Insel Javari ist die beträchtlichste; sie hat

über 25 Seemeilen in der Länge, ist aber nur etwas über 2 breit, wird aber von der Insel Caviana, in der Mündung des Flusses gelegen, übertroffen. Und so ergießt sich ein Meer von süßem Wasser voll von Inseln endlich mit einer Weite von mehr als 20 Seemeilen unter dem Aequator selbst in die gesalzenen Gewässer des atlantischen Oceans.

Wo ist ein Strom auf unserer Erde mit dem Maranon vergleichbar? Bei seiner erstaunlichen Länge von fast neunthalb hundert Meilen hat er viele Ströme aufgenommen, mit welchen sich unsere Donau nicht messen darf.

Hiemit dürfen wir die Darstellung der Oberfläche des Landes und dessen Bewässerung endigen. Ehe wir seine Einwohner kennen lernen, mag folgendes über das Klima vorangehen.

Mannichfaltig war die Natur des Bodens, mannichfaltig muß daher sein physikalisches Klima seyn. Ohne jetzt auf die erstaunlichen Unterschiede der verschiedenen Höhen und Tiefen der Erdoberfläche zu sehen, so kommt hier schon der Hauptunterschied vor, der sich zwischen dem eigentlichen Peru findet und zwischen den von diesem in politischer Hinsicht größtentheils abhängigen, weiter gegen Osten gelegenen Provinzen der Maynas, Omaguas und darauf folgenden Völkerschaften, so wie sie der Mündung des Maranons näher

liegen, Statt hat, nämlich der Unterſchied der Bewäſſerung, und der daraus entſpringenden Ueberſchwemmung.

In dieſen öſtlichen ſpaniſchen Miſſionen ſtehen Monate lang die Gewäſſer der ausgetretenen ungeheuern Ströme über alles Erdreich hin; die hohen Bäume allein ragen aus dem Waſſer hervor; man ſchifft meilenweit mit flachen Canoes umher, und nur erſt nachdem der tracknende Oſtwind eingetreten iſt, werden Wieſen, Sandbänke und Inſeln dem Auge wieder ſichtbar.

Solche Waſſerphänomene kann das eigentliche Peru nicht erfahren; ihm fehlen noch die vaſten fließenden Meere, die der Maranon nur erſt nach ſeiner Vereinigung mit den großen Strömen bildet, die wir zuvor umſtändlich angezeigt haben. Indeß giebt es dennoch auch ſelbſt in Peru Provinzen, welche mit einer ungeheuern Maſſe von Waſſer getränkt ſind. Schon anfänglich wurde im allgemeinen angezeigt, wie die Wälder in beträchtlicher Entfernung vom Südmeere an der Wurzel und dem Abhange der Cordilleren, ſich mit einer erſtaunlichen Quantität Feuchtigkeit angefüllt finden. Die vielen kleineren Flüſſe, die ſich von beiden Seiten der Cordilleren in den Maranon unweit Jaen, Loyola, Valladolid und den umliegenden Gegenden ergießen, die hier alles bedeckenden Waldungen und zugleich die Cordillern ſelbſt vereinigen die daher ent-

ſtehenden Waſſerdünſte in ſo anhaltende Regen, daß hier 10 ja 11 Monate hindurch beinahe kein einziger Tag ohne Regen vorbei geht.

Dahingegen ſieht man nicht ſehr weit von dieſer Provinz eine eben ſo merkwürdige, gerade allem dieſem entgegengeſetzte Erſcheinung.

Das untere, niedrige Peru, nämlich der Theil von den 44650 Quadratmeilen *) des ganzen Landes, welcher ſich längſt den Küſten in Weſten der Andes, vom 5ten bis zum 15ten Breiten Grade, hinab ausdehnt, kennt den Regen ganz und gar nicht. Dieſer 10 Grad lange, trockne Erdſtrich, iſt unter dem Namen des Thals von Tumbes bekannt; ſeine Breite iſt je nach der Nähe oder Ferne der Andes verſchieden, etwa gegen 15 Meilen.

Die Folge des Mangels an Regen iſt, eine beſtändig mit dünnem Nebel beladene Atmoſphäre, der ſich in Thau auflöſet ohne je Gewitter und die dieſe begleitenden Meteoren, als Regengüſſe, Wolkenbrüche u. dgl. zu erzeugen. Die in dieſem regenloſen Landſtriche herrſchenden Winde, ſind Südwinde, mit den Cordilleren parallel laufend. Dieſen dauernden Südwinden will man hauptſächlich den Mangel an Regen zuſchreiben, indem ſie die geſamten Ausdünſtungen des

*) So hoch rechnet der Mercurio Peruviano die Areal-Größe; 20 Meilen auf einen Grad.

Meeres gegen Norden treiben, ehe ſie ſich zu wirklichen Regenwolken ausbilden können. Auf die menſchlichen Einrichtungen hat dieſe ununterbrochene Trockniß vielartigen Einfluß. Die Häuſer der längſt dieſer Küſte erbaueten Städte, z. B. Arica und Lima, ſind gleichſam ohne Dach; ſie ſind gewöhnlich nur mit Matten von Binſen oder Rohr bedeckt, worauf eine Lage von Thonerde oder auch von dicker Aſche verbreitet liegt, um den ſtarken nächtlichen Thau, wodurch die Natur hier ſo wohlthätig den Regen erſetzt, zu verſchlucken. Indeß halten dieſe leichten Gebäude nur ein einziges Stockwerk, da die häufigen Erdbeben eine feſte und höhere Bauart äuſſerſt gefährlich machen.

Der dürre Boden der Gärten und Pflanzungen wird aber vermittelſt eigener Kanäle bewäſſert, in welchen die von den Gebirgen herabfließenden Bäche und gröſseren Gewäſſer, oft mehrere Meilen weit geleitet, fließen.

Das ganze groſse Land von Peru theilte bereits Acoſta, nach der ſo ſehr unter einander verſchiedenen Witterung, in drei Haupttheile.

Die erſte Abtheilung, die Andes, das hohe Gebirge, hat vielen dauernden Regen, und iſt (ſeine höchſten Theile ausgenommen) von milder Temperatur. Die Sierra, die erhabene Fläche, die zweite Abtheilung, genießt regelmäßige Jahreszeiten, und hier zeigen ſich alle Arten der Meteoren. Die dritte, die, wovon ſo

eben die Rede war, die Küste, heißt mit Recht die trockne; sie erfreuet sich eines aneinanderhangenden Sommers. Aber wie schrecklich unterbrechen die alles verwüstenden Erderschütterungen oft schnell hintereinander diese schöne heitere Natur!

Der Mensch.

a) Der Original-Bewohner; der Amerikaner.

Das so vielfach modificirte Klima von Peru und der von ihm abhangenden spanischen Besitzungen führt auf keine unpaßliche Art zu dessen Bewohner. Das Klima äußert hier nämlich auf den Menschen den sichtbarsten Einfluß.

Bouguer war derjenige, welcher uns den Unterschied am bestimmtesten bemerklich machte, den das durch die verschiedenen Erhöhungen des Bodens modificirte Klima den dortigen Originalbewohnern, den Amerikanern von Peru, eindrückte.

„Ich habe, sagt der Weltmesser, Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß diejenigen Indier, die unten „am Fuße der Cordilleren, an der westlichen Seite, „also gegen die Südsee hin wohnen, fast eben so weiß „sind, als wir. Diese sind nicht wie die andern der „heftigen und beständigen Sonnenhitze bloß gestellt. „Sie bringen ihre Lebenszeit vielmehr in einem Lande

„ist, worin eine so vollkommne Windstille herrscht, daß „sie niemals durch die geringste (?) Bewegung der Luft „unterbrochen wird, weil die Gebirge sie gegen den „beständigen Ostwind beschützen, welcher beinahe eine „Meile (lieu) hoch über ihren Kopf streichen muß. „Entfernt man sich weiter von den Gebirgen, und geht „mehr gegen die Küste zu, so verhält es sich dort ganz „anders. Der Wind geht daselbst, und die Indianer „haben dort ihre Kupferfarbe.“

Aber auch ihre Lebensart und Denkweise, behauptet Bouguer, sei so verschieden und mannigfaltig, als die Witterung des Landes selbst.

„So wie der heiße und der kalte Erdstrich in Peru „gleichsam vermischt sind, und wie man daselbst die „einander entgegengesetztesten Witterungen antrift, so „daß man nur einige Meilen weit reisen, und entwe„der in das Gebirge oder wieder herausgehen darf, „um Länder, die von einander weit mehr unterschieden „sind, als wenn man ganz Europa durchwandelte, zu „finden; so muß diese sehr große Verschiedenheit gleich„falls auch nothwendig einen Unterschied in den Sitten „und den natürlichen Neigungen der Völker verursachen. „In den untersten Gegenden wohnen sie einsam in „den Waldungen, und machen gleichsam kleine Repu„bliken aus, welche von ihrem Pfarrer, einem Spa„nier, und von ihrem Statthalter, der einige Indja„ner zu Gehülfen hat, regiert werden. Sie leben alle

„in einer so großen Einigkeit, als sie in einer voll„kommnen Unschuld neben einander zu wohnen schei„nen. Sie sind angenehme und ehrliche Leute, die „keines Mißtrauens fähig sind, ja es fällt ihnen nicht „einmal ein, daß man sie hintergehen könnte. Ihre „Hausthüren stehen beständig offen, ob sie gleich „Baumwolle, Kürbisflaschen, Pito, eine Art Aloe, „woraus sie Garn fabriciren, und andere Handels„waaren liegen haben. Wegen der grossen Hitze müssen „sie fast nackend gehen, bestreichen sich aber deßhalb „mit Roucou, theils um den Stichen der Mosquitoes „zu entgehen, theils zum Putz. Ihre Lebhaftigkeit ist „nicht sehr groß, und ihre Einbildungs- und Erfin„dungskraft geringe. Alles was sie thun besteht in „Nachahmung, nie bringen sie etwas Neues hervor. „Sie sind Zimmerleute, Baumeister ihrer Häuser, sie „machen ihre Piroguen, und bei großen Unternehmun„gen z. B. großen Gebäuden, leisten sie sich gemein„schaftliche Hülfe. Ein Indianer bittet hiebei die Fört„gen zu Gaste und ein Haus mag noch so groß seyn, „so wird es doch stets in einem einzigen Tage fertig. „Ihr Zustand ist im Ganzen glücklich, sie leben alle „ohne Feinde, die sie plagen könnten. Nebst den Produk„ten der Erde, daran es niemals fehlt, finden sie auch „ihren Unterhalt reichlich durch Jagen und Fischen."

„Der Zustand der oben in den Cordilleren wohnen„den Indianer ist dagegen ganz hievon verschieden; sie

„sind ganz andere Menschen. Bei ihnen sind so viele „böse Eigenschaften als bei den ersteren gute anzu„treffen. Sie sind ungemein faul und dumm. Ganze „Tage können sie mit der größten Gleichgültigkeit auf „ihren Fersen sitzen, ohne sich zu rühren oder ein Wort „zu sprechen. Auch ist es schwer von ihnen selbst für „Geld irgend einen Dienst oder Arbeit zu erhalten. Es „scheint, daß diejenigen, welche außerhalb des Gebir„ges leben, mehr von ihren alten Sitten und Gewohn„heiten behalten haben, dahingegen die Gebirgsbewoh„ner, obgleich zahlreicher, die Wirkungen der Unter„würfigkeit mehr empfinden. Daher daß sie selbst kein „Eigenthum haben, und daß sie ihren Herren fast alles „schuldig sind, rührt denn auch die Gleichgültigkeit ge„gen alle Reichthümer, die Trägheit sich durch Arbeit „etwas zu erwerben.“

Hier wäre mithin die Regierungsverfassung, die Behandlung der Unterthanen, wohl eher an der Faulheit und den Mangel der Gescheutheit schuld, als das Klima, denn sonst pflegt der Bergbewohner den Thalbewohner an Gescheutheit und Activität oft zu übertreffen.

So viel über die Einwirkung des Klimas auf den Menschen überhaupt. Nun bestimmter zur Betrachtung der Eingebornen von Peru und den westlichern Provinzen.

Condamines allgemeine Bemerkungen mögen der Auseinandersetzung der einzelnen Völkerschaften zur Einleitung dienen.

Dieser scharfsichtige Beobachter bestätiget die obigen Sätze seines berühmten Mitbruders; er zeigt noch genauer die Gründe des Unterschieds unter jenen Nationen. Außer der Verschiedenheit der Länder selbst, nimmt er Rücksicht auf den Unterschied der Speisen, auf die verschiedenen Geschäfte der Indier, und selbst auf die Folgen, welche die Annahme des Christenthums bei ihnen hervorbringen muß. Ein Stamm, der seit hundert Jahren den spanischen Missionaren und der spanischen Herrschaft unterworfen ist, muß viele Gewohnheiten, ja einen großen Theil seiner ganzen vormaligen Lebens-, und Denkart verlohren haben, und mithin in mehreren Betracht den übrigen noch einzeln im Walde lebenden freien Indiern unähnlich werden.

„Indeß, fährt er fort, so wie alle europäische „Völker, ob sie gleich in der Sprache, den Sitten und „Gewohnheiten unter sich verschieden sind, dem ungeachtet in den Augen eines Asiaten, wenn er sie genau „betrachtet, etwas allen gemeines (charakteristisches) „haben würden, so hat es mir geschienen, daß alle „amerikanische Indianer in den verschiedenen Ländern „die ich durchreiset bin, gewisse Züge einer Aehnlichkeit mit einander hatten, und bis auf einige Schattirungen, die ein Reisender im Vorbeigehen nicht

„genau beobachten kann, glaube ich bei ihnen einerlei „Charakter angetroffen zu haben. Die Fühllosigkeit ist „der Grund deſſelben. Ich laſſe es unentſchieden, ob „man dieſelbe mit dem Nahmen einer völligen Apathie „beehren, oder ſie für wirkliche Stumpfſinnigkeit, „Dummheit, erklären will. Sie entſteht aus der ge„ringen Anzahl ihrer Ideen; denn dieſe gehen nicht „über ihre Bedürfniſſe hinaus. Sie ſind Vielfraße, „wenn es in ihrem Vermögen ſteht ihrer Gefräßigkeit „Genüge zu leiſten; mäßig, wenn die Nothwendigkeit „ſie dazu zwingt; kleinmüthig und äußerſt feige, wenn „ſie nicht etwa durch den Trunk aufgeregt werden. „Feinde aller Arbeit; fühllos für Ruhm, Ehre oder „Dankbarkeit. Nur allein mit dem Gegenwärtigen be„ſchäftigt, leben ſie ohne alle Sorge für die Zukunft. „Ohne alle Vorſicht und Ueberlegung, überlaſſen ſie „ſich, ſobald ſie ſich nicht eingezwängt fühlen einer „kindiſchen Freude, und dieſe äußern ſie durch Sprün„ge, lautes Auflachen ohne Urſache und Abſicht. Ihr „Leben bringen ſie hin ohne Denken; ſie werden in „der Kindheit alt, und behalten bis an ihr Ende alle „Fehler der Kindheit.“

Dieſe Vorwürfe, behauptet Condamine, verdienen aber nicht etwa bloß die durch das ſpaniſche Joch ge„drückten Indianer; nein, ſelbſt die in den Miſſionen, ja die gänzlich freien, wilden Völkerſchaften, ſind ſtupide und wenig von dem Thiere unterſchieden.

Alle Sprachen, die Condamainen bekannt wurden, und bei seiner Reise queer durch das ganze Land von Südamerika mußten ihrer sehr viel seyn, sind sehr dürftig. Einige haben indeß Kraft und Eleganz; hierunter vorzüglich die alte Sprache der Peruaner. Indeß mangeln ihnen mit einander, alle Ausdrücke für allgemeine, für metaphysische und moralische Begriffe. So haben z. B. die Worte Zeit, Dauer, Wesen, Körper, Freiheit, Erkenntlichkeit, Tugend, Gerechtigkeit und ähnliche Wörter bei ihnen keine gleichgeltende Ausdrücke; sie müssen weitläuftig umschrieben werden. Wie reimt sich dies mit der hohen Kultur, die der Peruaner Garcilasso seinem ältern Volksstamme zuschreibt? Die übrigen Südamerikaner sind aber sicher noch weniger aus der Barbarei herausgegangen.

Weigl bezeugt, daß fast jede Ortschaft ihre eigene Sprache hat, sollte sie auch nur aus 600 Köpfen bestehen. Condamine führt, um die Schwierigkeit der Sprache der Omaguas zu zeigen, den Ausdruck für die Zahl drei, an; er ist Poettarrarorinkuroak; bei den Taumachiern am Orinoko heißt, zweimal, Akziachemaaretpe; in der Ynkas-Sprache selbst heißt, zwei und zwanzig, Ischcai tschunga Ischcai. Indeß scheint die mexicanische Sprache ebenfalls äußerst schwierig. So heißt eine besondere Baumart dort Xochikozzolquaxihuitli; der Blitz, Tlahuitequilitzli. Diese wenigen Beispiele der erstaunlichen

Schwierigkeiten in diesen Sprachen mögen hier hinreichen. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß auch mehrere Sprachen der nördlichen neuen Welt fast eben so weitläuftig und schwer auszusprechen sind, auch hierdurch verrathen sie ihre geringere Ausbildung gegen die Sprachen der alten Welt.

Die Missionaren wenden alles an jene Peruanische, die sogenannte Sprache der Ynkas, allgemein zu machen. Denn diese ist nicht nur vollkommner, sondern auch sanfter, da sie weniger Mitlauter hat; sie ist deutlich und einfach, ob ihr gleich das E und O fehlen; sie leistet zu allem hinreichende Dienste. Allein sie hat oftmals das Schicksal, durch die verschiedenen Völkerschaften einen besondern Dialekt zu erleiden. Condamine macht bei den vielfachen Sprachen dieser Indianer eine Bemerkung, die für die Sprachforscher und Historiker viel Aufmerksamkeit verdient.

„Das Wort Abba, Baba, oder Papa und „Mama, welches aus den morgenländischen Sprachen „mit einer geringen Veränderung in die meisten euro„päischen übergegangen zu seyn scheint, ist vielen „amerikanischen Völkern gemein. Wenn man „diese Töne als die ersten betrachtet, welche die Kinder „deutlich aussprechen können, und welche folglich in „allen diesen Ländern vorzugsweise von den Aeltern,

„die ſie ausſprechen hörten, angenommen ſeyn müſſen,
„nur dadurch die Begriffe Vater und Mutter anzu-
„deuten, ſo bleibt es unerklärt und auffallend, warum
„die mit dieſen Worten verbundenen Begriffe ſich nie
„verwechſelt (gekreuzt) haben? durch welchen Zufall
„es nämlich geſchah, daß z. B. bei den Omaguas, wo-
„ſelbſt die Worte Papa und Mama in Gebrauch ſind,
„nie das Wort Papa, die Mutter, oder Mama den
„Vater, bezeichneten? ſondern daß hier, gerade wie bei
„den Sprachen des Orients, jedes Wort einen und
„eben denſelben Begriff anzeigte?“

Die Schwierigkeiten, die Sprache dieſer rohen Nationen überhaupt zu erlernen, ſind nicht bloß wegen ihrer Rauhigkeit und vielen Mitlauter groß, ſondern vorzüglich deßhalb, weil dieſe Völker ihre Gedanken und Meinungen faſt noch lebhafter durch ihre Geberden und Mienenſpiel ausdrücken, als durch die Töne ſelbſt. „Sie reden zum Theil mit mannigfaltigen
„Schnarchen, mit gewiſſen Rümpfungen, bald der
„Naſe, der Ohren, der Lippen, der Stirne, der Au-
„gen, bald auch mit Händen und Füßen; wer wird
„daher jemals im Stande ſeyn, ſolche Ausdrücke der
„Gedanken zu Papier zu bringen, oder gar darüber
„eine Grammatik zu ſchreiben. (Weigl.)

Eine Haupturſache der allgemeinen Rohheit und Fühlloſigkeit, welche den Nationen des ſüdlichen

Amerika's vorgeworfen wird *), ſoll nach der Behauptung mehrerer Beobachtungen, in der Bildung ihrer äuſſern Theile zu finden ſeyn. Nicht nur die Haut der Indianer iſt ſehr dick, ihre Muſkeln hart und wenig empfindlich, ſondern die Knochen ſelbſt z. B. die Hirnſchale fand man 6 bis 7 Linien dick. Daher, behauptet Ulloa, rühre ihre unbegreifliche Gleichgültigkeit gegen alle Wunden und Schmerzen, ſo wie zum Theil ihre Grauſamkeit.

Bei einem Indianer dauerte die Operation eines Steinſchnitts ohne Unterbrechung faſt eine halbe Stunde, denn der Stein ſaß feſt, und entſchlüpfte vielmal der Zange, ſo daß das Inſtrument zu mehreren Malen hineingebracht werden mußte. Während der ganzen Zeit dieſer ſchmerzhaften Bearbeitung, bemerkte man an dem Leidenden nicht die geringſten Zeichen der Empfindlichkeit; höchſtens von Zeit zu Zeit einen ſchwachen Klageton. Auch verließ der Kranke das Bett bereits nach zwei Tagen ohne Schmerzen zu fühlen, obgleich die Wunde noch nicht völlig geſchloſſen war. Gleiches Ungefühl zeigen die Indier in Peru bei Beinbrüchen, Wunden oder andern Verletzungen.

*) Dieß fand, wie aus den vorhergehenden Jahrgängen erhellet, gleichfalls bei mehreren nördlichen Völkern dieſes Welttheils Statt.

Daher ist auch wohl ihre Abhärtung gegen die verschiedenen Klimate zu erklären. Die auf den hohen Gebirgen, den Punas, finden sich sehr wohl bei der dünnesten Kleidung, obgleich mitten unter Schnee und Eis. Die Decke, die sie um sich schlagen, legen sie oftmals in dieser rauhen Witterung bei Jagdparthien gänzlich ab, und das Zerreissen der Haut, welches ihnen sodann die Dornen und Sträucher häufig verursachen, achten sie gar nicht.

Wiederum halten sie die stärkste Sonnenhitze mit völlig unbedecktem Haupte aus; ein Europäer würde hiedurch vom Sonnenstich (Coup de Soleil) gefährlich leiden. Es bleibt stets eine Naturmerkwürdigkeit, daß die Farbe der Amerikaner überhaupt ein ihnen eigenthümliches Rothbraun ist, dergleichen man unter gleichen geographischen Breiten der alten Welt nicht so antrift. Hiebei finden sich freilich oftmals beträchtliche Nüanzen, selbst bei den Peruanern. Diese zeichnen sich aber überdieß noch aus, durch eine sehr kleine Stirn, die bis mitten zwischen den Augenbraunen mit Haaren bewachsen ist, durch kleine Augen, eine dünne, kleine, nach der Oberlefze zu krummgebogene Nase (Habichtsnase), ein durchaus breites Gesicht, große Ohren, schwarze grade dicke Haare, sehr wenig Bart, wohlgebauete Schenkel, kleine Füße und einen untersetzten robusten Körper. Die Bewohner des hohen Landes von Peru sind von mittlerer Statur;

Basilio Huaylas.

ein Riese aus Peru.

die im niedrigen Lande hingegen etwas gröſser. (Ulloa.)

Rieſen giebt es alſo wohl jetzt hier nicht, obgleich man aus ungeheuern Knochen, wahrſcheinlich Thierknochen, welche in Peru gefunden, auf Rieſen der Vorzeit hat ſchlieſſen wollen. Indeſs bringt die Natur auch in dieſem Lande zuweilen übermäſsig groſse Individuen hervor. So ſahe man noch vor nicht langen Jahren zu St. Fe di Bogota einen indianiſchen Bergmann, Pedro Cano, deſſen Schuhe eine halbe Elle lang waren. Ferner iſt berühmt Baſilio Huaylas *), der 7 Caſtilianiſche Fuſs, 2 Zoll und einige Linien maſs. Von den Hüften an nach oben waren alle Theile unproportionirlich groſs. Die Schultern hielten $\frac{5}{7}$ Elle, der Kopf $\frac{1}{3}$. Die Arme reichten bei aufrechter Stellung bis an die Knie. Hingegen waren die Schenkel und Füſse klein, auch das rechte Bein kürzer.

Bas. Huaylas war aus der Provinz Caſtro-Vireyna, in der Intendantſchaft Huancavelica, er zeigte ſich im Jahre 1792 öffentlich in Lima.

Die Bewohner der nördlichſten Theile von Peru leben nur in kleinen elenden aus Lehm errichteten runden Hütten, die nur etwa Mannshoch ſind. Die Wände ſtehen gerade und haben ein pyramidenförmiges

*) M. ſ. das Kupfer.

Dach. In der Mitte brennt ein Feuer; umher lagert sich der Hausherr, seine Familie und sein Reichthum, ein Schwein, Hühner und Hunde. Diese treuen kleinen Thiere haben die Besonderheit, daß sie einen unversöhnlichen Haß gegen alle Fremde, Spanier und Mestizen (Mulatten) hegen; hingegen erwiedern die Hunde der letztern diesen Haß gegen die Indianer.

Die Lebensart der Indianer ist einfach. Maiz, geröstet und gekocht ist ihre Hauptnahrung. Indeß leben die Bewohner der Jagdreichen Gegenden auch vom Wilde. Unter ihren Jagden ist besonders die Bärenjagd an den östlichen Cordilleren in der Provinz Alauſi (zwischen dem 2ten Breiten-Grade) ein merkwürdiges Zeugniß ihrer Kühnheit. Sie bedürfen hiezu keiner andern Waffen als einer Schlinge und eines Pferdes. Die Schlinge besteht aus einem sehr festen ledernen Riemen, der aber zugleich so dünne seyn muß, daß der Bär ihn mit seinen groben Tatzen nicht zu fassen vermögend ist. Kaum wird der Indianer des Bärens ansichtig, so rennt er auf ihn zu. Der Bär erwartet ihn, und setzt sich in eine solche Stellung, daß er einen Sprung gegen den Reuter thun kann. Ist aber der Indianer dem Bären nahe genug gekommen, so wirft er, ehe das Thier seinen Angriff thut, mit großer Geschicklichkeit ihm den Riemen um den Hals, wickelt diesen zu gleicher Zeit mehrmal um den Sattel des Pferdes, und giebt dem Pferde die Sporn. Der un-

geſchickte Bär iſt nicht vermögend ſo ſchnell zu folgen, beſonders da er ſtets nach der Schlinge greift, um ſich los zu winden; er verwickelt ſich, und wird daher erwürgt.

Sie ſind übrigens große Liebhaber vom Trinken. Ihre Feſte, die bei den Begräbniſſen nicht ausgenommen, laufen ſtets darauf hinaus, ſich mit Chica, einen aus gegohrnem Maiz erzeugten Getränk, der Sinne zu berauben und oftmals mehrere Tage in ſolchem Zuſtande zu verharren. Auch bereiten ſie ein Getränk aus der Wurzel des Manihot, faſt auf eine eben ſo eckelhafte Weiſe als die Südſee-Inſulaner ihre Kava. Die Weiber zerſtampfen eine große Quantität Manihotwurzeln in hölzernen Trögen, Cotàna genannt, während daß Andre eben ſolche Wurzeln zerkauen. Den Speichel hievon geben ſie in eigene hölzerne Schüſſeln, und ſchütten dieſes Flüſſige zu jenen zerſtampften Wurzeln. Dies Gemiſch gähret drei Tage, und giebt ein ſüßlichſaures Getränk, das Jedem angenehm ſchmeckt, dem davor nicht eckelt. Das Vorrecht ſich zu betrinken, iſt aber eigentlich nur auf die Hausväter beſchränkt. Dem Branntewein ſind ſie ſo ſehr zugethan, daß die Arbeiter in den Minen oft in einem einzigen Tage ihr ganzes Wochenlohn vertrinken. In der Trunkenheit vertauſchen ſie oftmals ihre Weiber, und was das ſchlimmſte iſt, ſie ſchämen ſich dieſer That nicht, ſelbſt wenn die Beichtväter ſie deßhalb, nachdem ſie wieder nüchtern worden, beſtrafen. Ueberhaupt kennen ſie keinen

besondern Unterschied zwischen Ehre und Schande, äußern auch eine sehr große Gleichgültigkeit gegen Todesstrafen. Ein Mulatte und ein Indianer wurden beide wegen eines Verbrechens zum Tode verdammt. Der Mulatte bezeugte große Gemüthsunruhe und Reue gegen den ihn tröstenden Geistlichen. Der Indianer blieb hingegen durchaus ruhig, ja als der erste seine letzte Mahlzeit fast gänzlich unangerührt ließ, hatte man Mühe den Indianer zurückzuhalten, nicht die Mahlzeiten für beide zu verschlingen; auch starb er mit eben dieser Gleichgültigkeit.

Die Indianer, welche in den Städten leben, zeigen übrigens mehr Gescheutheit als die Landleute; man nennt sie daher gewöhnlich die gescheuten Indianer, Landinos; sie erlernen das Spanische schnell und zu Unterchirurgen sind sie häufig sehr zweckmäßig angezogen.

Von diesen eigentlichen Peruanern welchen nun die Völkerschaften, die Bewohner der vasten Region, die zwischen der östlichen Bergkette der Andes und Brasilien fortläuft, in manchem Betracht bedeutend ab. Es würde aber ein zu weitläuftiges Unternehmen seyn, hier die Verschiedenheiten dieser mannigfaltigen Völker einzeln durchzugehen, da ihre Anzahl, (Weigl giebt deren 50 an) durch die Nachrichten anderer Reisenden noch leicht um die Hälfte zu vermehren stände.

Jener Missionär macht für die 50 Völker sieben Abtheilungen, nämlich die Indianer, 1) am obern Maranon, sechs Völkerschaften; 2) am Pastazafluſſe, fünfe; 3) am Huallaga, sechse; 4) am untern Maranon, eilf; 5) am Napo, fünfe. Die Spanier fassen diese letztern unter dem allgemeinen Nahmen, Nation der Encallada', zusammen. 6) In Süden des Maranon, vierzehn, diese treten denn ziemlich tief gegen Tucuman hinab. 7) An der Nordseite des Maranon, gegen den Orinoko hin, drei.

Viele dieser Nationen stehen einander in ihrem Aeußern und in ihren Sitten, Gewohnheiten und Sprache sehr nahe, dahingegen andere, die in der unbedeutendsten Entfernung neben einander leben, durchaus von einander abweichen. Dieß scheint ein Beweis sonderbarer Völkerwanderungen, welche sich in unsern Zeiten bei weitem nicht mehr so häufig ereignen.

Wir heben hier nur einige der an Mannschaft zahlreichsten und sonst merkwürdigsten dieser Nationen aus; sie können zur Darstellung der Sitten und der Lebensart Aller dienen.

Von Westen nach Osten fortzugehen, liegt in der Natur des Laufes des grosen Stromes; und hier mögen die Völker der Pampa del Sacramento, also dem Maranon in Süden, zwischen dem Huallaga und dem Ukajali, den Anfang machen.

Daher ist auch wohl ihre Abhärtung gegen die verschiedenen Klimate zu erklären. Die auf den hohen Gebirgen, den Punas, finden sich sehr wohl bei der dünnesten Kleidung, obgleich mitten unter Schnee und Eis. Die Decke, die sie um sich schlagen, legen sie oftmals in dieser rauhen Witterung bei Jagdparthien gänzlich ab, und das Zerreissen der Haut, welches ihnen sodann die Dornen und Sträucher häufig verursachen, achten sie gar nicht.

Wiederum halten sie die stärkste Sonnenhitze mit völlig unbedecktem Haupte aus; ein Europäer würde hiedurch vom Sonnenstich (Coup de Soleil) gefährlich leiden. Es bleibt stets eine Naturmerkwürdigkeit, daß die Farbe der Amerikaner überhaupt ein ihnen eigenthümliches Rothbraun ist, dergleichen man unter gleichen geographischen Breiten der alten Welt nicht so antrift. Hiebei finden sich freilich oftmals beträchtliche Nüanzen, selbst bei den Peruanern. Diese zeichnen sich aber überdieß noch aus, durch eine sehr kleine Stirn, die bis mitten zwischen den Augenbraunen mit Haaren bewachsen ist, durch kleine Augen, eine dünne, kleine, nach der Oberlefze zu krummgezogene Nase (Habichtsnase), ein durchaus breites Gesicht, große Ohren, schwarze grade dicke Haare, sehr wenig Bart, wohlgebauete Schenkel, kleine Füße und einen untersetzten robusten Körper. Die Bewohner des hohen Landes von Peru sind von mittlerer Statur;

Basilio Huaylas.

ein Riese aus Peru.

die im niedrigen Lande hingegen etwas größer. (Ulloa.)

Riesen giebt es also wohl jetzt hier nicht, obgleich man aus ungeheuern Knochen, wahrscheinlich Thierknochen, welche in Peru gefunden, auf Riesen der Vorzeit hat schließen wollen. Indeß bringt die Natur auch in diesem Lande zuweilen übermäßig große Individuen hervor. So sahe man noch vor nicht langen Jahren zu St. Fe di Bogota einen indianischen Bergmann, Pedro Cano, dessen Schuhe eine halbe Elle lang waren. Ferner ist berühmt Basilio Huaylas *), der 7 Castilianische Fuß, 2 Zoll und einige Linien maß. Von den Hüften an nach oben waren alle Theile unproportionirlich groß. Die Schultern hielten $\frac{5}{7}$ Elle, der Kopf $\frac{1}{3}$. Die Arme reichten bei aufrechter Stellung bis an die Knie. Hingegen waren die Schenkel und Füße klein, auch das rechte Bein kürzer.

Bas. Huaylas war aus der Provinz Castro-Vireyna, in der Intendantschaft Huancavelica, er zeigte sich im Jahre 1792 öffentlich in Lima.

Die Bewohner der nördlichsten Theile von Péru leben nur in kleinen elenden aus Lehm errichteten runden Hütten, die nur etwa Mannshoch sind. Die Wände stehen gerade und haben ein pyramidenförmiges

*) M. s. das Kupfer.

Dach. In der Mitte brennt ein Feuer; umher lagert ſich der Hausherr, ſeine Familie und ſein Reichthum, ein Schwein, Hühner und Hunde. Dieſe treuen kleinen Thiere haben die Beſonderheit, daß ſie einen unverſöhnlichen Haß gegen alle Fremde, Spanier und Meſtizen (Mulatten) hegen; hingegen erwiedern die Hunde der letztern dieſen Haß gegen die Indianer.

Die Lebensart der Indianer iſt einfach. Maiz, geröſtet und gekocht iſt ihre Hauptnahrung. Indeß leben die Bewohner der Jagdreichen Gegenden auch vom Wilde. Unter ihren Jagden iſt beſonders die Bärenjagd an den öſtlichen Cordilleren in der Provinz Alauſi (zwiſchen dem 2ten Breiten-Grade) ein merkwürdiges Zeugniß ihrer Kühnheit. Sie bedürfen hiezu keiner andern Waffen als einer Schlinge und eines Pferdes. Die Schlinge beſteht aus einem ſehr feſten ledernen Riemen, der aber zugleich ſo dünne ſeyn muß, daß der Bär ihn mit ſeinen groben Tatzen nicht zu faſſen vermögend iſt. Kaum wird der Indianer des Bärens anſichtig, ſo rennt er auf ihn zu. Der Bär erwartet ihn, und ſetzt ſich in eine ſolche Stellung, daß er einen Sprung gegen den Reuter thun kann. Iſt aber der Indianer dem Bären nahe genug gekommen, ſo wirft er, ehe das Thier ſeinen Angriff thut, mit großer Geſchicklichkeit ihm den Riemen um den Hals, wickelt dieſen zu gleicher Zeit mehrmal um den Sattel des Pferdes, und giebt dem Pferde die Sporn. Der un-

geſchickte Bär iſt nicht vermögend ſo ſchnell zu folgen, beſonders da er ſtets nach der Schlinge greift, um ſich los zu winden; er verwickelt ſich, und wird daher erwürgt.

Sie ſind übrigens groſse Liebhaber vom Trinken. Ihre Feſte, die bei den Begräbniſſen nicht ausgenommen, laufen ſtets darauf hinaus, ſich mit Chica, einen aus gegohrnem Maiz erzeugten Getränk, der Sinne zu berauben und oftmals mehrere Tage in ſolchem Zuſtande zu verharren. Auch bereiten ſie ein Getränk aus der Wurzel des Manihot, faſt auf eine eben ſo eckelhafte Weiſe als die Südſee-Inſulaner ihre Kava. Die Weiber zerſtampfen eine groſse Quantität Manihotwurzeln in hölzernen Trögen, Cotàna genannt, während daſs Andre eben ſolche Wurzeln zerkauen. Den Speichel hievon geben ſie in eigene hölzerne Schüſſeln, und ſchütten dieſes Flüſſige zu jenen zerſtampften Wurzeln. Dies Gemiſch gähret drei Tage, und giebt ein ſüſslich-ſaures Getränk, das Jedem angenehm ſchmeckt, dem davor nicht eckelt. Das Vorrecht ſich zu betrinken, iſt aber eigentlich nur auf die Hausväter beſchränkt. Dem Branntewein ſind ſie ſo ſehr zugethan, daſs die Arbeiter in den Minen oft in einem einzigen Tage ihr ganzes Wochenlohn vertrinken. In der Trunkenheit vertauſchen ſie oftmals ihre Weiber, und was das ſchlimmſte iſt, ſie ſchämen ſich dieſer That nicht, ſelbſt wenn die Beichtväter ſie deſshalb, nachdem ſie wieder nüchtern worden, beſtrafen. Ueberhaupt kennen ſie keinen

besondern Unterschied zwischen Ehre und Schande, äußern auch eine sehr große Gleichgültigkeit gegen Todesstrafen. Ein Mulatte und ein Indianer wurden beide wegen eines Verbrechens zum Tode verdammt. Der Mulatte bezeugte große Gemüthsunruhe und Reue gegen den ihn tröstenden Geistlichen. Der Indianer blieb hingegen durchaus ruhig, ja als der erste seine letzte Mahlzeit fast gänzlich unangerührt ließ, hatte man Mühe den Indianer zurückzuhalten, nicht die Mahlzeiten für beide zu verschlingen; auch starb er mit eben dieser Gleichgültigkeit.

Die Indianer, welche in den Städten leben, zeigen übrigens mehr Gescheutheit als die Landleute; man nennt sie daher gewöhnlich die geſcheuten Indianer, Landinos; sie erlernen das Spanische schnell und zu Unterchirurgen sind sie häufig sehr zweckmäßig angezogen.

Von diesen eigentlichen Peruanern welchen nun die Völkerschaften, die Bewohner der vasten Region, die zwischen der östlichen Bergkette der Andes und Brasilien fortläuft, in manchem Betracht bedeutend ab. Es würde aber ein zu weitläufiges Unternehmen seyn, hier die Verschiedenheiten dieser mannigfaltigen Völker einzeln durchzugehen, da ihre Anzahl, (Weigl giebt deren 50 an) durch die Nachrichten anderer Reisenden noch leicht um die Hälfte zu vermehren stände.

Jener Miſſionär macht für die 50 Völker ſieben Abtheilungen, nämlich die Indianer, 1) am obern Maranon, ſechs Völkerſchaften; 2) am Paſtazaſluſſe, fünfe; 3) am Huallaga, ſechſe; 4) am untern Maranon, eilf; 5) am Napo, fünfe. Die Spanier faſſen dieſe letztern unter dem allgemeinen Nahmen, Nation der Encallada', zuſammen. 6) In Süden des Maranon, vierzehn, dieſe treten denn ziemlich tief gegen Tucuman hinab. 7) An der Nordſeite des Maranon, gegen den Orinoko hin, drei.

Viele dieſer Nationen ſtehen einander in ihrem Aeußern und in ihren Sitten, Gewohnheiten und Sprache ſehr nahe, dahingegen andere, die in der unbedeutendſten Entfernung neben einander leben, durchaus von einander abweichen. Dieß ſcheint ein Beweis ſonderbarer Völkerwanderungen, welche ſich in unſern Zeiten bei weitem nicht mehr ſo häufig ereignen.

Wir heben hier nur einige der an Mannſchaft zahlreichſten und ſonſt merkwürdigſten dieſer Nationen aus; ſie können zur Darſtellung der Sitten und der Lebensart Aller dienen.

Von Weſten nach Oſten fortzugehen, liegt in der Natur des Laufes des groſſen Stromes; und hier mögen die Völker der Pampa del Sacramento, alſo dem Maranon in Süden, zwiſchen dem Euallaga und dem Ukajali, den Anfang machen.

Dieſe ſtark und gut gebaueten Bewohner der Wälder, z. B. die Yurimaguas, die Aiſſuaxis, ferner die Panos, die Cocamas, die Conibos u. a. ſind in kleine Stämme oder Zünfte getheilt, und werden von ihren eigenen Caziken regiert. Ihre Farbe iſt minder dunkel als die der Peruaner, ſo daß wenn nicht die Gewohnheit ſich mit mehrerlei Farben oft auf das bunteſte anzumahlen bei ihnen herrſchte, ſie von den Europäern nicht ſehr verſchieden ſeyn würden. Einige dieſer Stämme haben ſchon den ſonderbaren Gebrauch, die Köpfe flach zu drücken, die freilich den Omaguas, welche ſogleich vorkommen werden, ganz beſonders eigen iſt.

Die Yurimaguas, ein kriegeriſches Volk, durchbohren ſich den Kinn und den Naſenknorpel, um darin goldene und ſilberne Gehänge tragen zu können, überdieß zeichnen ſie an ihre Glieder die ſonderbarſten Figuren. Bei weniger Bedeckung des Körpers, zieren ſie dennoch die Arme und den Hals mit Ringen und Bändern von den Zähnen der erſchlagenen Feinde, oder Thiere. Ueber der Schulter hängt dem Krieger der Köcher und in den Händen trägt er Bogen und Pfeil *). Die Weiber ſchneiden das Haar vorne rund, aber ſie ſind ſtolz auf langes Hinterhaar. Sonderbar

*) M. ſ. die Zeichnung.

Indianischer Krieger
am Maranon

ist es, daß die verheiratheten Weiber sich nur bedeckt tragen, dahingegen die Mädchen wie Eva einhergehen. Noch merkwürdiger ist aber die Gewohnheit der hier lebenden Panos-Indianer, nur allein die jungen Mädchen zu beschneiden (Veigl). Schrecklicher ist es hingegen, daß andere Stämme dieser Gegend die männlichen Kinder, welche das Unglück haben mit übelgestalteten Gliedmaaßen zur Welt zu kommen, sogleich tödten.

Sie leben in Monogamie, jedoch nehmen ihre Caziken zuweilen zwei Weiber. Schon in sehr früher Jugend bewerben sich die Eltern um die Braut für ihren Knaben, und zwar stets aus einer andern Familie. Diese beiden Kinder werden dann bis zur Mannbarkeit mit einander erzogen.

Ihre Religion nimmt eine Fortdauer nach dem Tode an. Als ein Missionar einen Sterbenden fragte, ob er wünsche in einer andern Welt fortzuleben, erwiederte er, allerdings, denn dort werde er mit seinen Verwandten Manihot, Brod und Platanen speisen. Sie glauben es gebe dort Tänze und Schlachten. Auch scheinen ihnen die Blitze, Angriffe auf die Feinde, die Milchstraße aber, schöne Wandelplätze der Seelen zu seyn.

Andere Nationen nehmen hingegen die Seelenwandrung an. Die erschlagenen Feinde werden sofort in bösartige wilde Thiere verwandelt, aber die Seelen

der Caziken, der tapfern Krieger und der treuen Weiber gehen vorzugsweise in die ihnen schätzbarsten Thierarten über, z. B. in Affen, Tieger u. dgl.

Diese Nationen haben verschiedene Sprachen. Die der Cocamas kommt mit der der weiter östlich wohnenden Omaguas überein, dahingegen ist die der nicht sehr weit von ihnen lebenden Yurimaguas gänzlich hievon verschieden; sie ist eben so rauh als jene sanft ist.

Auch diese Völkerschaften nehmen sehr ab. Die zahlreichen Nationen, aus welchen die Panos, Cocamas und Cocamillas entsprungen sind, haben sich besonders durch unsere Kinderblattern bis auf 1500 Köpfe vermindert; und die Nationen der Chamicuros und Aguanas gar bis auf 500. (Weigl.)

Wie wäre dieß aber auch zu bewundern, da mehrere dieser Völker noch daneben die entsetzliche Gewohnheit haben, ihre Kinder, selbst wenn sie mit völlig wohlgestalteten Gliedern zur Welt kommen, dennoch sogleich zu tödten? So berathschlagen sich die Cocamas bei der Geburt eines Kindes über dessen Leben oder Tod. Scheint das den Eltern eine Last zu seyn, (wer sollte dieß in einem so milden Klima vermuthen?) so begraben sie es mit der Nachgeburt lebendig, es müßte sich denn einer unter ihnen finden, der es zuvor von der Erde aufnähme; in diesem Falle erziehen sie es mit aller Sorgfalt.

Einige dieſer Nationen ſind faſt beſtändige Krieger. Ihre Dörfer ſind daher feſtungsmäßig oder zur Vertheidigung eingerichtet. Sie beſtehen aus mehreren großen Gebäuden, die in Form eines halben Mondes gelegen ſind, deſſen convexe Seite ſich gegen den Wald kehrt. Das Ganze hat nur zwei Zugänge, wovon der eine ſehr ſteil, der andere aber auf flachen Boden ausgeht. Wird nun einer der Eingänge überwältigt, ſo, retten ſie ſich durch den andern in den Wald, theilen ihre Truppencorps in zwei Flügel und vertheidigen den Platz von neuem. Alles geſchieht bei ihren Kriegen, wie bei den Wilden in Nordamerika, durch Ueberfall und durch ähnliche Grauſamkeit gegen die Beſiegten und Niedermetzeln der Gefangenen. Die Itucalis hauen den Feinden die Köpfe ab, kochen dieſe, ziehen ihnen die Haut ab, ſtopfen ſie mit Stroh aus, trocknen ſie durch Rauch und bilden dadurch gräßliche Maſken. Sich ſelbſt aber ſchlitzen ſie, ſo wie ſie den Erſchlagenen die Köpfe abſchneiden, die oberſten Theile der Naſenhaut auf, und indem ſie die Hülſen der Palmen (wahrſcheinlich die jungen Scheiden der Blumen) hinein ſchieben, bringen ſie dadurch Warzen hervor. Je mehr feindliche Köpfe ſie bekommen, deſto mehrere Warzen bilden ſie auf die erwähnte Art; zuletzt erzeugt ſich auf dieſe Weiſe von den Augenbraunen an bis zur Spitze der Naſe hinab, eine ſie ſchrecklich entſtellende Aufgetriebenheit oder warzige Geſchwulſt.

Sie feiern ihre Siege durch eigene Feste, wobei sie ihre Waffen und ihre Masken oder ausgestopften Kopfhäute der Feinde mit sich führen. Hiebei spielen sie Angriffe gegen einander, welche oftmals blutig ablaufen; schimpfen jene feindliche Masken, werfen ihnen ihre Feigheit vor, prahlen mit ihrer Tapferkeit und endigen das Kriegesfest mit Tanzen und Saufen.

Darin sind sie indeß den Huronen, Irokesen und ähnlichen nördlichen Barbaren weit vorzuziehen, daß sie die beim Leben erhaltenen Gefangenen äußerst gutmüthig behandeln.

Auch ist es merkwürdig, daß diese Nationen, ob sie sich gleich auf ihren Jagden vergifteter Pfeile bedienen, niemals von dergleichen gegen den Menschen in ihren Kriegen Gebrauch machen.

Noch westlicher als die hier benannten Stämme, an der entgegengesetzten Seite des Guallaga wohnen die Xeberos. Ihr Sitz stößt an die Cordilleren, in Norden aber an den Maranon, und das Land wird von vielen beträchtlichen Strömen durchschnitten, die sich theils in den Huallaga, theils in den Maranon ergießen. Diese Nation, welche eine eigene Sprache redet, schätzt Veigl jetzt überhaupt nur noch auf 2000 Köpfe, da sie vormals außerordentlich zahlreich war.

Den Xeberos gegenüber an der Nordseite des Maranon leben die Xibaros, vorzüglich zwischen dem St. Jago-Flusse oder vielmehr zwischen dessen größern östlichen

Arm, dem Paute und dem Morona. Da ſich Seitenzweige der Cordilleren in ihrem Lande zeigen, ſo dienen die Gebirge dieſer an ſich kriegeriſchen Nation zu einer bedeutenden Schutzwehr. Die Spanier drangen, weil ſie nicht ohne Grund hier ergiebige Metalladern ſuchten, tief in dieß Gebiet, allein die tapfern Xibaros wurden endlich Meiſter, erſchlugen ihre Unterdrücker und zerſtörten die dort angelegten Städte, Logrono, Zamora u. a. Zwar hat man es nachher mehrmalen verſucht, ſie von neuem zu bezwingen, aber die natürliche Feſtigkeit des dabei von mehreren Flüſſen durchſchnittenen Landes, und der Haß gegen die Spanier, hat kaum ſelbſt den Miſſionaren dort Eingang finden laſſen. Nur erſt ſeit etwa zehn Jahren iſt es dem Miſſionar der Muralos, (einer Nation am Paſtaza-Fluſſe) gelungen ſich die Freundſchaft Einiger der wilden mißtrauiſchen Xibaros zu erwerben.

Die Miſſionare ſuchten ſich hauptſächlich anfangs durch Geſchenke von Eiſengeräthe an die Caziken, bei ſolchen Völkern Eingang zu verſchaffen. Die meiſten dieſer Nationen fühlen nämlich den Vorzug der eiſernen Werkzeuge vor ihrem hölzernen und ſteinernen Ackerzeuge und Aexten ſo lebhaft, daß ſie hiefür faſt alles aufopfern. Der deutſche Miſſionar Richter kannte in Laguna, (dieſe Ortſchaft liegt unweit der Einmündung des Guallaga-Fluſſes in den Maranon) einen Indianer, der zu dem dortigen Pater Superior kam

und ihm seinen Sohn zum Geschenk anbot, wann er ihm eine Axt geben wollte. Als dieser ihm vorstellete, ein Stück Eisen sei ja nicht mit einem Menschen zu vergleichen, antwortete jener ruhig: „Herr, Buben „kann ich zeugen so viel ich will, aber keine Axt; sie „ist mir nützlicher als ein Kind, denn ich kann sie „lebenslang gebrauchen.“

Geht man über den Morona, so kommt man sofort in das Land der Nation, von welcher diese Missionen ihren gemeinschaftlichen Nahmen führen, in das Land der Maynas. Auch diese vormals sehr zahlreiche Nation ist theils durch die Waffen der Spanier, theils durch die ihnen zugeführten europäischen Krankheiten außerordentlich geschmolzen; doch findet man noch hin und wieder einzelne wilde Stämme der Maynas in den Waldungen. Die Missionare hätten bei ihnen noch bessern Eingang gefunden, wenn die Maynas Sprache nicht so äußerst rauh und schwer wäre.

Es sind ziemlich hellgefärbte gesunde Menschen, bei denen man fast nie mißgestaltete Individuen oder auch Kröpfe findet, ein Fehler, der sich bei den, den Gebirgen von Quito näher wohnenden Nationen, nicht selten äußert. Ihre Kleidung ist ein langer sackähnlicher Rock, aus einem einzigen Stücke; nur für den Kopf und für die Arme sind darin Oefnungen gelassen. Der Zeug dazu aber wird von ihnen selbst verfertigt. Dieses Tuch, Catschibango genannt, ist das oberste

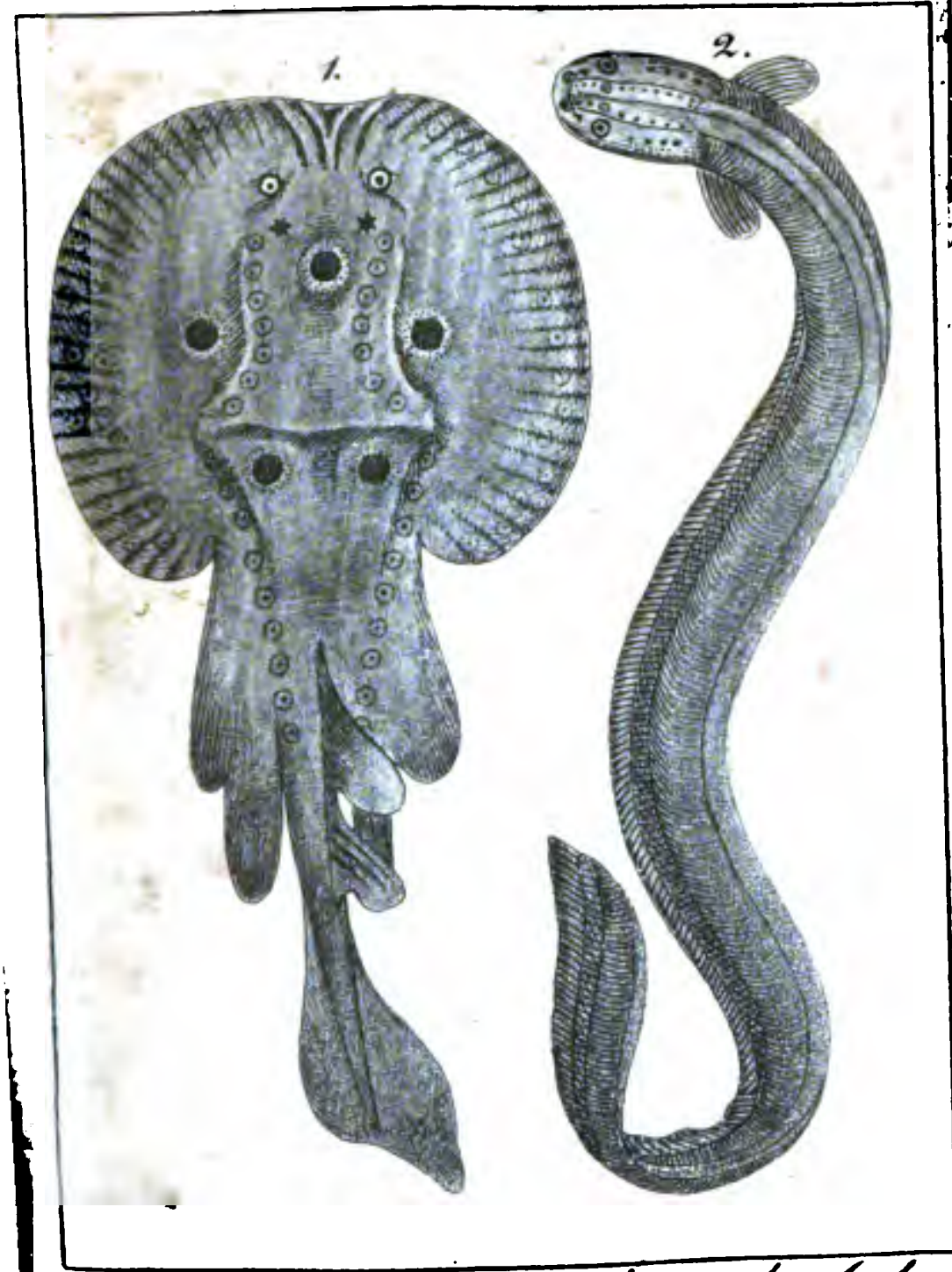
Häutchen gewiſſer Palmzweige. Sie wiſſen es ſauber abzuziehen, trocknen es in der Sonne und geben ihm verſchiedene Farben. Sie verſtehen es ſo ungeſponnen, zuſammen zu knüpfen oder ein Ganzes daraus zu machen; die daraus verfertigten Kleidungsſtücke haben, als ein vielfarbig geſtreiftes Tuch, kein übeles Anſehen und ſind daneben dicht und ſehr brauchbar. Auch bewerben ſich die übrigen Nationen ſehr um dieſe Zeuge; denn bei der unglaublichen Plage der Musquitos und anderer Stechfliegen dieſer Gegenden, ſind ſie für Zelte und Zeltbetten von außerordentlichem Werthe. Dieſe Kleidung dient indeß nur den Männern; das andere Geſchlecht hat außer einem kleinen Tuche um die Hüften, weiter keine Bedeckung. Ueberhaupt iſt auch bei den Maynas der Zuſtand der Frauen höchſt traurig. Selbſt in dem ſchwächlichſten Zuſtande, z. B. gleich nach dem Kindbette ſieht man ſie harte Feldarbeiten verrichten; mit dem neugebornen Kinde auf den Rücken gebunden, arbeiten ſie vom Morgen bis zum Abend, faſt ohne Speiſe und Trank. Weigl ſahe ſie in ſolchem Zuſtande mit ſchweren Bündeln Holz, Manihot-Wurzeln oder Platanen auf dem Kopfe, Abends zu Hauſe kommen.

Die Maynas leben zwar, wie die meiſten übrigen Indianer, hauptſächlich von den beiden eben benannten Pflanzen; doch genießen ſie auch häufig die Charapas oder Schildkröten, ſo wie auch das Fleiſch der Fiſche

auf Hürden halb gebraten, oder oft nur unter glühende Asche gesteckt. Feuer machen sie, wann die Missionare sie nicht anders mit Stahl versehen haben, nach Art der meisten Indianer, durch Aneinanderreiben zweier Hölzer, und hiebei dienen ihnen die Nester gewisser Ameisen statt des Zunders.

Unter den ihnen zur Speise dienenden Fischen nennt Weigl gleichfalls den Zitteraal (Gymnotus Electricus). Er verdient als eine Merkwürdigkeit der Gewässer von Süd-Amerika unsere besondre Aufmerksamkeit. Die Eigenschaft, vermöge welcher dieß Thier willkührlich einen der Leidenschen oder Kleistischen (elektrischen) Flasche völlig gleichen Schlag austheilen kann, ward zuerst auf Cayenne, (hier findet er sich gleichfalls häufig) von jenem berühmten Richter im Jahr 1671 entdeckt, der uns die ersten entscheidenden Erfahrungen über die Verkürzung und Verlängerung des Pendels unter den verschiedenen geogr. Breiten lieferte. Der Holländer van Berkel machte den Zitteraal 1689 genauer bekannt, und in jenen Zeiten, wo man in der Lehre der Elektricität noch sehr zurück stand, wo selbst die Ladung die Kleistischen Flasche gänzlich unbekannt war, mußte dieser Fisch für ein ganz unerhörtes Phänomen gelten.

Nachmals lieferten Schilling, besonders Williamson und Walsh viele Experimente über die elektrische oder galvanische Kraft dieses Thiers; der berühmte Hunter



1.) der Zitter Rocke. 2.) der Electrische Aal.

aber gab deſſen Anatomie. Die neueſten vorzüglichſten Verſuche hierüber verdanken wir abermals unſern v. Humboldt. Er verglich ſie zugleich mit den ähnlichen Phänomenen, welche der Zitterrochen (Raja Torpedo L.) hervorbringt, ein Thier das die Meere des wärmern Europa, ſo wie die oſtindiſchen bewohnt, und deſſen betäubende Kraft bereits Ariſtoteles kannte.

Der Zitteraal ſowohl als der Zitterrochen *), ſo ſehr auch ihre Geſtalt von einander verſchieden iſt, haben doch die ſonderbare Einrichtung mit einander, daß die Natur ſie mit eigenen, andern Fiſchen ſelbſt von demſelben Geſchlechte fehlenden, Werkzeugen ausgerüſtet hat, wodurch ſie dieſe elektriſche Entladung hervor bringen, und andere Thiere dadurch gewaltſam erſchüttern, ja ſelbſt tödten können. Die dieſe Kraft erzeugenden Werkzeuge liegen am Zitterrochen (R. Torpedo) zu beiden Seiten der Hirnſchale und der Kiefern, und laufen von da bis zu den halbmondförmigen Knorpeln der großen Seitenflosfedern. Sie beſtehen aus vielen 100 ſtarken, ſenkrechten Säulen oder fünf- und ſechseckigten Prismen, in deren Zwiſchenräumen eine Flüſſigkeit enthalten zu ſeyn ſcheint, und die von vielen Blutgefäßen, aber von einer noch weit größern Anzahl von Nerven durchflochten ſind.

*) Man ſehe das Kupfer.

Da der Körperbau des elektrischen Aals (Gymnotus El.) gänzlich von dem des elektrischen Rochens verschieden ist, so haben freilich die Erschütterungswerkzeuge des in die Länge gestreckten Aals eine Lage, die, diesem angemessen, fast der ganzen Länge des Körpers folgt und selbst eben daher auch den Schwanz mit einnehmen; allein auch sie haben wie bei dem Rochen, bedeutende Zwischenräume, und enthalten, worauf wohl am meisten zu sehen ist, außer den Blutgefäßen eine ganz außerordentliche Menge starker Nerven, welche aus dem Rückenmarke hervorgehen.

Die Wirkungen, welche beide Thierarten mit diesen Werkzeugen hervorbringen, sind dann eben so außerordentlich, als bis jetzt unerklärt.

Beide Fische geben nach ihrer Willkühr, dem der sie unmittelbar berührt, einen Schlag, der dem Schlage der Explosion der Kleistischen Flasche ähnlich ist. Der Schlag des Krampfrochens, sagt v. Humboldt, ist durchdringender, convulsivischer, schmerzhafter als die elektrische Explosion. Die Kraft des Zitterrochens scheint übrigens überhaupt genommen minder zu seyn; dennoch behaupteten schon die Alten, daß er dadurch die Fische, die ihm zur Nahrung dienen nicht nur betäube, sondern oftmals tödte.

Der Schlag eines frischgefangenen kraftvollen Zitteraales ist fürchterlich, ja von unbegreiflicher Stärke; die größten dieser Fische halten über 6 Fuß Länge. Als

Bonpland und v. Humboldt im März 1800 in den Sümpfen von Vera, in den großen amerikanischen Steppen von Calabozo in der Provinz Venezuela (8° 56′ n. Br.) Zitteraale fischten, wurden in wenigen Minuten mehrere Pferde durch sie getödtet. Der Gymnotus trift, wenn er längs dem Bauche des Pferdes hingeleitet, alle edlere Theile, Herz und Abdominalnerven zugleich. Diese Pferde hatte man in den Sumpf gejagt, um den Zitteraal durch das Geräusch zu zwingen, sich dem Ufer zu nähern. Daß aber diese Explosion keine nothwendige Folge der Berührung des Fisches ist, sondern der Schlag lediglich von dem Willen des Fisches abhängt, erhellt daraus, daß man den Fisch oftmals selbst mit beiden Händen angreifen und reitzen kann, ohne die mindeste Erschütterung zu empfinden.

Williamsons Versuche mit andern dem Zitteraal zugesellten Fischen beweisen noch bestimmter, wie sehr das Thier die Erschütterung in seiner Macht habe, und sie zu seinem Vortheile zu gebrauchen verstehe. Die kleinen Fische, welche er in das Wasserbehältniß des Gymnotus setzte, wurden sofort von ihm durch einen Schlag getödtet und verschlungen.

Auf einen großen Katzen-Wels (Silurus Catus L.) der gleichfalls hineingesetzt ward, schwamm der Gymnotus zu, sah ihn feurig an, gab ihm einen starken elektrischen Stoß, (Williamson fühlte den Stoß selbst, da er die Hand während der Zeit im Wasser

hielte,) wodurch sich der Wels sofort auf den Rücken legte; und da der Wels selbst hiedurch noch nicht getödtet schien, so kehrte der Gymnotus zurück und gab eine zweite noch stärkere Erschütterung.

Der Gymnotus kann den Schlag ertheilen, ohne sich äußerlich dabei zu bewegen; dagegen bewegt der Zitterrochen jedesmal die Brustflossen, so oft er die elektrische Erschütterung giebt.

Ich habe, sagt v. Humbold, den Zitteraal in Händen gehabt, und indem er sich convulsivisch krümmte, um sich mir zu entwinden, fühlte ich keine Erschütterung. Dasselbe Individuum gab wenige Minuten darauf die heftigsten Schläge, ohne die äußere Lage seines Körpers zu verändern.

Berührte Williamson den Zitteraal mit einen Draht oder metallenen Stift, so fühlte er den Schlag; dagegen erhielt er keine Erschütterung, wenn er ihn mit Siegellack, Glas oder Seide berührte.

Kurz wie bei der Elektricität gaben die leitenden Körper (conductores) den Schlag, die Nichtleiter aber nicht. Beim Zitterrochen macht dieß, nach Hrn. v. Humbold, eine bedeutende Ausnahme. Berührt man, sagt er, die Torpille mittelst einer metallenen Spitze, so empfindet man, isolirt oder nicht isolirt, nie die geringste Erschütterung. Eben so wenig fühlt man dieselbe, wenn man den Fisch auf eine metallene Platte lund diese auf die linke Hand legt. Berührt

man aber in diesem letzteren Falle die obere Fläche der elektrischen Organe zugleich mit der rechten Hand, so empfindet man, trotz der metallenen Platte, den Schlag in beiden Händen. Der Zitteraal gab hingegen durch Metall berührt den Schlag.

Eine Reihe oder Kette von Menschen erhält, wie bei der Leidenschen Flasche, den Schlag durchgehends, wenn einer derselben den Fisch berührt. Auch findet dieß, wie bei der Elektricität statt, wenn die Kette durch Wasser unterbrochen wird. Wird hingegen die Kette durch die Flamme eines Lichts unterbrochen, so erfolgt keine Erschütterung, weder bei dem Rochen noch bei dem Aal.

Weder beim Zitterrochen noch beim Zitteraal, wird das feinste Elektrometer durch ihre elektrischen Organe afficirt, selbst nicht, wenn der Condensator vermittelst eines Metallfadens mit dem isolirten Fische in Verbindung gesetzt wird.

Schilling behauptete entdeckt zu haben, daß der Magnet auf den Zitteraal beträchtlich wirke, ja ihn oft seiner Kraft beraube. Ingenhous machte deßhalb eigene Versuche, fand aber das Gegentheil. Ueberhaupt scheint vieles, so wie bei dem Galvanismus, hier noch sehr dunkel; doch sind wohl stets die Nerven die Hauptorgane der animalischen Elektricität. Auch mag eine besondere Anstrengung oder ein besonderer Affekt bei mehreren Thierarten dieses Fluidum da in Bewe-

gung ſetzen oder vielmehr ſichtbar werden laſſen, wovon ſelbſt man es gar nicht vermuthete. Ich erinnere mich beſtimmt, geleſen zu haben, daß als Jemand eine Hausmaus bei dem Schwanze ſo hielt, daß der Kopf lothrecht herabhing, und das geängſtete Thierchen ſich aufs äußerſte anſtrengte, ſich in die Höhe zu werfen, derjenige, welcher ſie hielt, einen wahren elektriſchen Stoß in ſeinen Fingern und der ganzen Hand fühlte.

Außer den beiden hier erwähnten Fiſchen, kennen wir jetzt noch drei Andere, die da gleichfalls mit dieſer Kraft ausgerüſtet ſind. Der erſte iſt ein Wels (Silurus Electricus) den Forſkäl im Nil entdeckte. Der zweite iſt ein Stachelbauch (Tetrodon Electricus), ein engliſcher Schiffscapitain entdeckte ihn in der Höhlung eines Felſen im Meer, unweit der Inſel St. Jouan, bei der (afrikaniſchen) Küſte Zanguebar; er erhielt bei deſſen Fange einen beträchtlichen Schlag. Der dritte iſt ein Riemfiſch (Trichiurus Electricus) aus Oſtindien. Nieuhof hat zuerſt dieſe Eigenſchaft in ſeinen Reiſen durch Oſtindien angemerkt, und den Fiſch gut gezeichnet. Wie viele mit ähnlicher Kraft begabte Thierarten mag der Ocean noch enthalten!

Es iſt aber höchſt merkwürdig, daß gerade Thiere in einem Elemente, welches als ein vorzüglicher Leiter, dem Zuſammenhalten der künſtlichen Elektricität ſo ſehr ungünſtig iſt, dieſe Eigenſchaft äußern. Auch darf man es mit Recht bewundern, wie die Natur die bes

nannten Fische durch diese Kraft ausgerüstet hat, nicht nur um sich zu vertheidigen, sondern auch dadurch ihre Beute zur Nahrung zu erjagen.

Nach der Auseinandersetzung dieses Naturphänomens, kehren wir nun zu den Maynas und den noch übrigen Völkern zurück.

Sie sind nicht ohne Fähigkeit zur Nachahmung. Sie erlernen leicht fremde Sprachen und Handwerke; zeigen auch vorzügliche Geschicklichkeit in Handarbeiten verschiedener Art. Dieß beweisen unter andern die treflichen Körbe, welche sie aus den Bejucos (Lianen) so genau zu flechten verstehen, daß da sie völlig wasserdicht sind, die Spanier sie selbst zu Reisekoffern gebrauchen. Sie verfertigen Hamaks, Hängebetten, von eben so großer Leichtigkeit als Dauer, die in jenen heißen Ländern, besonders auf Reisen, von ganz vorzüglichem Nutzen sind. Sie weben aus mehreren Baumrinden Umhänge, die nicht nur die Moskiten, sondern selbst die dort so gefährlichen blutsaugenden Fledermäuse, die Vampyren (Vespertilio Vampyrus L.) zu Nachts abhalten.

Ebenfalls ist ihre Art das Wild durch Blasröhre zu erlegen künstlich und äußerst zweckmäßig. Die Blasröhre selbst werden nur mit vieler Mühe und Kunst aus einer sehr harten Holzart, Chonta (Tschonta) einer Palmart, ausgehöhlt. Das Gift, wodurch die abzuschießenden, darein getunkten Pfeile, tödtlich wer-

den, erfordert aber eine wahre pharmaceutische Zubereitung. Keine Nation ist darin geschickter als die weiter nach Osten wohnenden Pevas und die Ticunnas. Ihr Recept zu diesem Gifte besteht fast wie unser Theriak aus 30 verschiedenen Kräutern und Säften; und sie sind hierein so gewissenhaft, daß sie auch nie ein einziges Ingredienz auslassen, welches ihnen das Recept ihrer Ahnherren vorgeschrieben hatte.

Dieses Gift ist aber nicht nur sofort tödtlich, seine Kraft dauert mehrere Jahre hindurch. Condamine tödtete mit den 14 Monate zuvor von den Ticunnas erhaltenen Gifte in Leyden, in Gegenwart dreier berühmter Physiker und Aerzte, Muschenbroek, Albinus und Van Swieten, eine Henne. Er ritzte sie mit einem solchen Pfeil nur unter den Flügeln, und sie starb nach 6 Minuten, ungeachtet man dem Thiere Zucker eingab, welches doch in Amerika selbst für ein Gegengift gehalten wird. Frisch aufgestrichen, tödtet das Gift in einer Minute.

Weigl behauptet indeß aus eigener Erfahrung zu wissen, daß die Ausdünstung von Crocodillen und besonders von Schildkröten dem Gifte seine tödtende Kraft benehme. Auch hüten die Indianer sich sehr, daß sich dem Gefäße, worin sie das Gift aufbewahrt halten, keine Schildkröte nähere. Uebrigens ist das mit diesem Gifte getödtete Wild auf keine Weise weiter schädlich; selbst wenn der Pfeil noch in dem Thiere steckt, wird

das Fleisch ohne alle böse Folgen gegessen. Das Gift wirkt, wie mehrere Gifte, nur allein dann, wenn es sich mit dem Blute vermischt.

Die Indianer ziehen aber diese Jagdmethode unserm Schiessgewehr weit vor. „Euer Geschütz, sagten die „Pinches dem Pater Zephiris, verursacht zwar einen „großen Knall, aber mit geringem Nutzen. Ein Jäger „kann nur ein einziges Stück Wild aus einem ganzen „Rudel schießen, denn der erste Schuß jägt alle übrigen „Thiere aus einander; dabei geht keine unbedeutende „Zeit zur neuen Ladung verlohren. Mit dem Blas„rohre tödten wir so viele Stücke, wie wir wollen, „dieß macht kein Geräusch, und die übrigen Thiere „entfliehen nicht bei dem Tode des angeschossenen „Thieres.“

In ihren übrigen Eigenschaften kommen die Maynas freilich mit den andern Völkerschaften ziemlich überein. Sie sind sorglos, träge und oft grausam. Ehe die Missionare bei ihnen Eingang erhielten, pflegten einige ihrer Stämme, ihre eigenen Todten zu braten und zu verzehren. Bei andern beschränkte sich dieß nur auf ihre Feinde; sie verbrannten nur die Leichen der Ihrigen, und machten aus den Hirnschädeln Trinkgeschirre. Anjetzt begraben sie ihre Todten; beklagen sie aber lange mit Weinen und Heulen, ja die Wittwen schneiden wohl gar ihr schwarzes langes Hinterhaar, worauf sie so stolz sind, als Zeichen der innigsten Trauer ab.

Es herrſchen bei ihnen einige beſondere Krankheiten. Hiezu gehört vorzüglich eine Art ſehr böſer groſſer Beulen, Cuchippe genannt, die oft ſelbſt bei den beſten Mitteln, welche man dagegen anwendet, fünf ja ſieben Jahre dauern. Ferner iſt der Virſcho eine äuſſerſt gefährliche Seuche. Nach groſſen Beängſtigungen, heftigſten Kopfſchmerzen und ſchmerzhafteſten Krämpfen in der Gegend des Nabels und des Magens, erfolgt ein ſtarkes Erbrechen mit Durchlauf von einer grünlichen Materie. Ohne ſchnelle Hülfe rafft dieſe, wahrſcheinlich galligte, Krankheit den ſtärkſten Mann in drei bis vier Tagen hinweg.

Unſere Kinderblattern haben dann gleichfalls unter den Maynas groſſe Verwüſtungen angerichtet; nur erſt durch die von den Miſſionaren ſeit 1762 dort eingeführte Inoculation iſt dieſer Verluſt beträchtlich gemindert.

Ueberhaupt haben die Miſſionare, beſonders die Jeſuiten, um dieſe wilden, elenden Völkerſchaften groſſe Verdienſte. Denn ſelbſt, wollte man die ihnen zugeführten Ceremonien der römiſchen Kirche nicht ſo hoch anrechnen, als ſie es doch bei ſolchen, nur durch das Sinnliche zu gewinnenden Menſchen, wirklich verdienen, ſo darf man ihnen doch den Werth nicht abſprechen, die Indianer mehr civiliſirt, ſie von manchen ihrer grauſamen Gebräuche entwöhnt zu haben. Sie führten ihnen unſere Handwerke und beſonders einen

regelmäßigen Ackerbau zu; sie verwandelten ihr wildes, umherstreifendes, die Nation selbst aufreibendes Jägerleben in ein ruhigeres, an einzelne fruchtbare Landstriche fixirtes Leben, wodurch die Menschen sicherer, besser und länger ihr Daseyn genießen. Sie nehmen sie sowohl gegen die Krankheiten in Schutz, als auch selbst oftmals gegen den Druck ihrer Oberherren.

Diese Völker werden nämlich unter der allgemeinen Oberherrschaft des spanischen Vicekönigs von Peru regiert durch einen Governador, ferner durch Alcaden und Dorfrichter oder Schulzen. Beide letztere sind gewöhnlich mit einander von ihrer eigenen Nation. Die Missionare stehen oder standen wenigstens sonst diesen zur Seite, und hatten auf Befehl des spanischen Gouvernements eine Art Oberaufsicht auf jene.

Nichts ist mehr zu wünschen, als daß diese guten Väter bei den Indianern auch allmählig die übrigen Schander erregenden Gewohnheiten gänzlich unterdrücken mögen, die sogar die Nachkommenschaft verkrüppeln. Hieher gehört z. B. der Wahnsinn der Yamaos, bei ihren Kindern den Nasenknorpel gänzlich herauszulösen, so daß nur die Haut in der Mitte übrig bleibt. Daneben durchbohren sie die Ohrlappen, stecken Hölzer, Keile hinein, die sie nach und nach so sehr vergrößern, daß endlich die Ohrlappen bis auf die Schultern herabgezogen werden!

So gräßlich nun auch dieſe Verunglimpfungen des menſchlichen Körpers für die Fremden ſind, ſo betreffen ſie indeß nur minder edle Theile. Wer ſollte es aber vermuthen, daß man es wagen dürfte, ſelbſt das Gehirn, den Sitz aller Verſtandesorgane, beträchtlich zu verunſtalten!

Dieß iſt vorzüglich der Fall bei den Omaguas, d. h. auf Peruaniſch, die Großköpfe, bei den Portugieſen aus gleichem Grunde im Braſilianiſchen Cambeva genannt; Condamine überſetzt das letztere Wort durch Plattköpfe, und dieß ſcheint der Sache ſelbſt angemeſſener zu ſeyn. Dieſe Völkerſchaft, welche vormals ſüdlicher wohnte; nimmt jetzt hauptſächlich den Landſtrich längſt den nördlichen Küſten des Maranon ein, die zwiſchen den Flüſſen Tigre und Napo liegen; hier gränzen ſie an die Naponer.

Jene Verunſtaltung des Kopfes wird aber bei den Omaguas auf folgende Weiſe bewirkt. Sie wickeln den Vorderkopf, die Stirn des neugebornen Kindes, in Baumwolle, und legen hierauf ein kleines viereckiges Brett. Ein ähnliches Brett legen ſie an den Hinterkopf (occiput), ziehen ſodann beide Brett vermittelſt eigener Stricke nach und nach, ſo ſehr zuſammen, daß der Theil des Geſichts ſo wie das Hinterhaupt flach, mithin breiter wird; da dann der ganze Kopf durch das Heraustreiben dieſer Theile eine zugeſpitzte Form annimmt. Sie halten ſich durch dieſe ſcheußliche

Verunstaltung schön, denn, sagen sie, wir gleichen dem Vollmond.

Wenn man bedenkt, wie allgemein die Theile des Gehirns hiedurch verschoben, theils an einander gepreßt, theils aus einander gesetzt werden, so bewundert man mit Recht die Dauerhaftigkeit der menschlichen Natur; ja man könnte hieraus einen Beweis mehr ziehen, daß fast unmöglich alles auf das Materielle, auf das Organ und auf dessen Bildung ankomme. Denn die Omaguas sind nicht dummer als andere Indianer, wenn gleich ihr Kopf zugespitzter und ihr Hinterkopf breit gedrückt ist, der doch, wie man glaubt, die wesentlichsten Werkzeuge aller Sinne, den Zusammenfluß der Nerven und nach Einigen den Sitz der Denkkraft selbst enthält. Vielmehr sprechen die so eben angeführten Geschicklichkeiten für die Fähigkeit dieses Volks.

Dieß zeiget auch der Bau ihrer Fahrzeuge oder Canoes, besonders der Bau der größern. Sie bilden sie vorzüglich aus den treflichen Cedern, die am Ukagale wachsen. Diese werden ihnen häufig gleichsam vor ihre Thür geschwemmt, wenn die gewaltigen Fluthen bei Ueberschwemmung große mit Cedern bewachsene Erdstriche mit sich fortreißen. Die Omaguas wählen darunter so ansehnliche Bäume, um aus einem einzigen Stamme Canoes von 17 Ellen zimmern zu können. Diese großen Fahrzeuge tragen 13 Menschen, sind

haben eigene, von Blättern geflochtene Schutzdächer. Nur von der Mechanik, die die Natur lehrt, geleitet, heben und rollen sie diese erstaunlichen Holzmassen vermittelst starker Hebel und Stricke von Lianen, nach jeder Richtung hin; und es ist dann kein unbedeutendes Schauspiel, Männer, Weiber und selbst Kinder hiebei ihre Kräfte so gescheut anwenden und vertheilen zu sehen, daß diese Last, nach ihrer Willkühr durch dicht bewachsene Wälder zu dem Orte ihrer Bestimmung geführt wird. Ein großer Theil des Weges, der oft eine halbe Meile beträgt, wird zuweilen mit Walzen belegt, die wiederum an den schwierigsten Plätzen mit glatten Baumrinden bedeckt werden. (Weigl.)

Ebenfalls sind es diese Plattköpfe, die Omaguas, denen wir besonders die Belehrung über den Nutzen des elastischen Harzes (Caoutchou) *) verdanken. Sie haben hiebei noch die sonderbare Gewohnheit, bei ihren Gastmählern zu Ausgange des Schmauses jeden Gast vermittelst der aus diesem Harze verfertigten Sprützen anzufeuchten; es ist dieß gleichsam ihr Abschiedscompliment.

Noch eine andere sonderbare Gewohnheit findet bei ihnen statt. Sie bedienen sich, als Schnupftaback des trocknen zerriebenen Blätter eines Baumes, Guruna

*) M. s. den vorhergehenden Jahrgang, S. 204.

gnannt, sowohl um zu niesen, als auch, wie sie behaupten, um ihren Geist aufzuheitern. Diesen Taback ziehen sie in beyde Nasenlöcher zu gleicher Zeit, vermittelst einer Röhre von Cautchou, die wie ein Ypsilon (Y) gestaltet ist. Die beiden in eins zusammenlaufenden Röhre, werden jede in ein Nasenloch gesteckt, und der untere Stamm, den sie mit Taback füllen, treibt zusammengedrückt vermöge seiner Elasticität den Taback in die Höhe.

Auf die Omaguas folgen dann die zu beiden Seiten des Napo wohnenden Nationen. Sie machen die letztern Indianer gegen Osten unter spanischer Herrschaft. Auch diese theilen sie in viele Stämme; sechse derselben, die Abichiras, Anguteres, Cunchies, Ycahuetes und Papaguas begreifen die Spanier mit einander unter den Nahmen der Encellada-Nation. Daß auch sie sich mit Halsschmuck von Thierzähnen, so wie durch einen gelblichen widrigen Anstrich zieren, ist ihnen mit vielen andern Indiern gemein; aber sie zeichnen sich noch hiebei dadurch aus, daß einige dieser Stämme auf diesen frischen Anstrich lockere Baumwolle wie Pflaumfedern aufkleben. Auch verstehen sie die Rinde des Baums Jantschama durch Klopfen so treflich zu bereiten, daß sie dem schönsten gegerbten Leder gleich kommt. Sie wird durch Waschen schneeweiß; läßt sich, so lange sie noch feucht, nach Belieben ausdehnen, und gleicht dem schönsten feinsten Ge-

webe. Hieraus werden sehr schätzbare Kleidungsstücke und Decken verfertigt.

In diesen Gegenden herrscht auch die Gewohnheit, sich des treflichen Harzes, des Copals, (den Baum woraus es herstammt nennt Linne Rhus Copalinum) zum Brennen, zur Erleuchtung zu bedienen. Bei den Frauen dieser Völker, welche übrigens bis auf eine Binde um die Hüften mit schwarzen Corallen oder kleinen Kugeln besetzt, nackt gehen, und sich die Lefzen schwarz mahlen, findet man Spiegel aus einem schwarzen Harze. Sie sind also hierin einer der vorhergehenden indianischen Nationen ziemlich ähnlich, die da Spiegel aus einem dunkeln sehr festen Holze zu verfertigen versteht.

Die letzten dieser spanischen Indier, d. h. die am weitesten gegen Osten gelegenen, sind die Pevas, von denen, wie wir von ihren Nachbaren bereits anführten, sie besondere Geschicklichkeiten in Verfertigung des Gifts aus den Kräutern besitzen.

Ueberhaupt haben mehrere dieser Völker keine unnütze Kenntniß von Medicinalkräutern. Sie bedienen sich ihrer besonders bei äußern Schäden, wissen auch eigene Arznei als aphrodisiaca für beide Geschlechter unter den Nahmen piripiri zu bereiten, von welchen sie behaupten, daß sie selbst die fehlerhafte Bildung

gewiſſer Theile des menſchlichen Körpers verbeſſern ſollen. Bei ihren innern Krankheiten nehmen ſie indeß häufig ihre Zuflucht zu ihren Zauberern, Mohanes oder auch Agoreros genannt. So wie bei andern Wilden ſetzen ſich dieſe Beſchwörer in Extaſe, oder wie ſie ſagen, in nähere Verbindung mit ihren Göttern, vermittelſt der betäubenden Kraft einer Pflanze, hier des Floripondio (Datura arborea L.) Sie legen ſich neben den Kranken in eine eigene Hammak, verfallen in Zuckungen, und beſchwören mit den gräßlichſten Geberden die Krankheit; reichen aber daneben dem Kranken oftmals wirkliche Arzneien. Stirbt er ungeachtet aller angewandten Mittel, dann löſchen ſie alle Lichter aus, damit die Seele, wegen des Rauchs keine Oeffnung in dem Dache zum Entſchlüpfen entdecken möge.

Dieß mag hinreichen im Allgemeinen einen Begriff von dieſen kaum aufzuzählenden Nationen zu geben.

Früge man nach ihrer wirklichen Volksmenge, ſo würde dieſe ſo wie bei den Nationen in Nord-Amerika ſicher ſehr geringe ſeyn; ja mir ſcheint es kaum möglich, aus vielleicht 100 verſchiedenen Stämmen mehr als ein Paar hundert tauſend Individuen herauszubringen. Jetzt zu einer andern Art Bewohner dieſes ſchönſten Landes, zu den dortigen Europäern und denen durch ſie dorthin verpflanzten Menſchen.

b) Der Fremde; der in Peru Angesiedelte.

Traurig war anfänglich das Loos der durch einige bewaffnete spanische Abentheuer eroberten neuen Welt. Hart verschuldete sich allerdings Spanien an der Menschheit dadurch, daß es jedem zu Grunde gerichteten tollkühnen Europäer zu diesen Eroberungen die Sanktion ertheilte. Jede Calamität scheint indeß in sich selbst das Korn zu einer, wenn gleich noch sehr entfernten reichen Erndte zu enthalten; in jede große Revolution legte die Vorsicht schon den Urstoff eines nachmaligen Ersatzes, in jede Ungerechtigkeit aber auch wohl den Keim ihrer künftigen Strafe.

Die größte Raubrepublik Rom schwand von der Erde; einzelne talentvolle Despoten, machten ihr durch Ueberspannung, durch übertriebene Vergrößerung, durch Ehrsucht, die an Wahnsinn gränzte, ein Ende. Diese Despoten selbst aber fanden fast alle ein frühzeitiges trauriges Ende. Und sonach ist Babels Thurm wohl nur das Bild jeder von der Nemesis ausgeglichenen menschlichen Uebertreibung.

Eben die unmäßige Vergrößerung Carls V. und seines kleinern Sohns Philip des 2ten durch die neue Welt, eben diese unermeßlichen Schätze, welche so plötzlich aus Amerika in Spanien hereinströmten, ließen diesen herrlichsten Theil Europens verarmen.

Seine Einwohner tauschten ihren eigenen fruchtbaren Boden gegen die wilden Schneegebirge von Peru um; das Gold der letztern, so viel Tausende Amerikaner sein Hervorarbeiten auch anfänglich unglücklich machte, so unsicher seine Gewinnung auch mit der Zeit werden mußte, lag anfänglich gleichsam zu Tage; es blendete den Kurzsichtigen und er gab die reichen Felder, die köstlichen Heerden, die herrlichsten Früchte, diese so sichern Schätze seiner Heimath auf, ja es verließ selbst die seit dem grauen Alterthum berühmten Metallminen Spaniens, um nur schneller und unsicherer zu gewinnen.

Da minderte sich denn die Volkszahl; da lähmte sich die Thätigkeit; da sank der Ackerbau und die Viehzucht. Spaniens Kriegsmacht, sonst der Schrecken von Europa, spielt jetzt eine sehr untergeordnete Rolle. Der kühne, tapfere Castilianer, der thätige Biskayer fröhnen jetzt dem übermüthigsten Nachbar. Spaniens Handel, obwohl er beide Welten umfaßt, ist gleichsam nur Commissions-Handel fremder Staaten; seine Heerden tragen nur Wolle für die Fabriken von Manchester, und seine unermeßlichen Schätze reichen jetzt kaum hin, dem Mangel der Unterthanen abzuhelfen; traurige Folge des vernachläßigten Vaterlandes! Wie thöricht, wie klein erscheint uns jetzt Philip durch die Vergeudung von mehr als 4000 Millionen, fast gänzlich von den unglücklichen Indiern aus den Minen der

neuen Welt hervorgearbeitet, um durch Vernichtung seines größten Gegners, endlich eine Universal-Monarchie zu stiften. Nach vieljähriger Fehde und unter Strömen von Blut stürzte der elende Mensch Millionen ins Grab oder ins Unglück, und ihre Nachkommenschaft verwünscht ihn.

Die ruhige, unbefangene, nichtsfürchtende Geschichte brandmarkt dereinst solche ungerechte Eroberer als Verbrecher an der Menschheit, als Mörder alles Volksglückes, als elende Menschen, welche ihrem niedern Egoismus, die Sicherheit der gesammten Societät aufopfern, sie, die es in Händen hatten, dereinst als wohlthätige Gottheiten von der Zukunft verehrt zu werden.

Die beiden Monarchen Spaniens, die Haupturheber der Unterdrückung der schuldlosen Amerikaner büßten selbst noch bei ihrem Leben für ihre Verbrechen.

Der sonst unerschütterliche Carl fühlte gegen das Ende seiner blutigen Laufbahn das ganze Gewicht seiner Unthaten. Er verfiel in religiösen Wahnsinn; geißelte sich aus Reue bis aufs Blut, ließ sich bei seinem Leben in einen Sarg legen; ordnete die feierlichste Trauerfarce seiner eigenen Beerdigung an, badete sich dabei in Thränen der Reue, ward aber selbst bei dieser frommen Mummerei von einem heftigen Fieber ergriffen. Hieran starb er kurze Zeit darauf, und hinterließ, aller großen Schätze Westindiens ungeachtet,

erstaunliche Schulden, viele Krongüter waren verkauft und viele Kronseinnahmen verpfändet.

Dem, weit minder talentvollen aber viel boshafteren Sohne war aber auch ein weit schrecklicheres Schicksal aufbehalten. Er büßte seine enormen Verheerungen und Kriege durch die schrecklichsten Krankheiten. Den Herrn zweier Welten konnten keine menschliche Mittel retten, daß er nicht, lebendig vom Ungeziefer gefressen, erliegen mußte.* Geistliche mußten für den Besitzer aller Schätze von Mexico und Peru in seinen letzten Regierungsjahren von Haus zu Haus bei seinen vernachlässigten Unterthanen um Beisteuer betteln; er starb unter den größten körperlichen Qualen, dabei creditlos sowohl in seiner vasten Monarchie selbst, als im Auslande!

Schon vormals ist es angezeigt *), daß auch die einzelnen Eroberer der neuen Welt, die Heerführer der dortigen spanischen Truppen, nur durch ein trauriges Ende die Ungerechtigkeiten und Greuel büßten, welche sie über die harmlosen Amerikaner gebracht hatten.

So groß indeß diese Unglücksfälle nun auch waren, so schwer die Last der Unterjochung auf jene arme Indier drückte, so zeigte sich doch selbst in der Methode der Spanier die neueroberten Provinzen zu behandeln

---

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

ein Keim zu einem künftigen beſſern Daſeyn, ſowohl der Amerikaner, als der durch dieſe Eroberungen dorthinüber gewanderten europäiſchen Anſiedler. Der Original-Bewohner gewinnt anjetzt in mehrerer Hinſicht. Seine vormaligen Grauſamkeiten, wodurch das Leben und ſein Genuß ſtets gefährdet ward, fangen an zu verſchwinden. Die Liebe zum Ackerbau und zu einer feſten ſichern Lebensart nimmt zu, und mit ihr wachſen die geſammten Vortheile der Civiliſation.

Was aber die Europäer betrift, ſo iſt es auffallend, wie Spanien ſchon vom Anfang ſeiner Eroberungen jene Länder als für ſich beſtehend betrachtet hat. Es gewährte ihnen faſt alle Einrichtungen des Mutterlandes. Eine eigene Regierung unter Vicekönigen, eine hohe und niedere Geiſtlichkeit, Bisthümer, Pfarrer, Manns- und Frauensklöſter, Schulen, Erziehungsanſtalten, Univerſitäten und Akademien.

Dem dorthin gewanderten Spanier war die Kolonie nicht wie bei England, Frankreich und Holland, nur als Pflanzer, Kaufmann oder Spekulanten deßhalb wichtig, um ſich durch eine von dieſen Methoden Vermögen zu erwerben, um es dereinſt im Mutterlande ruhig zu genießen. Amerika war für ihn kein temporairer Sitz, kein fremdes Land, es ward ihm ein wirkliches Vaterland, das in ſich alles enthielt, was er im Mutterlande zum Bedürfniß einer kultivirten Societät vorfand.

Der Surinamer, der Batavier, der Pflanzer auf Martinique oder Jamaica, alle diese senden ihre Söhne zur Erziehung nach Europa; denn nur dort im Mutterlande fanden sie wissenschaftliche Anstalten zur höhern Ausbildung; sie müssen dorthin um Ehrenstellen und Aemter zu erhalten.

Der Spanier findet in mehreren Städten von Mexiko, besonders aber in der Hauptstadt nicht nur die gewöhnlichen wissenschaftlichen Anstalten, sondern einen treflichen botanischen Garten, Vorlesungen über die Chemie, eine vorzügliche Bergakademie, ja Akademien der Bildhauerkunst, der Mahlerei und des Kupferstechens. Und dieß ist, wie wir sogleich sehen werden, beinahe eben der Fall in Peru.

Spanien läßt durch diese gesammten Einrichtungen die übrigen großen Handels- und Kolonial-Nationen von Europa noch weiter hinter sich zurück, als es dagegen in Europa anjetzt von den meisten derselben in der gesammten Cultur übertroffen wird.

Diese vorzüglichen Einrichtungen lassen mithin den in Amerika gebornen Spanier nicht weiter nach dem Mutterlande seufzen. Er steigt dort, etwa die höchste Würde ausgenommen, von einer Ehrenstelle zu der andern, er [redacted]t neben dem treflichsten Klima und dessen unübertreffbaren Produkten die gesammten Vortheile des Vaterlandes seiner Vorfahren.

Freilich ist die Vortreflichkeit des Klimas und des Bodens, so wie bei dem Mutterlande, wohl eine Haupturſache, weshalb Fahrläſſigkeit und Müſſiggang dem hohen Aufblühen der Menſchheit und der daraus entſpringenden reichen Population ſo ſehr entgegen arbeiten.

Jene ſieben Intendantſchaften, woraus Peru beſteht *), die von Tumbez ($4\frac{1}{2}$ Gr. ſ. Br.) bis in Süden nach Vilcanota in der Provinz Tinta (oder Canches), und von dort längſt der Küſte an die Gränzen der Wüſte Atacama laufen, die ſich mithin durch mehr als 20 Grade der geogr. Breite erſtrecken, und bei ſehr abwechſelnder Breite oder Ausdehnung von Weſten nach Oſten, nehmen dennoch 44,650 □ Meilen **) ein, und enthalten 1360 Städte oder bedeutende Ortſchaften, hieneben begreiflich eine viel größere Anzahl von Dörfern.

Wie unbedeutend iſt aber auf einer ſolchen Fläche eine einzige Million Einwohner! Denn wenn auch gleich hiebei Wüſteneien von 20 oder 30 Meilen vorkommen, wenn gleich das hohe Gebirge einen beträchtlichen Theil des Landes unbewohnbar macht, ſo bes

*) Lima, Truxillo, Arequipa, Tarma, Huancavelica, Guamanga, Cuzco.

**) Seemeilen gerechnet.

denke man auch dagegen die köſtlichen und fruchtbaren Erdſtriche der Sierras, der Valles und Quebradas; der erhöheten Gegenſ, der Thäler und mächtigen Schluchten, wo alles, was die Natur nur reiches und treffliches von nährenden, ſchmackhaften und heilſamen Pflanzen aufzuweiſen hat, auf das üppigſte gedeiet.

Von jener Million Peruaner finden ſich in unſern neueſten Zeiten 400000 Ureinwohner, Indianer; das übrige $\frac{2}{3}$tel beſteht aus Weißen und Meſtizen von allen Nüanzen.

Mag es ſeyn, daß die Stämme der Wilden vormals zahlreicher waren, daß unſere Kinderblattern ſie anſehnlich vermindert haben; mag das harte Joch, der Dienſte in den Minen mehrere Tauſende aufreiben; mag endlich das berühmte Reich der Ynka's beſſer bevölkert geweſen ſeyn als die Theile von Peru, welche jenſeits der Gebirge liegen; ſehr groß kann dennoch niemals die Volkszahl eines Landes geweſen ſeyn, wo der Boden nur Theilweiſe den Ackerbau zuläßt, wo viele Flüſſe gleichſam fließende Meere von ſüßen Waſſer bilden, wo undurchdringliche Waldungen dem Erdboden den zum Anbau nothwendigen Sonnenſtrahl entziehen, und wo die Atmoſphäre oft Monate hindurch im Waſſer ſchwimmt.

Wenn uns aber der Spanier Correal in dem Jahre 1666 ſeine eigene Landsleute in Peru, nämlich die dort von Spaniern Abſtammenden, die Creolen,

neuen Welt hervorgearbeitet, um durch Vernichtung seines größten Gegners, endlich eine Universal-Monarchie zu stiften. Nach vieljähriger Fehde und unter Strömen von Blut stürzte der elende Mensch Millionen ins Grab oder ins Unglück, und ihre Nachkommenschaft verwünscht ihn.

Die ruhige, unbefangene, nichtsfürchtende Geschichte brandmarkt dereinst solche ungerechte Eroberer als Verbrecher an der Menschheit, als Mörder alles Volksglückes, als elende Menschen, welche ihrem niedern Egoismus, die Sicherheit der gesammten Societät aufopfern, sie, die es in Händen hatten, dereinst als wohlthätige Gottheiten von der Zukunft verehrt zu werden.

Die beiden Monarchen Spaniens, die Haupturheber der Unterdrückung der schuldlosen Amerikaner büßten selbst noch bei ihrem Leben für ihre Verbrechen.

Dieser sonst unerschütterliche Carl fühlte gegen das Ende seiner blutigen Laufbahn das ganze Gewicht seiner Unthaten. Er verfiel in religiösen Wahnsinn; geißelte sich aus Reue bis aufs Blut, ließ sich bei seinem Leben in einen Sarg legen; ordnete die feierlichste Trauerfeyer seiner eigenen Beerdigung an, badete sich dabei in Thränen der Reue, ward aber selbst bei dieser frommen Mummerei von einem heftigen Fieber ergriffen. Hieran starb er kurze Zeit darauf, und hinterließ, trotz der großen Schätze Westindiens ungeachtet,

erſtaunliche Schulden, viele Krongüter waren verkauft und viele Kronseinnahmen verpfändet.

Dem, weit minder talentvollen aber viel boshafteren Sohne war aber auch ein weit ſchrecklicheres Schickſal aufbehalten. Er büßte ſeine enormen Verheerungen und Kriege durch die ſchrecklichſten Krankheiten. Den Herrn zweier Welten konnten keine menſchliche Mittel retten, daß er nicht, lebendig vom Ungeziefer gefreſſen, erliegen mußte.* Geiſtliche mußten für den Beſitzer aller Schätze von Mexico und Peru in ſeinen letzten Regierungsjahren von Haus zu Haus bei ſeinen vernachläſſigten Unterthanen um Beiſteuer betteln; er ſtarb unter den größten körperlichen Qualen, dabei creditlos ſowohl in ſeiner vaſten Monarchie ſelbſt, als im Auslande!

Schon vormals iſt es angezeigt *), daß auch die einzelnen Eroberer der neuen Welt, die Heerführer der dortigen ſpaniſchen Truppen, nur durch ein trauriges Ende die Ungerechtigkeiten und Greuel büßten, welche ſie über die harmloſen Amerikaner gebracht hatten.

So groß indeß dieſe Unglücksfälle nun auch waren, ſo ſchwer die Laſt der Unterjochung auf jene arme Indier drückte, ſo zeigte ſich doch ſelbſt in der Methode der Spanier die neueroberten Provinzen zu behandeln

*) Man ſehe den vorhergehenden Jahrgang.

ein Keim zu einem künftigen beſſern Daſeyn, ſowohl der Amerikaner, als der durch dieſe Eroberungen dort hinüber gewanderten europäiſchen Anſiedler. Der Original-Bewohner gewinnt anjetzt in mehrerer Hinſicht. Seine vormaligen Grauſamkeiten, wodurch das Leben und ſein Genuß ſtets gefährdet ward, fangen an zu verſchwinden. Die Liebe zum Ackerbau und zu einer feſten ſichern Lebensart nimmt zu, und mit ihr wachſen die geſammten Vortheile der Civiliſation.

Was aber die Europäer betrift, ſo iſt es auffallend, wie Spanien ſchon vom Anfang ſeiner Eroberungen jene Länder als für ſich beſtehend betrachtet hat. Es gewährte ihnen faſt alle Einrichtungen des Mutterlandes. Eine eigene Regierung unter Vicekönigen, eine hohe und niedere Geiſtlichkeit, Bisthümer, Pfarrer, Manns- und Frauensklöſter, Schulen, Erziehungsanſtalten, Univerſitäten und Akademien.

Der dorthin gewanderten Spanier war die Kolonie nicht wie bei England, Frankreich und Holland, nur als Pflanzer, Kaufmann oder Spekulanten deßhalb wichtig, um ſich durch eine von dieſen Methoden Vermögen zu erwerben, um es dereinſt im Mutterlande ruhig zu genießen. Amerika war für ihn kein temporairer Sitz, kein fremdes Land, es ward ihm ein wirkliches Vaterland, das in ſich alles enthielt, was er im Mutterlande zum Bedürfniß einer kultivirten Societät vorfand.

Der Surinamer, der Batavier, der Pflanzer auf Martinique oder Jamaica, alle diese senden ihre Söhne zur Erziehung nach Europa; denn nur dort im Mutterlande fanden sie wissenschaftliche Anstalten zur höhern Ausbildung; sie müssen dorthin um Ehrenstellen und Aemter zu erhalten.

Der Spanier findet in mehreren Städten von Mexiko, besonders aber in der Hauptstadt nicht nur die gewöhnlichen wissenschaftlichen Anstalten, sondern einen treflichen botanischen Garten, Vorlesungen über die Chemie, eine vorzügliche Bergakademie, ja Akademien der Bildhauerkunst, der Mahlerei und des Kupferstechens. Und dieß ist, wie wir sogleich sehen werden, beinahe eben der Fall in Peru.

Spanien läßt durch diese gesammten Einrichtungen die übrigen großen Handels- und Kolonial-Nationen von Europa noch weiter hinter sich zurück, als es dagegen in Europa anjetzt von den meisten derselben in der gesammten Cultur übertroffen wird.

Diese vorzüglichen Einrichtungen lassen mithin den in Amerika gebornen Spanier nicht weiter nach dem Mutterlande seufzen. Er steigt dort, etwa die höchste Würde ausgenommen, von einer Ehrenstelle zu der andern, er genießt neben dem treflichsten Klima und dessen unübertreffbaren Produkten die gesammten Vortheile des Vaterlandes seiner Vorfahren.

Freilich ist die Vortreflichkeit des Klimas und des Bodens, so wie bei dem Mutterlande, wohl eine Hauptursache, weshalb Fahrläßigkeit und Müßiggang dem hohen Aufblühen der Menschheit und der daraus entspringenden reichen Population so sehr entgegen arbeiten.

Jene sieben Intendantschaften, woraus Peru besteht *), die von Tumbez (4½ Gr. s. Br.) bis in Süden nach Vilcanota in der Provinz Tinta (oder Cauches), und von dort längst der Küste an die Gränzen der Wüste Atacama laufen, die sich mithin durch mehr als 20 Grade der geogr. Breite erstrecken, und bei sehr abwechselnder Breite oder Ausdehnung von Westen nach Osten, nehmen dennoch 44,650 □ Meilen **) ein, und enthalten 1360 Städte oder bedeutende Ortschaften, hieneben begreiflich eine viel größere Anzahl von Dörfern.

Wie unbedeutend ist aber auf einer solchen Fläche eine einzige Million Einwohner! Denn wenn auch gleich hiebei Wüsteneien von 20 oder 30 Meilen vorkommen, wenn gleich das hohe Gebirge einen beträchtlichen Theil des Landes unbewohnbar macht, so be-

---

*) Lima, Truxillo, Arequipa, Tarma, Huancavelica, Guamanga, Cuzco.

**) Seemeilen gerechnet.

denke man auch dagegen die köſtlichen und fruchtbaren Erdſtriche der Sierras, der Valles und Quebradas; der erhöheten Gegenſ, der Thäler und mächtigen Schluchten, wo alles, was die Natur nur reiches und treffliches von nährenden, ſchmackhaften und heilſamen Pflanzen aufzuweiſen hat, auf das üppigſte gedeiet.

Von jener Million Pernaner finden ſich in unſern neueſten Zeiten 400000 Ureinwohner, Indianer; das übrige $\frac{2}{3}$tel beſteht aus Weißen und Meſtizen von allen Nüanzen.

Mag es ſeyn, daß die Stämme der Wilden vormals zahlreicher waren, daß unſere Kinderblattern ſie anſehnlich vermindert haben; mag das harte Joch, der Dienſte in den Minen mehrere Tauſende aufreiben; mag endlich das berühmte Reich der Ynka's beſſer bevölkert geweſen ſeyn als die Theile von Peru, welche jenſeits der Gebirge liegen; ſehr groß kann dennoch niemals die Volkszahl eines Landes geweſen ſeyn, wo der Boden nur Theilweiſe den Ackerbau zuläßt, wo viele Flüſſe gleichſam fließende Meere von ſüßen Waſſer bilden, wo undurchdringliche Waldungen dem Erdboden den zum Anbau nothwendigen Sonnenſtrahl entziehen, und wo die Atmoſphäre oft Monate hindurch im Waſſer ſchwimmt.

Wenn uns aber der Spanier Correal in dem Jahre 1666 ſeine eigene Landsleute in Peru, nämlich die dort von Spaniern Abſtammenden, die Creolen,

als äußerst roh und ungebildet schildert, wenn er ihre damalige Geistlichkeit höchst unwissend und so geizig angiebt, daß sie denjenigen, die die Taufe nicht zu bezahlen vermögend waren, selbst den Eintritt in das Christenthum versagten, wie viel hat denn nicht in dieser Rücksicht Peru in unsern Zeiten gewonnen.

Ulloa bezeugte schon die Wirkung der Schulen und besonders der Universitäten in den großen Städten Quito und Lima zu Gunsten der allgemeinen Verbreitung der Kenntnisse. Noch unverdächtiger ist aber Condaminens Zeugniß. Selbst Klostergeistliche wurden eifrige Verehrer der Astronomie; und Don Maldonado, ein Creole, also im Lande selbst geboren, gab den gültigsten Beweis für die Talente der dortigen Spanier. Er hatte großen Antheil an der schönen Karte von der Provinz Quito; er hatte nach Ueberwältigung erstaunlicher Schwierigkeiten zur Handelsverbindung zwischen Panama und Quito, am Rio Esmeralda einen neuen Hafen errichtet. Hierauf ging er nach Europa, wohnte, um sich in der Kriegskunst zu üben, den wichtigen Feldzügen in Flandern (1747), unter dem großen Marschall von Sachsen, bei; durchreisete scientifisch die Niederlande, und besuchte nach dem Frieden, England. Er war bereits, wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, in die Pariser Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und eine gleiche Ehre erhielt er in London. Auf diesen Reisen richtete er stets sein Augen-

merk auf alles, was in Rückſicht der Fabriken, Manufakturen und anderer nützlichen Anſtalten dereinſt ſeinem Vaterlande, Peru, hätte wichtig werden können. Unglücklich war es daher für Amerika, daß ein ſo talentvoller, thätiger, uneigennütziger und unbefangener Mann ſein Vaterland nicht wieder ſehen ſollte. Ein hitziges Bruſtfieber riß ihn im 40 Jahre in London dahin. Obgleich England's Aeſculap, der Leibarzt Mead, ſeine ganze Kunſt dagegen aufbot.

Dieſe Vorliebe für die Wiſſenſchaften hat aber ſeitdem in den Hauptſtädten von Peru ſtets feſtern Grund gefaßt. Was für Condaminen Maldonado war, das ward für unſern Humboldt der Sohn des Marquis Selvalegre, Carl Montufar. Er begleitete den berühmten Deutſchen auf ſeiner Expedition von Peru nach Mexico, ſelbſt bei den mühſamſten Unternehmungen. Leidenſchaftlich für die Wiſſenſchaft eingenommen, läßt er auf ſeine Koſten jene berühmten Pyramiden, die Termen der Meſſung der Erde in der Ebene von Yaraqui (1° 45′ ſ. B.) wieder errichten.

Um dieß hinreichend zu verſtehen, ſcheint es wohl nicht durchaus überflüſſig, hier im Vorbeigehen anzuführen, daß Condamine dieſes Monument der großen Unternehmung angab, und auch, wiewohl nach vielfach überwältigten Zwiſtigkeiten errichtete. Dieſe Pyramiden an den beiden Endpunkten der gemeſſenen Baſis, ſollten durch eingehauene Inſchriften der Nach-

welt die Hauptreſultate der Erdmeſſung, und der übrigen aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Unterſuchungen der von Frankreich geſandten Akademiker und ihrer Gehülfen der Spanier für die Nachwelt aufbewahren, und zugleich ein wirkliches, eiſernes Längenmaaß, welches bei der Meſſung zum Grunde gelegt war.

Condamine hatte mit großen Koſten hiezu 15000 Centner Steine auf Maulthieren herbei holen laſſen, um das Innere der Pyramiden auszufüllen und ihnen dadurch Feſtigkeit zu geben; er brachte es auch endlich dahin, daß die Pyramiden wirklich errichtet wurden. Allein gleich darauf wußten ſeine Gegner den Hof von Madrid, vorzüglich wegen der auf die Pyramiden geſetzten franzöſiſchen Lilie, dahin zu vermögen, daß dieß ſchätzbarſte Monument der Thaten der reinen, auf den Nutzen des Menſchen praktiſch abzweckenden Vernunft, wieder niedergeriſſen ward.

Die Wiedererrichtung der Pyramiden macht daher ſowohl den Einſichten als der Unpartheilichkeit des Herrn von Montufar viel Ehre.

Dieſer Eifer für die Wiſſenſchaften zeigt ſich in jetzigen Zeiten durch mehrere vorzügliche ſcientifiſche öffentliche Anſtalten. Lima die Hauptſtadt vom eigentlichen Peru hatte ſchon von ältern Zeiten eine regelmäßige hohe Schule, die von St. Marcus, mit 16 Profeſſoren für die 4 Fakultäten beſetzt, worunter ſich einer für die indianiſchen Sprachen zu beſſerer Ver-

breitung des Christenthums befindet. In unsern Tagen sucht man ihren Mängeln, welche in den Zeiten ihrer Gründung zu suchen sind, stets mehr abzuhelfen. So ist zum Beyspiel, ein neues anatomisches Theater errichtet nebst der dazu gehörigen Lehrerstelle.

Auch die Akademische Societät verbreitet viele Kenntnisse, besonders durch die Arbeiten des D. Juan Tafaya. Seit 1778 hat die Botanik dieses von Vegetabilien strotzenden Landes sehr große Fortschritte gemacht. Drei systematische Botaniker, Pavon, Dombey und Ruiz, dort der Linne von Peru genannt, wurden nebst mehreren Naturalisten vom Mutterlande deßhalb herüber gesandt, gleich hierauf auch der botanische Garten in Lima durch die beiden Botaniker Tafaya und Pulgar gestiftet, und einem in der Kräuterlehre vorzüglichen Geistlichen, den P. Gonzales Laguna übergeben, dem zu Ehren eine neue Pflanze Gozaletia dependens benannt. In kurzem erwartet man, als Folge dieser Arbeiten, eine Floram Peruvianam; und selbst der Handel und die Heilkunst müssen hiedurch beträchtlich gewinnen.

Eine zweite Expedition, die des berühmten Weltumseglers D. Alexander Malespina, erweiterte im Jahre 1790 die Kenntnisse von Perus Schätzen der Natur. Die auf dieser Reise mitgenommenen Naturalisten durchsuchten deßfalls sowohl die Küsten als das Binnenland. Mit Recht erwartet man daher die

Reisenachrichten von dieser merkwürdigen aber bis jetzt nur dem Nahmen nach bekannten Reise um die Erde.

Auch die nützlichen und heilsamen öffentlichen Anstalten zur Erhaltung des Volks und zur Verbesserung seines Zustandes sind, so wie die öffentlichen Bauten, beträchtlich vermehrt und verbessert.

Das Collegium von St. Cruze, ein Institut für Findlinge weiblichen Geschlechts, das bereits seit 1654 von einem vermögenden Apotheker de Velasco gestiftet ward, ist seit 1756 sehr verbessert. Eben dies ist der Fall mit der alten Stiftung für männliche Findlinge; und es macht den Einwohnern von Lima in doppelter Rücksicht Ehre, daß dieses Findlingshaus besonders durch seine Buchdruckerei so sehr in Aufnahme gekommen ist. Hiezu hat auch die häufige Lesung des Mercurio Peruviano, einem derjenigen Journale, welches dort die meiste Aufklärung verbreitet, und dem wir diese und mehrere Nachrichten zu verdanken haben, sehr viel beigetragen. Dieß Hospital hält allein stets auf 85 Säugammen. Das große alte Hospital (von 1552) zeichnet sich ansetzt durch Reinlichkeit und gute Wartung der Kranken besonders aus. In dem bösartigen Jahre 1786 wurden über 1500 Kranke aufgenommen; die Kosten stiegen denn über 24000 Piaster; man rechnet im Durchschnitt jährlich auf 1000 darin Genesene.

Seit 1770 hat ein reicher Kaufmann, Guezara, ein neues Hospital für die Armen gestiftet.

Endlich ist das Asylum für reuige Sünderinnen, welches bereits 1669 gestiftet ward, jezt so weit vermehrt und verbessert, daß im Jahr 1791 die gesamte dort erhaltene Anzahl der Individuen, jedoch mit Inbegrif der nothwendigen Dienerschaft, sich über 160 belief. Uebrigens rechnet man überhaupt 15 Hospitäler.

Auch von der weit zu großen Zahl der Mönchs- und Nonnenklöster (der erstern sind über 24, der lezstern, worunter eins den Indianerinnen von gutem Herkommen gewidmet ist) dienen mehrere als Erhaltungs-Häuser für Kranke und Abgelebte beiderlei Geschlechts.

Wiederum zeigen die öffentliche Bauten, die Vergnügungen und Zeitvertreibe der Hauptstadt, die Fortschritte der Civilisation und der Verfeinerung. Lima wird durch vorzügliche Wasserleitungen, die der Reinlichkeit wegen völlig bedeckt sind, getränkt; es hat auch eine schön verzierte Fontaine auf dem großen viereckigten Markt, woselbst die feierlichsten Processionen ihren Umgang haben.

Die Promenade, die der Adel häufig besucht, ist an dem Flusse Lima (eigentlich Rimac so wie vormals die Stadt selbst) gelegen, und besteht aus fünf großen Alleen von Orangenbäumen.

Die Stadt selbst, von fast dreieckiger Figur, hat gerade, weite Gassen; und wenn gleich die Häuser wegen der häufigen Erdbeben nur aus einem Stockwerk bestehen und von Holz gebauet sind, so haben sie dennoch ein hübsches Aeußere, dem das Innere völlig entspricht.

Prächtig sind dagegen die Kirchen, sowohl von Aussen als von Innen. Außer den vielen reich verzierten Oratorien, Eremitagen, Capellen und sonstigen Bethäusern prangt Lima mit 65 großen schöngebaueten Tempeln, deren Inneres von Silber, Gold und Edelgestein strotzt. — Wahrlich eine weit übertriebene Zahl für eine Stadt, die im Jahr 1790, 3941 Häuser und 52627 Einwohner enthielt. Freilich hatte sie durch die Erdbeben seit 1746 sich um 8000 Menschen vermindert; sie kann mithin auch bei dauernder Ruhe wieder beträchtlich zunehmen. Dennoch ist jene Zahl der Kirchen stets viel zu übermäßig. Sie giebt nur Anlaß zum Müßiggang, und zu mancher Intrigue, wovon selbst die Geistlichkeit gar nicht ausgenommen ist; Frezier, Correal und Barbinais le Gentil bringen hievon sehr unerbauliche Beispiele bei. Ueberhaupt giebt hier, so wie in Quito, die Religion zu mehreren Volksergötzlichkeiten Anlaß. Die zu Ehren einiger Heiligen oder an wichtigen Feiertagen gehaltenen Processionen, sind ein Gemisch von Pomp und sinnlosen, oft unanständigen, Farcen. Hierunter zeichnet sich das Fest des heil-

ligen Franciſcus beſonders aus. Der heilige Dominicus, ſein Bild von Gold- und Silberſtoff ſtarrend, ward hiebei von 10 Leuten getragen; es ſollte dem heiligen Franciſcus einen Beſuch abſtatten. Der letztere kam ihm zwar in einer beſcheidenen Mönchskleidung auf dem großen Markt entgegen, allein bei dieſer anſcheinenden Armuth hatte er, außer einem Heiligen-Schein von Silberſtrahlen, eine ſo große Menge goldener und ſilberner Gefäße zu ſeinen Füßen liegen, daß 18 Menſchen genug an dem Ganzen zu tragen hatten. Vier Rieſen, aus Weiden geflochten, ein Weißer, ein Neger, ein Mulatte und ein Indier empfingen die beiden Heiligen beim Eingang der Kirche des heiligen Franciſcus. In ihrer Mitte ſahe man ein idealiſches Ungeheuer, Teraſke genannt, das einen Korb trug, woraus eine Puppe hervorſprang und das Volk mit Sprüngen und Tänzen ergötzte. Hierauf folgten Feuerwerke, Predigten, Tänze, Geißelungen, geiſtliche Lieder; die ganze Tollheit, welche bis in den folgenden Tag dauerte, endigte ſich mit einem Feuerwerk, obgleich es heller Tag war.

Von einer andern Art ſind die Proceſſionen oder öffentlichen Feierlichkeiten bei der Ankunft eines neuen Vice-königs; oder auch bei der Thronbeſteigung der neuen Könige von Spanien; bei deren Geburtstagsfeier u. dgl.

Die Uebergabe der Regierung an den neuen Vicekönig wird äußerlich dadurch hauptſächlich angedeutet, daß der abgehende den ankommenden Vicekönig feierlich

bei ihrer ersten Zusammenkunft einen Stab übergiebt, und hiemit die Regierung an ihn abtritt. Nach einer großen Procession aller hohen Regierungsbeamten und Officiere zur Hauptkirche, und Absingung des ambrosianischen Lobgesanges, wird ein feierliches Hochamt gehalten. Hierauf folgt ein Gastmahl für den ganzen Adel beiderlei Geschlechts, und sodann werden Stiergefechte und andere Lustbarkeiten für das Volk gegeben.

Selbst die Universität läßt es hiebei nicht an öffentlichen Feierlichkeiten mangeln. Sie bestehen in Austheilung der Preise, welche auf die besten Gedichte zu Ehren des neuen Regenten gesetzt sind. Bei Ueberreichung dieser Gedichte macht ihm die Universität noch ein Geschenk von 1000 Piastern.

Bei solchen Gelegenheiten zeigen sich gleichfalls Aufzüge von mehreren indischen Nationen, je nach ihren verschiedenen Nationaltrachten; oftmals freilich nur als Masken von Leuten die dazu gedungen sind, um dem Feste mehrere Abwechselung und ein größeres Ansehen zu geben.

Die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten und Unterhaltungen in Lima bestehen außer den Stiergefechten auch in Hahnenkämpfen. Hierauf setzen die Einwohner der Hauptstadt einen so außerordentlichen Werth, daß man, um die dadurch in vielen einzelnen Häusern entstandene Zwistigkeiten und Vernachläßigung aller Geschäfte zu vermindern, im Jahre 1762 ein öffentliches Gebäude

zu errichten für nöthig fand. Es ist ein hölzernes Amphitheater, in welches man die beiden Kämpfer durch zwei einander entgegengesetzte Eingänge eintreten läßt. Zweimal die Woche wird, außer den Sonn- und Festtagen, diese Ergötzlichkeit erlaubt. Die Preise der einzelnen Sitze sind zwei Realen, die der Gallerie vier, und der Zulauf ist so bedeutend, daß die Richter über die Wetten, nur durch Hülfe des Militärs ihr Amt fehest zu erhalten im Stande sind.

Eine Hauptunterhaltung gewährt aber den Einwohnern ein sehr gutes Theater. Das Haus ist nett und bequem eingerichtet, die Dekorationen sind gut, und mehrere Akteurs würden selbst in Madrid auf Beifall Anspruch machen.

Nur erst nach dem Jahre 1771 sind zwei Kaffeehäuser eröfnet, denen zehn Jahre darauf zwei neue nebst Billardtafeln folgten. Ebenfalls findet man jetzt auch ein Ballhaus, woselbst, wie in den sogenannten Tennis courts von England, bedeutende Wetten geschehen.

Die schönste öffentliche Promenade von Alameda läuft längst dem Flusse Xarama hin. In fünf großen Orangenalleen zeigt sich die Pracht des Adels und seiner Equipagen. Man rechnet über 5000 adliche Equipagen; viele sehr reich vergoldet; jeder Bürger, der es nur vermag, hat gleichfalls eine Kutsche oder Chaise.

Ein einsamer Spaziergang, la Piedra Lisa
wegen der schönen Aussicht auf das herrliche Tha
Lurigancho und zugleich auf den Fluß häufig von
gängern besucht. In dieser einsamen, reizende
gend war es, wo die erste Idee zu der akademisch
sellschaft entworfen wurde.

Um Johannis nehmen jedesmal die Assembleen
dem kleinen Flusse, der von dem Amankaberge
strömt, ihren Anfang. Sie dauern bis zum A
des dortigen Frühlings, bis zum September.
macht hiebei sehr angenehme Excursionen in
blegsgegenden des Amankoes und des St. Ch
eines kleinen Berges, von etwa 900 Fuß Höhe

Geniest Lima die verschiedenen Grade der
Kultur, so zeigt sich gleichfalls der davon fa
trennliche schädliche Luxus.

Wir erwähnten bereits zuvor der prächtige
pagen und den verschwenderischen Aufwand,
besonders bei den Feierlichkeiten zeiget.

Aber auch die Kleidung, besonders die des
Geschlechts, ist übertrieben. Das auffallend
des Anzuges des vornehmen Frauenzimmers
Faldellin. Dies ist ein kurzes Oberkleid o
der über einen ziemlich weiten Reifrock, oder
ihn in einigen Gegenden Deutschlands der N
Sache sehr anpassend nannten, Fischbein-Ro
bis etwas über die Wade herabgeht.

Der Faldellin ist gewöhnlich von dem kostbarsten Zeuge; bald reich gestickt, bald von dem theuersten Sammt u. dgl. Da dies Kleid so weit ist, und so viele Falten enthält, so werden 15 und mehrere Ellen Zeug dazu erfordert; dennoch bedeckt es, wegen seiner Kürze, besonders beim Besteigen einer Anhöhe oder Treppe, das Bein nicht einmal auf eine anständige Weise. Eine so grosse Verschwendung wird mit diesem Kleidungsstücke getrieben, und durch den Reichthum der Stickerei und der Spitzen vermehrt, daß, obgleich ein Faldellin oft fünf und mehr hundert Thaler kostet, dennoch fast bei jedem grossen Feste ein neuer, oftmals unter lauten Klagen des Mannes, angeschaft werden muß. Die bei einem solchen Anzuge aufgewendeten kostbaren Spitzen, womit man sogar die unter dem Faldellin hervorhangenden Unterröcke reichlich besetzt, betragen zuweilen weit über 1000 Thaler.

Das Frauenzimmer ist schön. Bei vieler natürlichen Farbe, feurigen Augen und den reichsten schwarzen, bis zum Gürtel hinabreichenden Haaren, hat es dennoch die schädliche Gewohnheit, sich mit Arsenikkalch zu schminken. Es treibt hiebei den Aufwand mit Juwelen und Perlen erstaunlich weit. Von letzteren sind die Damen deshalb besonders sehr, grosse Liebhaberinnen, weil sie bei ihrem schönen Colorit und dunkeln Haaren eine treffliche Wirkung hervorbringen. Daher

ſieht man oftmals ſelbſt bürgerliche Frauen, deren geſamter Anzug über 20000 Thaler werth iſt.

In keinem Lande halten die Damen ſo ſehr auf ſchöne Arme, beſonders aber auf einen ſchönen Fuß. Schon von der früheſten Kindheit an zwängen ſie, faſt wie die Chineſen, den Fuß in den kleinſten Schuh! die Schuhe ſelbſt ſind oft ſehr theuer; durch Stickerei in Silber und Gold ſteigt ein Paar mehrmals auf 10 Piaſter. Jährliche Rechnungen von ein Paar hundert Thaler für Schuhe, ſind ſelbſt unter der Mittelklaſſe nicht ſelten. Vornehmes oder ſehr reiches Frauenzimmer erhöht dieſe Koſten aber unendlich durch Schnallen mit edlen Steinen, oft ſelbſt mit Brillanten beſetzt.

Der Strumpf iſt gewöhnlich von weißer Seide, um das Bein und deſſen Schönheit deſto deutlicher zu zeigen. Denn ein Spanier in Peru überſieht eher ein minder ſchönes Geſicht, als einen fehlerhaften Fuß.

Der Tanz iſt auch daher eine der vorzüglichſten Ergötzlichkeiten, beſonders da er die ſchönſte Gelegenheit zur nähern Bekanntſchaft und zur Intrigue an die Hand giebt. Klima, Wohlleben und Müßiggang bieten hier alles auf zur ſinnlichen Liebe. Der übermäſſige Aufwand des Frauenzimmers erſchwert aber jedem, der nicht zu den Opulenten gehört, die Ehe. Deshalb findet man hier am häufigſten Winkel-Ehen und unterhaltene Mädchen; ja in vielen Städten von Peru iſt

nichts gewöhnlicher als selbst die Geistlichen öffentlich ihre Kinder anerkennen zu sehen.

Hoch kultiviren die Schönen von Peru den Geruch. Die wohlriechenden Blumen im Zimmer und der Blumenstraus machen bei ihnen einen wichtigen Punkt ihres Daseyns. Der Punchero de flores, das Bouquet, welches den Busen zieren soll, erfordert ein eigenes Studium. Lima hat eine eigene Straße, Calle del Peligro, vormals wegen der Freudenmädchen berühmt, in welcher jetzt der größte Blumenhandel die Damen und ihre Anbeter täglich versammlet. Gelbe Lilien, Blüthen der kleinsten Orangen, Aepfel und Pfirsichen, Hyacinten, Rosen, Anemonen u. s. w. bilden hier mit der wohlriechenden Chirimoya auf das künstlichste zusammen gestellt, Bouquets, die oftmals mit drei Piaster bezahlt werden. Fügt man ihnen gar die treffliche, seltene Axiruma hinzu, dann steigt der Preis eines einzigen Blumenstrauses zuweilen auf 10 Piaster!

Die Natur befriedigt indes die verwöhnte Peruanerin nicht; sie bestreicht ihren Strauß mit Ambra oder übergießt ihn mit den stärksten wohlriechenden Wassern!

Diese zu weit getriebene Sinnlichkeit des Frauenzimmers wirkt auch auf das männliche Geschlecht. Lima hat eine Menge Petit maitres, Jüngtinge, weiblich in ihrem Gange und Betragen mit fein gekräuselten Haarlocken, vom Kopf zu Fuß von Ambra duftend, ist ihr Tagesgeschäft nur Musik, Tanz, Intrigue und Putz.

Eine solche Lebensart, vorzüglich aber der Aufwand des Frauenzimmers würde noch übelere Folgen haben, wenn nicht selbst der Adel sich durch Handel aufrecht erhielte; denn hier setzt ihn das Geschäft eines Kaufmanns auf keine Weise herunter.

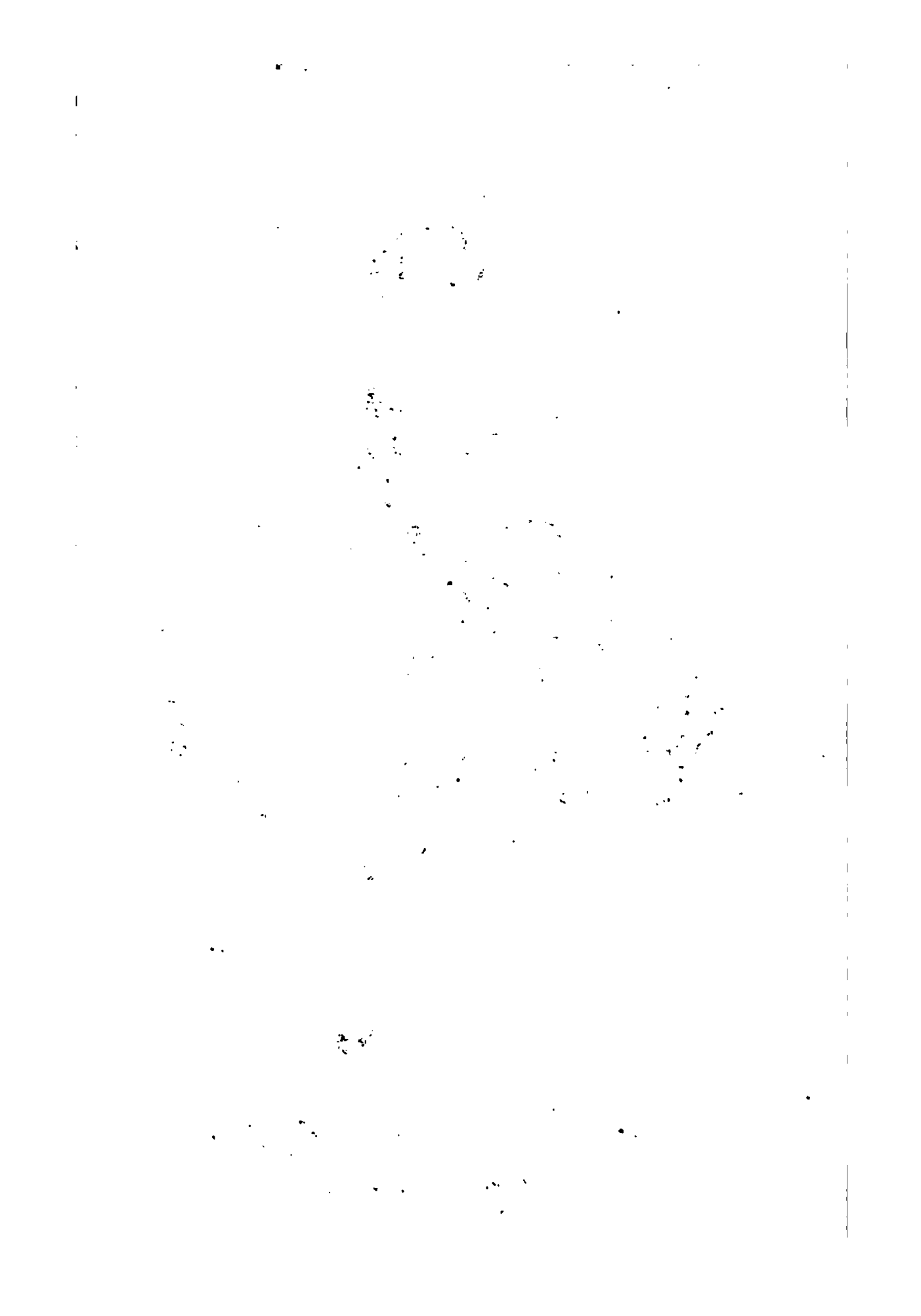
Das Innere der Häuser entspricht eben so wenig dem Anzuge der Einwohner, als der Aufwand ihrer Tafel; denn beides ist mäßig.

Die Unterhaltung ist dagegen angenehm und lebhaft. Besonders zeigt sich das Frauenzimmer sehr geistreich, und es erhöhet diesen Werth durch Kenntniß in der Musik und oftmals durch eine schöne Stimme.

Von den übrigen Städten dieses trefflichen Landes verdienen noch vorzüglich Quito, Cusco und Guajaquil einer besondern Erwähnung.

Die Einrichtung und die Sitten der Bewohner von Quito weichen im Ganzen nicht sehr von denen in Lima ab. Auf der höchsten Fläche der Erde und an den Abhang des Vulkans Pichincha gelehnt, ist Quito's Lage einzig und äußerst pittoresk. Allein sie hat daher krumme Gassen und viele Gebäude ruhen auf Schwibbögen. Equipagen und anderes Fuhrwerk fällt eben daher hinweg; dagegen zeigt das Frauenzimmer seinen Luxus in Tragsesseln und Sonnenschirmen, die von Bedienten getragen werden. Der regelmäßige, mit schönen Gebäuden umgebene Marktplatz hat gleichfals einen vorzüglichen Springbrunnen. Die Haupt- und Kloster-

Dienstmagd in Lima,
ein Quarteron.



Kirchen sind hier von außen und innen nicht minder prächtig, als in Lima. Leider haben beide Städte noch ein Inquisitionsgericht; die höhere Kultur hat indeß ihre Schädlichkeit bereits sehr vermindert.

Der Anzug ist bei dem Frauenzimmer, so wie die Lebensart und die Vergnügungen, ziemlich dem von Lima ähnlich. Die Indianerinnen tragen sich einfach; die Mestizen und Quarteranas, welche Bediente in den Häusern sind, haben dagegen schon einen besseren Anzug *). Die Einrichtungen der Neger haben in diesen Kolonien Spaniens manches Eigene, das hier schon einer Erwähnung werth ist.

Die Negern der vielartigen Stämme und oft sehr weit von einander gelegenen Länder, welche aus Afrika in diese Kolonien eingeführt werden, haben sich selbst in 10 verschiedene Kasten oder vielmehr Nationen getheilt. Die Benennungen dieser Nationen sind theils von ihrem Vaterlande, theils von den Ländern hergenommen, auf welchen sie hieher nach Peru verschifft wurden. Außer den Negern, die nach afrikanischen Regionen genannt sind, findet sich daher auch eine Abtheilung Neger, die sich Neuländer nennt, weil die früheren wohl aus Terre Neuve eingeführt seyn mögen.

Jeder dieser Neger-Nation steht ein eigener, von ihnen selbst erwählter Chef, ein Oberhaupt, vor, dessen

*) M. s. das Kupfer.

Willensmeinung sich jede Nation in allem unterwirft, was die innere Regierung ihrer Verhältnisse unter einander betrift. Allein auf alles, was nur einigen Bezug hat, auf ihren Dienst als Sklaven ihrer jetzigen Herren, seyen sie Spanier oder Creolen, hat die Regierung dieses Neger-Oberhaupts nicht den mindesten Einfluß. Für den ruhigen Beobachter ist es daher eben so seltsam als merkwürdig zu sehen, wie ein solches von seiner ganzen Nation gleich einem Souverain verehrtes Oberhaupt, wenn er Morgens um 2 oder 3 Uhr die ihm sich unterworfene Nation auf das Feld hinaus führt, um eine Wiese zu mähen, oder sonst eine Feldarbeit zu verrichten, auf einmal von dem Negeraufseher des Herrn der Sklaven zu so viel Peitschenhieben verdammt wird, ohne daß dennoch sein Ansehen im mindesten bei seiner Nation gefährdet würde.

Aus diesen Chefs der einzelnen Nationen (Capataces) werden denn zwei große Oberhäupter oder Regenten gewählt, welchen alle jene Kasten unter einander unterworfen sind.

Diese Wahl geschieht mit vielen Feierlichkeiten. Die Chefs der einzelnen Kasten sind stets die dem Jahren nach ältesten Neger, und jedes Wahlherrens Nahme wird in einem eigenen Buche aufbewahrt.

Jeder einzelne Neger zahlt jährlich ein Real, etwa 8 bis 9 Gr.; hingegen erlegen die Chefs 10 Piaster. Dies Geld wird verwendet, zum Theile auf den Wohl-

dienst der heiligen Jungfrau Maria (denn die Neger werden hier als Christen angesehen), ferner für Erfrischungen, die man unter die Mahlzeiten austheilt, so wie zu den Feierlichkeiten bei religiösen Festen und Aufzügen. Besonders wichtig ist unter letztern das Fronleichnamsfest. Bei dieser Procession erscheinen die Neger, nach ihren Stämmen oder Casten vertheilt, mit einer Fahne, und einem Thronhimmel, unter welchem der König und die Königin jeder Nation, mit dem Scepter in der Rechten und einem Stabe oder einem andern Instrumente in der Linken.

Die ganze Procession bildet eine furchtbare Maskerade. Teufel, Schlangen, Tieger, behaarete und befiederte Ungeheuer werden vorgestellt. Jeder Neger ist mit Bogen und Pfeil bewaffnet; vormals sogar mit Schießgewehr, wegen davon zu befürchtendem Mißbrauch ist dies anjetzt verboten.

Sie geben hiebei Vorstellungen von ihren Angriffen und Schlachten. Das dabei erhobene gräßliche Kriegsgeschrei, die furchtbaren Gesticulationen und Mienen bringen, bei ihren scheußlich angestrichenen Gesichtern, ein schaudererregendes Gemählde hervor, welches durchaus der religiösen Feier dieses Tages zuwider läuft.

Freilich zielen diese Feierlichkeiten bei den Negern, nicht sowohl auf Religiosität als auf Ergötzung ab: Sie sind nur die Vorläufer großer Lustbarkeiten, öffent-

licher Gastmähler und Tänze; denn hiemit beschließen diese mit einander.

Jede Nation hat hiezu ihr eigenes Versammlungshaus. Bei diesen Versammlungen hat denn das Oberhaupt jedesmal den Vorsitz; unter ihm die Wahlherren oder der Senat; und es ist höchst merkwürdig, wie eifersüchtig diese, allem Druck und aller Erniedrigung ausgesetzten Menschen auf den mindesten Unterschied, in Rücksicht ihres Ranges, des höhern oder niedern Sitzes u. dgl. sind.

Selbst der verkäufliche Sklav ist mithin von der Eitelkeit des Ranges angesteckt, wer verzeiht daher diese Thorheit nicht dem freien Menschen?

In den ersten Stunden der Versammlungen werden die innern Angelegenheiten jeder Nation abgethan, z. B. die Geldcontributionen, die Zwistigkeiten zwischen Eheleuten oder sonstige Streitigkeiten; die Regulirung wegen der zweiten Ehen der Witwen oder Witwer. Alles dies wird mit höchster Ernsthaftigkeit und Würde betrieben. Nach Beendigung dieser Geschäfte ist es bewundernswürdig, wie eben diese ernsthaften Menschen blitzschnell zu der größten Ausgelassenheit hinübergehen.

Tanz und geräuschvolle Musik beginnt sofort, oft auf eine eben so wilde als unanständige Weise.

Ihr Hauptinstrument ist die Trommel; ein hohler Cylinder, oft vertritt nur der Kinnbacken eines Pferdes mit losen Zähnen, mit einem Stocke geschlagen ihre

Stelle; das Blasinstrument hiebei ist aber eine Flöte, die, so wie auf einigen Süd-See-Inseln, durch die Nase geblasen wird. Ein Instrument, welches einigermaßen melodisches genannt werden kann, ist aber die sogenannte Marimba. Sie besteht aus mehreren dünnen Hölzchen, die aus einigen getrockneten Calebassen hervorlaufen und auf einem hölzernen Bogen ruhen. Sie werden mit kleinen Stöckchen geschlagen, etwa wie unsere Strohfiddel.

Cusco, sonst die Hauptstadt des Reiches der Yncas, ist auch noch jetzt in mehreren Hinsichten ein bedeutender Ort.

Diese Stadt, sie hält jetzt etwa 18 bis 20 tausend Einwohner, ist zwischen zwei Bergen gelegen, wovon der eine durch seine vielen Quellen die reiche Ebene treflich bewässert.

Der Fluß Yukay rieselt an dem zweiten Gebirge von minderer Höhe und erhöhet die Anmuth des nach ihm genannten Thales. Schon zu Zeiten der Inkas war dies Thal, als der reizendste Fleck der Provinz, von den Königen sehr geschätzt, und jetzt haben der Erzbischof von Cusco nebst einigen Großen fast ausschließlich ihre Landgüther darin.

Cusco besitzt schön gebauete Kirchen und andere öffentliche Gebäude; hat auch fast eben die Größe als Lima. Sie ist aber noch berühmter wegen der Ruinen der ehemaligen Festung der Ynkas. Die Ueberbleibsel

der Mauern sind Zeugen von der außerordentlichen Anstrengung der alten Amerikaner, wodurch sie die ungeheuersten Steinmassen, ohne mechanische Kenntniß, beweglich machten.

Hier war dann, an eben der Stelle, wo selbst sich jezt ein Dominikanerkloster befindet, jener wegen seiner Pracht und seiner Reichthümer so hoch geschäzte Tempel der Sonne. Die Monstranz soll jezt eben die Stelle einnehmen, wo man vormals ein ungeheueres Bild der Sonne von dichtem Golde verehrte. Es bedeckte fast die eine ganze Wand des Tempels, welche, wie die übrigen drei, selbst mit Gold überzogen war. Auch bot sich dieses edle Metall gerade in diesem Theile von Peru sehr reichlich dar. Garcilasso bezeugt, daß man in dem dieser Stadt benachbarten Thale Callahuaya Goldklumpen von der Größe eines Menschenkopfs gefunden habe, und noch in unsern Tagen sollen die dortigen Gold- und Silberminen eine reiche Ausbeute geben.

Ein gleichfalls merkwürdiger Sonnentempel fand sich unweit Quito; allein ein noch reicherer war der des See's Titicaca. Dieser See liegt (von S. W. nach N. O. zwischen den 16. und 18. Graden der Breite) südlicher als Cusco, im Gebiet von Buenos Ayres, und ist von Gestalt unregelmäßig oval. Er ist der größte See in Südamerika; man giebt seine größte Länge auf 60 Meilen an, seine Tiefe soll an einigen Orten

70 bis 80 Klafter betragen (Ulloa). Es strömen mehrere kleine Flüsse hinein; in Süden ist er aber durch den Fluß Desa guadero mit dem kleinen See Paria oder de los Aulagas verbunden. Der See Titicaca ist seines trüben Wassers ungeachtet sehr fischreich; Helms fand eine dortige Quappenart sehr schmackhaft. Unweit der westlichen Küsten laufen die hohen Gebirge fort, und diese sind sehr reich an edlen Metallen, allein wegen Unkunde liegen mehrere bedeutende Erzgänge ersoffen, unbenutzt. (Helms.)

Unter mehreren Inseln des Sees ist besonders diejenige am westlichen Gestade merkwürdig. Auf ihr stand der berühmteste Tempel der Sonne, zum ewigen Andenken des dort von der Sonne hinversetzten ersten Ynka, Manco Capac und seiner Schwester und zugleich Gemahlin, Mama Orello Huaco. Von hieraus fingen diese beiden Gesandten des Gottes von Peru an, die bisher barbarischen Völker zu civilisiren, ihnen Gesetze zu geben und sie zum Ackerbau anzuführen.

Der Tempel glänzte aber nicht nur, wie der in Cusco von innen durch die großen Gold- und Silberplatten seiner Wände, auch von außen sahe man erstaunliche Schätze an Gold und Juwelen dort aufgehäuft. Die Indianer wallfahrteten nämlich hieher als nach ihrem Mecca, Jerusalem oder Loretto. Sie brachten der Stätte des Ursprungs ihrer Religion und zugleich ihrer Civilisation kostbare Geschenke.

Als aber die Spanier, bei der Eroberung von Peru, eine den Indianern unbegreifliche mit höchster Grausamkeit begleitete Wuth nach Gold und Silber zeigten, warfen die Indianer aus Furcht und Zorn diese großen Schätze des Tempels dieser Insel in den See Titicaca; und alles Nachstörens ungeachtet, ist es bis jetzt vergeblich gewesen, sie wieder heraus zu fischen.

Endlich verdient Guajaquil (Königr. Quito) als ein in mehreren Rücksichten wichtiger Ort dieses Theils der südamerikanischen Provinzen Spaniens einer besondern Anzeige.

Nur fünf Meilen (lieues) vom Meere (2° 11′ 21″ südl. Br.) an dem fischreichen Flusse Guajaquil, der durch den weiter aus den Andes herabströmenden Daule verstärkt und fahrbar worden ist, kann man diesen Ort als den Stapelplatz des Handels von Panama und Lima ansehen.

Die Abtheilungen der Stadt (die alte und neue) sind durch eine Brücke verbunden, und wenn gleich der Boden, worauf die neue Stadt ruhet, im Winter wegen der Nässe kaum betreten werden kann, so ist Guajaquil dennoch ein hübscher Ort, von etwa 20 tausend Menschen aller Art bewohnt. Sie haben sich in mehrere Fahnen, ihrem Range nach, vertheilt; und hienach sind sie bei Gefahr die Vertheidiger ihres Vaterlandes. Die Fahne der Fremden ist am zahlreichsten; sie besteht aus Europäern.

Hiebei ist es dann der geographischen Lage des Landes zufolge schwer zu erklären, warum die Kinder, die diesen Europäern dort geboren werden, nicht nur vorzüglich schön, sondern blond sind, und selbst ihre Eltern, die Spanier, an Weiße der Haut übertreffen.

Freilich gilt dies nicht von den Indianern selbst; indeß sind auch die Indianer in Guajaquil von Farbe viel lichter, weit weniger dunkel gefärbt, als die der umherliegenden Länder, oder die der übrigen Provinzen von Quito. Wollte man auch die Feuchtigkeit der hiesigen Atmosphäre zur Erklärung dieses Phänomens zu Hülfe rufen, so machten dennoch mehrere Theile des umher liegenden Landes hierauf gleichen Anspruch. Vielleicht hindern die im Osten von Guajaquil laufenden Andes der Cordilleren, die heißen Winde des übrigen Continents; oder kühlen die hiesige Atmosphäre ihre Schneekorpen? Vielleicht hat die uns nicht hinreichend bekannte Natur des Erdbodens und der Gewässer einen besondern Einfluß auf die Erdprodukte und daher auf die Nahrungsmittel des Menschen; genug, die Sache ist faktisch, und eben wegen der Unerklärbarkeit merkwürdig.

Die Ufer des Flusses Guajaquil, an welchem die Stadt gelegen ist, sind mit angenehmen Landhäusern besetzt. Freilich ist ihr Bau selbst sehr zerbrechlich; denn das Gebälke besteht nur aus dem leichtesten Holze oder aus Rohr; das untere Stockwerk ist sogar allen

Winden offen, es hat nur Pfosten ohne Wände. Dies ist bei dem schlammigen, steten Ueberschwemmungen ausgesetzten Boden nothwendig. Indeß dient dieser Raum in trockner Zeit als Magazin. Man führt die Sachen und Waaren von einem Hause zum andern auf eigenen kleinen Kähnen von so leichter Bauart, daß jeder, der daran nicht gewöhnt ist, verunglücken würde. Dennoch wagt sich selbst ein einziges junges Mädchen darin. Zu ihren größeren Fahrten haben sie aber Fahrzeuge von einer andern, gleichfals ganz eigenen Art. Es sind Balsen oder Flößen, deren wir bereits bei der Beschiffung des Pungo erwähnt haben; allein die Balsen von Guajaquil haben außer dem Ruder sogar Segel, eine den europäischen Flößen durchaus fremde Einrichtung.

Diese Balsen, nur mit Lianen zusammen gebundene Balkengestelle, tragen dennoch bis 500 Centner, und es ist allerdings zu bewundern, wie die Indianer eine an sich so ungeschickte Maschine fast in jeder Richtung zu wenden verstehen.

Allein was kann man nicht von Leuten erwarten, die sich selbst bei ihren Fischereien mit dem Netze, auf einem einzigen Balken dem Wasser anvertrauen?

Die Einwohner von Guajaquil sind überhaupt durch ihre Lage bereits zu Fischern und Schiffern geboren. Der Ort selbst ist der Landungsplatz für Peru, Terra-

ſirma und Guatimala, und ihr Handel mit Cacao, Holz, Salz, Baumwolle und Vieh iſt beträchtlich.

Unter mehreren Häfen beſuchen ſie ſehr häufig den der in dem Buſen von Guajaquil gelegenen Inſel Puna.

Dieſe Inſel, von etwa 24 Seemeilen im Umfange, iſt in mehreren Rückſichten bemerkenswerth. Sie war von jeher wegen ihrer groſſen Fruchtbarkeit und wegen der Geſchicklichkeit ihrer Einwohner im Schiffbau, in der Fiſcherei, und wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Schon die Ynkas hatten Mühe, ſie zu überwältigen, und ihre Gegenwehr gegen den groſſen Räuber, den Baſtard Franz Pizarro, gab ihm Anlaß zu einem allgemeinen Blutvergieſſen unter den Inſulanern. Die Geliebte dieſes ſpaniſchen Abentheurers, Capillana, hatte nach deſſen Ermordung den bigotten Unmenſchen, den Mönch und nachmaligen erſten Biſchof von Peru, Valles Viride, (er war es, der die Spanier zum Niedermetzeln der friedlichen Indianer bei Caxamaria und zur Gefangennehmung des Ynka Atahualpa anfeuerte) zu ihrem Geliebten! Nach der Ermordung des Pizarro flüchtete er auf die Inſel Puna; allein auch dieſer Böſewicht kam elendiglich um; er ward hier mit Keulen erſchlagen. Seine Geliebte zog ſich darauf nach Puna zurück; man zeigt noch jetzt dort ihr Grab.

Bis zu unſern Zeiten findet man auf der Inſel wichtige Koſtbarkeiten, welche von den Indianern dort verſteckt wurden.

Einige Meilen von Puna liegt die kleine Insel St. Clara; sie ist ohne Bewohner, und diente vormals den Einwohnern von Puna zu einem allgemeinen Begräbniß-Platze ihrer Todten.

Weiter nach Süden beschließt den großen Meerbusen von Guajaquil auf dem festen Lande das, wegen seiner Alterthümer, wegen seines Flusses und wegen der dort zuerst anhebenden Eroberung von Peru, gleich berühmte Tumbez.

Hier war es, wo Franz Pizarro, der Verheerer von Peru, im Jahre 1526 zuerst landete. Wenn die Indianer die neuen bärtigen Menschen bewunderten, die mit ihren Caziken zuerst friedlich unterhandelten; so erstaunten dagegen die Spanier mit gierigen Augen über den Reichthum der Schätze des Sonnentempels, des Klosters der Sonnenjungfrauen, und über die hieselbst von dem berühmten Ynka Huayna Capac von Stein erbauete Festung und Paläste.

Huayna Capac, der vorletzte Ynka, hatte Puna und Tumbez bezwungen, und die Treulosigkeit der Einwohner gegen sein Heer mit Großmuth übersehen. Er legte aber in Tumbez eine Festung an, um sowohl diese Länder, als die gegenüber gelegenen Punaer im Zaum zu halten.

Dieser Ynka war es, der dem Oberpriester der Sonne die berühmte Antwort ertheilte, die seinem Verstande desto mehr Ehre macht, je eingewurzelter und je stärker

auf Familien-Größe das religiöse Vorurtheil, daß die Sonne der Vater der Ynkas sey, gegründet war.

Die Idee ihres Ursprungs hatte es den Ynkas zum Gesetz gemacht, niemals die Augen gegen die Sonne aufzuschlagen; sie hielten es der Ehrfurcht, die sie ihrem göttlichen Vater schuldig waren, durchaus zuwider: Huayna Capac richtete einstens am großen Sonnenfeste Raymi demungeachtet seine Augen auf die Sonne, und gerieth in tiefes Nachdenken über das herrliche Gestirn.

Mit Schauder vor schwerer Ahndung erinnerte ihn der Oberpriester an seine Schuldigkeit, „bedenke, sagte „er, daß Du gerade an dem heutigen Tage durch die „Hintansetzung Deiner Pflicht, öffentlich den Unterthanen ein böses Beispiel giebst."

Ruhig legte hierauf Huayna Capac dem Oberpriester (selbst aus dem Geblüte der Ynkas) folgende Frage vor.

„Ihr erkennet mich mit einander für euern Herrn „und König; würdet ihr es daher wohl wagen, mir „aufzulegen, mich von meinem Thron zu erheben, und „eine große Reise anzutreten? Würde dagegen nicht jeder von Euch, selbst keinem von meinen mächtigsten „Vasallen ausgenommen, auf meinen Befehl sich sogleich aufmachen und nach irgend einer Richtung von „hier eine weite Reise beginnen?"

Als der Oberpriester beide Fragen, der Natur der Sache gemäß, beantwortet hatte, fuhr Huayna Capac fort:

„Nun dann so sage ich Dir, daß dieser unser Va„ter, die Sonne, nothwendig von einem weit mächtig„ern Herrn abhängig seyn muß; dieser ertheilt ihm „sicher den Befehl Tag und Nacht seinen Lauf ununter„brochen um die Erde zu vollenden; denn wie würde „die Sonne, wäre sie der oberste Herr der Natur sich „niemals in Ruhe finden?"

Wenn man annimmt, daß die von der Sonne abhängigen wichtigsten Veränderungen auf unserer Erde, die Tages- und Jahreszeiten, die Wärme und Kälte, das Wachsen und Gedeihen aller organisirten Wesen, dem unkultivirten Menschen dies zugleich durch seine Größe und Schönheit blendende Gestirn, gleichsam unwillkührlich zu seinem Gott aufdringt, dann muß man die Geistesstärke des nicht bloß in diesem Wahn erzogenen, sondern durch die Idee seiner daher geleiteten individuellen Abstammung dafür interessirten Yuka, desto höher schätzen.

Er hatte denn auch hier in Tumbez, nach Uebermältigung dieser Provinz, kostbare Sonnentempel, so wie auch ein Kloster für Sonnenjungfrauen, angelegt.

Es bleibt stets merkwürdig, daß auch diese Idee des Kultus der alten Welt, die Gottheit durch reine, keusche Jungfrauen bedienen zu lassen, in der neuen Welt statt fand. Wir finden sie sowohl in Mexico, als in Peru; also in den beiden regelmäßig eingerichteten Staaten von Amerika.

Allein in Peru ſahen dieſe Sonnenjungfrauen den Veſtalinnen deshalb weit ähnlicher, weil ſie viel ſtrenger bewacht, und viel heiliger gehalten wurden, und weil ſich gewöhnlich ihre Weihe auf den größten Theil ihres Lebens erſtreckte. In Mexiko hingegen konnten ſie ſich nach wenigen Jahren ihres Gelübdes wieder entſagen. Dagegen fand man hier gleichfalls Jünglinge, welche das Gelübde der Keuſchheit ablegten; ſie hatten in ſo fern mit unſern Bettelmönchen etwas ähnliches, daß ſie zugleich nur allein von Almoſen lebten.

Uebrigens liegt in der Sache ſelbſt der ſtets auf die Natur des Menſchen gegründete Gedanke, dem höchſten Gott auf die reinſte, untadelhafteſte Weiſe zu dienen. Und ſo mußte ein ſolcher Gottesdienſt in jedem Theile der Welt entſtehen, wo man ſo weit gediehen war, Gott ſelbſt als das reinſte, heiligſte Weſen anzuſehen und zu verehren.

Auch von dieſem Tempel der Sonnenjungfrauen iſt in Tumbez jetzt außer einigem Gemäuer eben ſo wenig übrig, als von den Feſtungen und übrigen Anlagen der Yukas.

Der Fluß gleiches Nahmens macht gleichſam eine natürliche Gränzſcheidung zwiſchen Quito und Peru aus. Er iſt für kleinere Fahrzeuge ziemlich weit fahrbar und ſeine Ufer ſind gut bewohnt. Der ſchöne Landſtrich von Tumbez an bis nach Lima und den Andes

wird gewöhnlich nur im Allgemeinen das Thal (Valles) genannt.

Wir beendigen Peru nach vorhergegangener Anzeige einzelner Merkwürdigkeiten mit einigen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand seines Handels.

Je genauer uns die Topographie dieses Landes bekannt wird, desto größer zeigt sich dessen innerer Werth. Man entdeckt nicht nur die herrlichsten, bis jetzt nutzlosen Landschaften, sondern zugleich Verbindungen durch Flüsse, die, indem sie den Betrieb und Umsatz seiner reichen und vielartigen Produkte erleichtern, dereinst einen drei- und vierfach so volkreichen und im Wohlstand lebenden Staat prophezeihen.

Freilich ist der Boden von dem eigentlichen Peru durch die ungeheuren Gebirgsketten so zerschnitten, so zum regelmäßigen Ackerbau im Ganzen unbrauchbar gemacht, daß selbst der anhaltendste menschliche Fleiß daran scheitern würde. Indeß ist dies einmal nur der Fall bei dem zwischen dem Meere und den Zweigen der östlichsten Andeskette gelegenen Erdstrich, denn wir sahen, daß die großen Gebiete der Maynas, so wie der weiter stromabwärts gelegenen flachen Länder, die vorzüglichen Anlagen zum Ackerbau darboten; und sodann zeigen sich selbst in diesen Andes noch herrliche Parthien, Thäler, die, wenn gleich von schroffesten Gebirgen durchkreuzt oder gar eingeschlossen, auf die reichsten Pflanzungen Anspruch machen können.

Hieher gehört z. B. das groſse angenehme Thal Vitoc, unter 11 Gr. einige 30 Min. ſüdl. Br. und 302¼ Gr. öſtl. L. von Ferro gelegen; das gegen Weſten an die Intendantſchaft Tarma gränzt.

Mehrere ſehr bedeutende Flüſſe (z. B. der Maranocha, Uchobamba, Monobamba, Chancamayo, Maxapnioc) umgeben, und durchſchneiden dieſen herrlichen Landſtrich. Er beſteht bei der Nähe der Gebirge aus groſsen Vertiefungen, Schluchten (Quebradas) die zuſammen ein Thal von einigen 40 Quadratmeilen bilden, das mit Recht bis zum Anfange des achzehnten Jahrhunders, als eine reiche Kornkammer für die angränzenden Provinzen angeſehen ward; denn man erndete dort im Jahre dreimal.

Dieſer Werth wird noch dadurch erhöhet, daſs Vitoc einer milden Temperatur genieſst, und faſt gar nicht von jenen Blutſaugern leidet, die die Berg-Nachbarn plagen, von den Muſquitos. Dieſe Gründe hatten die Spanier bewogen, hier drei Städte zu erbauen, Sibis, Pucara und Colla.

Bald ſtand aber dieſem Wohlſtande ſein völliger Untergang bevor. Ein frecher Peruaner, Johann Santos, entfloh im Jahre 1742 zu den wilden Stämmen der umher wohnenden Indier, um ſich der Todesſtrafe, wegen eines Mordes, zu entziehen. In Cuzco geboren, gab er ſich für einen Abkömmling der alten Inkas aus; nahm den Nahmen Juan Santos Atahualpa an; ver-

sammelte, unter dem Vorwande als ein solcher sein Vaterland zu rächen, und das alte Peru wieder herzustellen, mehrere tausend Indianer, und überfiel hiemit von dieser Seite die spanischen Kolonien.

Die Ankündigung eines so unerhörten, großen Unternehmens brachte bald viele indische Volksstämme auf die Seite des neuen Atahualpa. Die spanischen Besatzungen der dortigen Städte waren schwach und schlecht disciplinirt. In kurzer Zeit hatte der sogenannte Inka 25 Städte und Ortschaften der Spanier verheeret. Der brave Gouverneur des Hauptorts Quimiri kam selbst bei dessen Vertheidigung um; die Spanier sahen sich genöthiget eine Schutzgrenze aufzuwerfen und sie durch mehrere hie und da errichtete kleine Forts zu verstärken.

Durch den Verlust des fruchtbaren Thals von Vitoc stieg der Mangel in allen umliegenden Ortschaften sehr hoch; denn das an den benachbarten Gebirgen angebauete Korn gerieth wegen der Kälte nur selten.

In dieser traurigen Lage unternahm D. J. Maria de Galves, Gouverneur der Intendantschaft Tarma, mit eben so vielem Muth als Klugheit die Wiedereroberung des reichen Thals. Nach mehrjährigen harten Anstrengungen ist es ihm endlich gelungen, das wiedereroberte Vitoc einigermaßen von neuem anzubauen. Schon erndtete man dort (1790) wiederum dreifach den Maiz, den Cacao, die Coca, die Baumwolle und

andere wichtige Bedürfniſſe des Lebens, und mit dem Ackerbau nimmt die Bevölkerung ſehr beträchtlich zu.

Ein anderes Beiſpiel reicher, für Peru mit größtem Gewinn anzubauender Landesſtrecken, gewährte vorhin (Seite 54.) die Ebene Pampa del Sacramento; auch giebt das gleich an Peru gränzende Gebiet von Tarija hievon ein ähnliches Zeugniß.

In den Zeiten der Eroberung von Peru richtete einer der Hauptleute der Pizarren, Franziscus Tarija, aus Sicilien, ſeine Entdeckungen beſonders nach den öſtlichen Gegenden von Peru.

Er kam, nach Ueberſteigung der Andes (gegen den 22ſten Grad ſüdl. Br. und 47 Gr. weſtl. Länge von Ferro) in ein Thal, deſſen ruhige Einwohner das Joch der Yncas nicht kannten.

Die Schönheit des Himmels, die Fruchtbarkeit der Erde, die mannichfaltige Vegetation, die treffliche Bewäſſerung, alles lud ihn ein, ſich hier niederzulaſſen. Zwar iſt dies Etabliſſement nachmals ſowohl von Portugieſen, als auch von den wilden Chirihuanos, einer Völkerſchaft von Paraguay *) heftig angefallen. Dennoch hat man durch Ausdauer endlich mehrere Ortſchaften erbauet, wovon St. Bernardo di Tarija die wichtigſte iſt.

*) Man ſehe weiter unten die Beſchreibung dieſes Volks.

Die vornehmsten Flüsse sind der Tarija, der Toropaica und St. Juan, die mit dem Pilcomayo und Vermejo von Paraguay in Verbindung stehen.

Die Lage dieses Thales ist besonders für den von den Cordilleren gegen Osten dazu hinabsteigenden Beobachter auffallend. Er tauscht nämlich plötzlich Schneekoppen, kalte unfruchtbare Heiden, kahle Felsen, gegen den sanftesten Himmel, und einen Boden um, der von der schönsten Vegetation strotzt, der Waizen, Mais, Flachs, Recoleta genannt, so wie den Paraguay-Thee erzeugt; bei Augustura, Mesericordia und an andern Orten zeigen sich ihm sogar die schönsten Trauben, woraus man einen treflichen Wein in solcher Menge gewinnt, daß außer der binnenländischen Consumption eine beträchtliche Menge ins Ausland, als Handelsprodukt verführt wird.

Die reichen Wiesen bieten zugleich eine sehr starke Viehzucht dar. Jährlich rechnet man, daß auf zehntausend Stück Hornvieh in die benachbarten Erzgebirge von Potosi und la Plata, theils zur Nahrung, theils zur Lederarbeit verhandelt werden.

Wie wird dereinst der Werth dieses Landes zunehmen, wenn die umher wohnenden wilden Chirihuaner sich endlich ihres noch reicheren Bodens als ruhige Landbauer bedienen?

Daneben ist die Nachbarschaft von Tarija durchaus nicht arm an Mineralen. Aus einigen Seitenästen der

Cordilleren erzielt man hier jährlich gegen 60 tausend Mark Silber, und auf 100 tausend Piaster an Golde. Tarija selbst hat aber noch eine andere fossilische Merkwürdigkeit aufzuweisen. Man entdeckte in einem engen Passe, der zu diesem Thale führt, da, wo die Indier ihre Todten begraben, ungeheure versteinerte Gebeine die man der Aehnlichkeit wegen für menschliche hielt. Ein Ellenbogen (os ulnae) hielt 2 Ellen 5 Zoll. Man fand ferner einen Zahn, der nicht weniger als 5 Pfund 3 Unzen wog; dieser kam in das königliche Kabinet zu Madrid. Wahrscheinlich waren es Ueberbleibsel jener unbekannten Thierwelt, deren Skelete auch Peru in mehreren Gegenden aufzuweisen hat.

Das Thal von Tarija ist auch dem Menschengeschlechte besonders günstig. Bei aller Trägheit und Fahrläßigkeit die treffliche Natur hinreichend zu benutzen, wächst die Bevölkerung so ansehnlich, daß jährliche Auswanderungen nach Tucuman geschehen.

Indeß ist auch dieser schöne Himmelsstrich nicht ohne ihm eigene Beschwerden. Es findet sich dort, vorzüglich in der Gegend der Stadt Tataß, im Departement Chicas, eine merkwürdige fürchterliche Krankheit; der Dr. Bueno nennt sie die wüthende Tollheit, und es ist sonderbar, daß sie sowohl Menschen, als selbst die Hausthiere befällt. In dem ersten Anfalle des Wahnsinns hat man oftmals kaum hinreichende Kräfte, den unglücklichen Kranken zurück zu halten. Er springt

aus dem Bette; flieht schamlos ohne alle Bedeckung jede menschliche Wohnung; eilt in das Gebirge; springt wüthend über die gefährlichsten Abgründe, und stürzt sich endlich elendiglich von dem höchsten Felsen herab. Selten behält er das Leben; ist dies aber glücklicherweise der Fall und er entkommt mit einer Zerschmetterung der Glieder, dann kehrt nach und nach der Verstand zurück, und hierauf findet sich keine weitere Spur der Tollheit.

Es ist merkwürdig, daß nur allein die von Europe dort eingeführten Hausthiere, z. B. Pferde, Schafe und Rindvieh von einer ähnlichen Tollheit befallen werden; niemals hingegen die dort eingebornen, z. B. die Vicunnen oder Guanaken.

Endlich dient die Gegend um Guamalies, wegen ihrer seltnen Naturprodukte, als ein letzter wichtiger Beweis, was für hohe Erwartungen man in Peru, von dem Anbau und der Bevölkerung einzelner, zwischen den Gebirgsketten gelegener Flecke hegen dürfe.

Dieser Strich Landes, der so wie die Ebene vom Sacrament (Pampa di Sacramento) nur südlicher, zwischen dem Huallaga und Ukayale gelegen ist (etwa unter den 8ten bis 10ten Graden der Breite) war bereits seit 1580 von den Jesuiten in Besitz genommen. Sie hatten ihn nach und nach so gut angebauet, daß man gegen 20 Ortschaften dort zählte, wovon nur noch allein einer der drei Hauptorte, Chavin de Paria,

durch seine Kirche kenntlich ist. Jetzt ward dieses Gebiet hauptsächlich durch einen Spanier von neuem bekannt, der seit geraumer Zeit ein vagabondes Leben unter den dortigen Indianern geführt hatte. Er theilte seine Nachrichten einem angesehenen Handelsmanne aus Castilien, D. Juan Benarez, mit. Dieser unternahm es 1788, mit Bewilligung der Regierung von Lima, auf seine Kosten Wege zu diesem wiedergefundenen reichen Lande zu eröfnen, unter der Führung eines Geistlichen die Indier mit hinreichendem Ackergeräthe und Vieh zu versehen, und hiedurch eine neue Colonie zu errichten. Benarez fand hier bei den Indianern viele Bereitwilligkeit, ein herrliches Klima und die treflichsten, zum Theil unbekannten Naturprodukte, wovon verschiedene einer besondern Auseinandersetzung werth sind.

Niemand hatte die Cinchona, den Baum, der die unschätzbare Chinarinde liefert, hier vermuthet, noch weniger aber geglaubt, sie hier von so großer Vorzüglichkeit und so dichten Waldungen davon anzutreffen.

Die Cinchona, der Fieberrinden-Baum (Cinchona officinalis L. Pentandr. Monogyn. foliis ellipticis subtus pubescentibus, floribus paniculatis, corollae limbae lanato L.) wächst nur an den Bergen, und erreicht, wenn man ihm seine Rinde läßt, eine beträchtliche Höhe und Dicke. Jussieu giebt dem Baum doch nur etwa 15 Fuß Höhe. Die Blätter sie-

hen an einzelnen Stielen, und sind oval, vorne spiz, etwa 3 Zoll lang und 2 breit, mit glattem Rande. Die Blumen stehen in mehreren Büscheln an den Enden der Aeste; sie sind, bevor sie sich öfnen, durch ihre blaugraue Farbe der Lavendelblume ähnlich, an Grösse und Figur aber der Hyacinthe. Der Blumenkelch ist einfach, glockenförmig. In der Blumenröhre stehen fünf borstenförmige blaßgelbe Staubfaden um einen weißlichten fadenförmigen Griffel. Der Fruchtknoten verändert sich in eine olivenförmige Saamenkapsel, die in zwei Fächer getheilt ist, welche in mehrere Unterabtheilungen, den kleinen, zusammen gedrückten Saamen enthalten. Die Kapsel zerspringt bei ihrer Reife, und zerstreut hiedurch den Saamen.

Man schälet den Fieberrindenbaum bei trocknem Wetter mit einem Messer, und bewahrt die Rinde sorgsam vor Feuchtigkeit. Vormals, bei weit geringerm Verbrauch, hieb man die Bäume selbst nieder.

Es giebt von diesem Baume mehrere Arten, die indeß verschiedene Rinden geben. Die braune gewöhnliche, die gelbe und die rothe; Condamine nennt auch eine weiße, die aber den übrigen durchaus an Wirksamkeit nachstehen soll. Daß dies aber nicht etwa nur Varietäten sind, wird uns nun Herr v. Humboldt und Bonpland beweisen; denn diese Naturforscher fanden nur allein um die Stadt Jaen (Prov. Quito) mehrere Arten, so wie auch die von St. Fe, Popayan,

Cuenza und Loxa verschieden waren. Die Waldungen des letztern Orts (fast 1 Grad Länge westl. von Quito und 11 Gr. südl. Br.) wurden bisher als die Hauptorte der Chinarinde angesehen; hier studirten ihn auch die französischen Akademiker und gaben davon die erste gute Beschreibung und Abbildung in den Memoiren ihrer Akademie.

Die ersten Proben der Wirksamkeit der China gegen hartnäckige Fieber, wurden bei uns besonders bekannt durch die Genesung der Gemahlin des Grafen de Cinchon; er war im Jahre 1638 Vicekönig von Peru. Ein Indianer hatte dem Corregidor von Loxa diese Entdeckung gemacht. Da der Graf Cinchon im folgenden Jahre nach Europa zurückging, so nahm er eine große Quantität von dieser Rinde mit; das Pulver davon hieß daher zuerst in Spanien der Gräfin Pulver. Bald darauf sandten die Jesuiten gleichfalls Chinarinde nach Rom an den Cardinal Lugo; daher der Nahme Jesuiten- oder auch Kardinals-Pulver. Uebele Anwendung dieses treflichsten Heilmittels brachte es indeß nachmals wieder aus dem Gebrauch, bis endlich 1679 ein englischer Arzt, Robert Talbot, große Kuren damit verrichtete, ohne indeß dies sein Medikament bekannt zu machen. Ludwig XIV. der bei aller Vergrößerungssucht doch stets den einzigen wahren Charakter eines Königs, die Societät aufrecht zu erhalten, nicht verkannte, erkaufte

das Geheimniß von dem Empiriker. Da fand es sich, daß es lediglich aus der zuvor bekannten Chinarinde bestehe. Die größten Aerzte, besonders Sydenham, Morton und unter den Deutschen vorzüglich Werlhof, zeigten nun den unschätzbaren Werth der China, der in unsern Tagen durch vielartige, kluge Anwendung sich noch sehr erhöhet hat.

Von der China fand nun Benarez in dem hier bezeichneten Landstrich eine der wirksamsten Sorten, nämlich die rothe China, dort Negrilla (nach andern Nora) genannt. Er ließ davon in kurzem 1000 Aroben (zu 25 Pfund) abschälen, um seine Kosten für die Kolonie etwas dadurch zu ersetzen. Bald darauf entdeckte er hier gleichfalls die gelbe, welche man in Madrid unter dem Nahmen der Callisaya so hoch hält, und von der man bisher glaubte, sie finde sich nur allein in der Provinz la Paz.

Man rechnet auf 2000 Centner Chinarinde, welche allein Peru ausführt; diese betragen demnach nur 50000 Piaster *) (Merc. Peruv.) Da man aber in den Gebirgsgegenden um Xauxa, Huanaco und Tarma jetzt gleichfalls den Chinabaum entdeckt hat; da ferner der Gebrauch dieses Medikaments noch stets zunimmt; da endlich das Königreich Quito den bedeutenden Han-

*) Das Pfund Chinarinde gilt anjetzt bei uns 8 Thaler.

des mit der China von Loxa (Cascara di Loxa genannt) treibt, so übersteigt sicher der Werth aller versendeten Rinde bei weitem den hier angezeigten. Einige Angaben lassen daher die ganze Summe der aus Südamerika nach Europa geführten Chinarinde, über 12 tausend Centner steigen.

Zuletzt verdient es noch bemerkt zu werden, daß die Chinarinde sehr oftmals verfälscht wird. Hiezu bedient man sich der wohlfeileren Cascarillen, und noch wohl schlechterer Rinden. Die gute Rinde muß aus nicht zu dicken Röhren bestehen, oberwärts graubraun, rauh, höckrig und in die Quer aufgesprungen seyn, inwendig aber roth, der Geruch etwas gewürzhaft, kräftig und angenehm; sie muß nicht leicht zerbrechlich seyn, von Geschmack lang anhaltend bitter und gewürzartig.

Benarez entdeckte ferner in seinem neuen Gouvernement (denn sein glückliches Unternehmen erwarb ihm die Stelle eines dortigen Gouverneurs) einen großen, unbekannten Baum, dessen Holz sowohl wegen seiner Schönheit und Festigkeit für Tischlerarbeit, als wegen seiner halbvioletten Farbe zur Färberei sehr schätzbar ist. Ein anderer Baum gewährt ein grünliches Gummi, das sich statt Siegellack benutzen läßt; auch zeigten die Indianer eine Weidenart an, wovon das Dekokt von ihnen gegen heftige Coliken sehr wirksam gefunden worden. Bisherige Versuche haben es als ein Mittel gegen die Syphylis empfohlen.

Aber ein dem Naturaliſten noch merkwürdigeres Produkt liefert hier eine Raupe. Sie webt ein Geſpinſt, das dem chineſiſchen Seiden-Papier gleichkommt; die Spanier nennen es dort Suſtillo, und unter den groſſen Schätzen, die der Herr v. Humboldt mitbringt, findet ſich eine ſchöne Probe davon.

Nur durch den Pater Calancha war dieſe Naturſeltenheit zuvor ſchon bekannt. Er giebt dies Inſekt und ihr Produkt als ein Eigenthum des Thales Pampateco, jetzt Pampantico, nicht weit von Huanaco, an; dies iſt gerade der Ort, wo Benarez es vorfand.

Die Raupe, die Arachne dieſes ſchönen Gewebes, lebt auf einer Mimoſe (Mimosa Inga der Flora Peruviana Mspt.) dort Pacae genannt. Iſt der Baum ſelbſt groß, ſo iſt es gleichfalls die Anzahl dieſer Seidenwürmer. So bald ſie, hinreichend genährt, ihr volles Wachsthum erreicht haben, vereinigen ſie ſich an einem ſolchen Theil des Stammes ſelbſt, der ihnen zu ihrer allgemeinen Arbeit groß genug dünkt. Nun weben ſie gemeinſchaftlich in gröſter Regelmäſigkeit ein Geſpinſt, gröſſer oder kleiner, je nach der Anzahl der Individuen. Und dies iſt deſto zarter, mehr oder weniger biegſam und ſanft, je nach der Güte der Blätter der Mimoſe, worauf ſie lebten.

Daneben iſt dies Gewebe von ſehr hohem Luſtre, und von ſo groſſer Feſtigkeit, daß man es nicht leicht zerlegen kann. Nach Beendigung dieſer allgemeinen

Hülle rücken sie einzeln aneinander, legen sich neben einander in eine vertikale Lage und spinnen jede ihr einzelnes Raupen-Cocon, um sich darin zur Puppe zu verwandeln. Nach einiger Zeit kommt jedes Individuum als Nachtvogel wieder hervor, der dann die beiden Hüllen zerreißt und das Freie sucht.

Wir haben in Europa mehrere Raupen von Nachtvögeln, z. B. die Processions-Raupe (Phalaena Processionea L.), die Spindelbaummotte und Obstmotte (Tinea Evonymella und Tin. Padella L.) u. a. welche gleichfalls ein gemeinschaftliches Nest und Bette zur Verwandlung weben; allein ich kann nach eigener Ansicht bezeugen, wie unbedeutend und schlecht diese Decken erscheinen, gegen den wirklich seidenen, festen, glänzenden, großen Teppig dieses neuen amerikanischen Seidenwebers.

Ein vollständiges Nest ist jetzt für das Königl. Kabinet von Madrid in den Händen des Naturalisten Pineda; ein Stück natürliches Seidenpapier anderthalb Ellen groß, von der diesen Gespinsten eigenen elliptischen Form.

Der P. Calancha besaß ein noch etwas größeres, worauf ein andrer Geistlicher eine Inschrift geschrieben hatte.

Doch die nützlichen Produkte dieser von Benares gleichsam wieder gefundenen neuen Erde, sind kaum zu berechnen! Der Indigo, das Zuckerrohr, die Cochenille,

ja fast alle amerikanische tropische, brauchbare Produkte gedeihen treflich.

Nur noch eines einzigen derselben erwähnen wir hier wegen seiner Wichtigkeit etwas genauer; dies ist die Coca.

Diese den Indiern, so wie uns der Taback so nothwendig gewordene Pflanze gehört zu der Gattung der Rothhölzer. Sie heißt Erythroxylon Coca (Decandr. Trigyn. L.) und wächst mit vielen Zweigen zu einer ansehnlichen Staude von etwa 4 Fuß. Sie schlingt sich gleich den Lianen an andere Pflanzen (Ulloa). Die Zweige stehen wechselsweise; die ovalen Blätter sind $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und 1 Zoll breit, ungezähnt, glatt und weich, sie sitzen auf kurzen Stielen. Die Blumen sind nur klein, aber zahlreich, sie treiben aus den kleinen höckerigten Auswüchsen hervor, die sich längst den Zweigen finden. Die darauf folgende Frucht oder Beere ist anfangs roth, nachmals wird sie schwarz; sie wächst traubenweise. Man trocknet sie und bedient sich ihrer wie der Cacao-Bohnen in Mexico, statt kleiner Münze. Allein das wichtigste der Pflanze sind die Blätter, sie sind für Peru ein wahrer Schatz. Sie werden getrocknet und in kleine Pastillen geformt, um gleich dem Betel in Ostindien gekauet zu werden. Zu diesem Endzwecke versetzt man sie gleichfalls mit Kalch von Austerschalen, oder auch mit der Asche der Quinoa. Letztere ist eine Pflanze aus dem Geschlecht des Gän-

ferlich (Anserina Quino oder Quinoa), deren fleischige Blätter wie Spinat gegessen werden, und woraus man gleichfalls ein angenehmes Bier brauet (Dombey).

Der Verbrauch der Coca ist erstaunlich groß. Alle indische Arbeitsleute, sowohl in den Minen als auf dem Felde, kauen sie fortdauernd; sie fühlen sich dadurch sehr gestärkt. Sehr viele Spanier haben daher durch ihren Anbau ein großes Vermögen erworben; die Einkünfte des Bischofs und der Domherren der Cathedralkirche von Cusco gründen sich fast gänzlich darauf. Man rechnet den ganzen Gewinn aus diesem Kraute jährlich auf 8malhunderttausend Piaster!

Bisher kam die meiste und beste Coca aus der Intendantschaft Cusco und den südlichern Provinzen von Peru; indeß sahen wir so eben, daß sie auch höher gegen Norden in Vollkommenheit gedeihet.

Bei so vielartigen Vortheilen, welche die belebte Natur seines neuen Gouvernements dem Benarez darbot, hatte er das Mineralreich ganz übersehen. Allein die Missionaren bezeugen, daß der Flußsand hier reiche Goldwäschereyen (Lavaderos) darbietet.

Die hier angeführten, lediglich in den neuesten Zeiten nutzbar gewordenen Erdstriche von Peru, sind indeß nur der Zahl und Größe nach gering, gegen diejenigen, welche noch zu bereisen und zu benutzen übrig bleiben. Es stehen ja noch fast alle große Länder in Osten und in Südosten und von Quito aus gegen Norde-

ſten nutzbar zu machen und zu bevölkern ſeyn. Und was für Schätze bietet dort nur allein die Fauna dar! Wir glaubten durch die Juſſieus, Dombeys, Hänkes, Nees und Lagunas den wichtigſten Theil der dortigen Pflanzen zu kennen.

Jetzt kamen v. Humboldt und Bonpland zurück; ſie haben 6200 Pflanzen-Arten mitgebracht, und hievon ſind über 2000 neue bisher unbekannte Arten!

Dennoch hatten dieſe eifrigen Naturaliſten nur einen geringen Theil von Perus großem Gebiete durchwandert; v. Humboldt ſagt hierüber ſelbſt: „vom Amazonen-Strome bis zu dem Gebirge der Chiquitos hin" (alſo vom Aequator bis etwa zum 18ten Br. Grade) „iſt uns die Vegetation noch völlig unbekannt."

Was läßt ſich auch nicht von Gegenden erwarten, in deren Nachbarſchaft man Waldungen ſieht von der Bignonia, Heliconia, Heliocarpas, Myroxylon, Amyris elemifera Jacquinia, Pisonia, baumartiger Paſſionsblumen und die, die Gebirge zierenden nutzbaren Wachs-Palmen (Ceroxylon andicolo) welche ſelbſt bis zu der erſtaunlichen Höhe von 180 Fuß ihr Haupt erheben.

Noch wichtiger wird aber dereinſt Perus Handel erſcheinen, wenn endlich die leicht zu bewerkſtelligenden Verbindungen der großen Gewäſſer unter ſich, und mit dem Ocean ſtatt finden. Und zu mehreren dortigen Ka-

nässen haben bereits verschiedene verständige Patrioten dieses Landes die Hände geboten.

Bis jetzt ist indes der Handel dieses gelobten Landes noch sehr eingeschränkt. Die von Seiten der Regierung beengte Freiheit des Handels, die geringe Unterstützung, welche sie den Gewerken bei den Minen angedeihen läßt, die Unkunde der Bergleute und ihre Hartnäckigkeit für alte Vorurtheile, erschweren das Aufkommen der Kaufmannschaft, während das durch die harten Arbeiten des Bergmanns, durch den unmäßigen Gebrauch spirituöser Getränke und durch die sogenannten Metas, die, unsern Frohndiensten ähnlich, daneben den Mann von der Frau trennen, die Population auf vielfache Art gehemmt, und zugleich der Fortgang des Ackerbaues und jeder Urbarmachung zurück gehalten wird.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse, und ungeachtet Peru seit dreihundert Jahren fast keine Verbesserung und keinen Zuwachs erhalten hat, rechnen doch Sachkundige, daß die Handelsbilanz zu Gunsten des Vicekönigreichs von Lima bis zum Abschluß von 1789 jährlich im Durchschnitt über 725000 Piaster beträgt (Mimer. Peruv.)

Seit diesem Jahre sind aber, wie wir vorhin sahen, mehrere Schritte zum Aufhelfen der Bevölkerung und des Ackerbaues, zum Verbessern des Berg- und Hüttenwesens, zum Benutzen bisher kaum bekannter, reicher

Landstriche geschehen. Man kann daher mit Recht annehmen, daß jener Ueberschuß seit dieser Zeit sich vergrößert hat, und in steigendem Verhältnisse für die Zukunft noch weiter wachsen werde.

Paraguay und Tukuman.

Zwei Länder von mehr als 40000 Quadr. Meilen, die vormals gänzlich mit zu dem Vicekönigreiche Peru gerechnet wurden, und, von dieser politischen neuen Eintheilung abgesehen, noch jetzt innigst durch Handel und Wandel und innere Verfassung damit in Verbindung stehen.

Auch sind die politischen Grenzen bis jetzt wohl kaum richtig zu bestimmen, da ein Theil von Paraguay in jenen entlegenen Wüsten gegen Brasilien hin, mit Recht den Portugiesen anzugehören scheint.

Wir verdanken unsere, wenn gleich noch ziemlich unvollkommenen Kenntnisse von diesen vasten Landschaften fast einzig und allein den katholischen Missionaren, besonders den Jesuiten. Diese Geistlichen mag man auch noch so hart anschuldigen, stets hatten sie unverkennlich großes Verdienst um die Erdkunde und um die Civilisirung von Millionen der rohesten Völker. Ganz vorzüglich ist dies der Fall bey Paraguay. Sie waren es, die mit steter Lebensgefahr, ja mit wirklichem

Verlust vieler der Ihrigen in dieses wüste Land, bewohnt von den wildesten, gegen die Europäer nicht ohne Grund ergrimmten Nationen vordrangen, ihnen die ersten Begriffe von Ordnung und Sittlichkeit beibrachten, oftmals mit Aufopferung ihres eigenen Lebens Aufruhr und Verheerung glücklich vorbeugten, und für alles dies zuletzt durch falsche Anklagen mit Schimpf diese von ihnen den Wüsteneien entrissenen Felder verlassen, und zum Theil mit dem Kerker vertauschen mußten.

Paraguay (seit 1776 zu dem Vicekönigreich la Plata gerechnet) zeigt so, wie Tukuman dem Reisenden bei ihrer erstaunlichen Erstreckung eine außerordentliche Verschiedenheit des Bodens.

„In einer Richtung, unermeßliche Felder von 200 „Meilen ohne Baum, ohne Wasser, wenn der Himmel „verschlossen bleibt; in einer andern steigen hohe Gebirge empor, und ungeheure Waldungen verlieren sich „ins Unabsehliche; wiederum zeigen sich z. B. bei den „Apibonen Flächen, wo man das geringste Gestein vergeblich suchte, da man hingegen in andern Theilen „auf felsigtem Boden wandern und schroffe Steingebirge hervorragen sieht. Und wenn man von der „einen Seite mehrere Tage in einem fortreiset, ohne „sich eines Tropfen Wassers erfreuen zu können, so hat „man an der andern die stärksten Ströme zu überschiffen, über viele Flüsse zu setzen und die größten Mo-

„räste und Seen zu gewältigen. So würde mithin „ein Reisender Paraguay für eine grose Ebene, der „andere für ein Gebirgsland, und ein dritter für „ein waldigtes, von Seen und Flüssen getränktes Land „ausgeben, und jeder erzählte dennoch getreu, was er „gesehen.“ (Dobrizhofer.)

Dies ist das Bild, welches uns ein zuverläßiger Mann entwirft, der selbst 18 ganzer Jahre in dieser vasten Weltgegend nicht blos lebte, sondern sie in den vielfachesten Richtungen durchlief, und mit Unbefangenheit die dortige Natur studirte.

Trauete man ihm indeß nicht, da er zu den Jesuiten gehörte, so stimmt dennoch das Zeugniß eines gänzlich unpartheiischen Mannes, des Berg- und Hütten-Direktors Helms, hiemit für die ganze Landesstrecke von mehreren hundert Meilen überein, die er von Buenos Ayres aus queer durch Tukuman nach Potosi und weiter nach Lima machte.

Nur hauptsächlich nach Osten gegen Brasilien hin sind diese Länder außerordentlich bewässert. Die drei Hauptströme, die sich dort mit einander vereinigen, der Paraguay, die Parana und der Uraguay sind den zuletzt, so wie der Maranon, ein wahres Meer von süßem Wasser, das unter dem Nahmen des Rio la Plata oder Silberflusses bekannt ist. Diesen Nahmen erhielt der Fluß eilf Jahre nach seiner Entdeckung sehr ungerechterweise. Nach dem Diaz de

Solis, der ihn 1515 entdeckte, behielt er dessen Nahmen. Als aber nachmals Sebastian Cabot höher in den Fluß hinauffuhr, und dort von den umherwohnenden Indiern einige Silberplatten erhielt, so veränderte er deshalb den alten Nahmen, ob es gleich den umliegenden Gegenden an edlen Metallen fehlt.

Die beiden Vorgebirge, welche die Mündung dieses mächtigen Stromes bilden, das Cap St. Antonio in Westen, und das Cap St. Maria in Osten gegen die Portugiesischen Besitzungen hin, sind nicht weniger als dreißig und eine halbe Seemeile, also fast $25\frac{1}{2}$ deutsche Meilen von einander entfernt! Ja, bei dem Pan d'Azucas in Osten mißt das ungeheure Wasserbecken queer über mehr als 40 deutsche Meilen. Und diese Weiten schmälern sich nur erst beträchtlich, landeinwärts in einem Abstande von 10 deutschen Meilen; welch ein ungeheures Becken!

Die Fahrt queer über diese Mündung, und die Einfahrt in den Strom selbst, sind wegen der großen und zum Theil veränderlichen Sandbänke, die viele Meilen betragen, gefährlich. Die bedeutendsten derselben sind, die englische Bank, sie beträgt mehrere Meilen, und weiter hinauf die Bank des Ortiz; denn die Bank der Franzosen ist, wie Bougainville sehr richtig zeigt, nur die Verlängerung des Cap St. Antonio.

Bei der Ueberfahrt über dieses süße Wasser-Meer, die oft mehrere Tage dauert, kommen, besonders bei

stürmischen Meere, mehrmalen unvorsichtige Schiffer zu Schaden, da das Fahrwasser durch diese Bänke und einige verborgene Klippen sehr beengt ist.

Die Ebbe und Fluth steigt beim Südwinde auf 100 Seemeilen landeinwärts; dennoch bleibt das Wasser bis auf 60 Meilen vor der Mündung süß.

Der Silberfluß hat mehrere brauchbare Häfen, worunter besonders an der Ostseite Maldonado und Montevideo, und höher hinauf in Westen Buenos Ayres berühmt sind.

Der Hauptstrom, der den la Plata bildet, ist die Parana. Diese, die da wohl von dem Paraguay zu unterscheiden ist, entspringt in den uns bis jetzt verheimlichten Alpen von Brasilien, nach einigen Karten zwischen 18 und 19 Graden der Breite. Sie läuft von dort gegen Westen, und steigt weiterhin durch größtentheils wenig bekannte Länder gegen Nordwesten bis gegen den 24sten Grad ununterbrochen hinab. Hier aber macht sie bei der Stadt Quahra, einen bedeutenden Wasserfall, il Salto grande genannt.

Der Jesuit Durand giebt als Augenzeuge die Länge der Stürzungen auf 12 dortige Meilen an. Ihm zufolge hört man das Toben dieser Fälle auf einer Weite von 4 Meilen. Die Parana zeiget aber ein für die Geologie noch wichtigeres Phänomen; sie schafft und vernichtet mehrere Inseln. „Oft habe ich, sagt Dobrizhofer, dieses Entstehen und Vernichten selbst mit ange-

ſehen. „Während der jährlichen Ueberſchwemmung (die Parana tritt nämlich jährlich zweimal regelmäßig einige Monate durch aus, im December und im Junius,) „ſchüttet die gewaltige Waſſermaſſe ganze Sandberge „an, worauf nun der Wind allerlei Saamen, beſonders den von Weiden, hinträgt. Dieſe ſchlagen auf „dem weichen Sandboden bald Wurzel, und ſchießen, „bei dem Ueberfluſſe von Feuchtigkeit, ſchnell auf. In „kurzem ſieht man die Inſel mit Weiden und andern „Bäumen bewachſen, mit Raſen bekleidet und von Vögeln, vierfüßigen Thieren und Amphibien belebt.

„Andere Inſeln werden dagegen von der Gewalt „des Waſſers untergraben; wir ſahen einige untergehen, andere wie ein Schiff wanken, und im Wind und „Wellen herumtreiben, bis ſie, vom Waſſer zerfreſſen, „ſich in Stücke zertheilten und von den Wellen verſchlungen wurden.“

Jener groſſe Strom, der Hauptzweig der Parana, der Paraguay, von welchem die ganze Landſchaft ihren Nahmen führt, macht ſelbſt noch einen größern Weg, als die Parana. Der Paraguay entſpringt, nicht wie man vormals behauptete, aus einem See Xarayes. Dieſer See, den man ſonſt unter den 17ten oder 18ten Grade der ſüdl. Breite ſetzte, exiſtirt nicht. Der Jeſuit Sanchez Labradur bekräftigte 1767 als Augenzeuge, daß dieſer See ſein Daſeyn den gewöhnlichen Ueberſchwemmungen, die durch drei Flüſſe oder vielmehr Arme des

Paraguay entſtehen, zu verdanken hat. Hiedurch erzeugt ſich nämlich in dortiger tiefliegender Gegend ein groſser Sumpf. Der wahre Urſprung des Paraguays liegt weit höher in den Gebirgen die ſich von Weſten nach Oſten gegen den 12ten Breiten Grad (nach Bougainville gar zwiſchen dem 5ten und 6ten) queer durch das Land ziehen, und an die Alpen von Braſilien antreten. Er läuft daher unter vielen Krümmungen völlig durch mehr als 14 Grade der Breite fort, bevor bei Corrientes ſein Nahme mit dem der Parana zuſammenfließt, und gehört mithin, ſelbſt ohne jenen Fluß, zu den gröſsten Strömen der Erde.

Der Uraguay iſt dann der dritte wichtigſte Fluß dieſer ſpaniſchen Beſitzungen. Freilich iſt er verhältnißmäßig ungleich kleiner als die beiden erſtern, da er nur aus dem an das ſüdliche Gebirge Braſiliens tretenden Gebirge, etwa unter dem 27ſten Grade ſeinen Urſprung nimmt, und bereits gegen den 34ſten Grad in die Parana fällt, um ſodann den ungeheuren Silberfluß noch zu vergröſsern.

Es wäre ermüdend, die kleinen aus Weſten in den Paraguay ſtrömenden Flüſſe aufzuführen, die die groſsen Ebenen von Chaco und Charcas bewäſſern. Der Pilcomayo, Vermejo, Salvado und Rio dolce verdienen indeß beſonders genannt zu werden.

Sind die öſtlichen Theile von Paraguay und Tucuman an Bewäſſerung den weſtlichen ſo außerordentlich

überlegen und dadurch von ihnen verschieden, so ist es auch der Boden, das Klima und die Produkte selbst.

Auf der weiten Strecke von Arecifa (einige dreißig Meilen nordwestlich von Buenos Ayres gegen Peru hin) bis nach Tucuman, sahe Helms, auf 100 Meilen sogar keine Staude; und eben dies, sagt er, ist der Fall gegen die Cordilleren von Chili hin; dennoch ist dies kein ödes, todtes Land!

„Hier ist die Hitze (in unserm Herbste, Oktober) „unbeschreiblich groß, und das viele wilde Horn- und „Federvieh müßte wahrscheinlich verschmachten, wenn „die Natur des Bodens nicht so fruchtbar und das „Gras so hoch wäre, daß es allen diesen Thieren einen „erquickenden Schatten gewährte, worin sie sich bis „zum Untergang der Sonne verbergen." (Helms.)

Völlig wasserleer sind indeß diese großen Steppen nicht. Sie werden wenigstens zum Theil von den kleinen Flüssen, dem Secundo, Tercero, Quarto und Quinto in den mindet trocknen Jahrszeiten einigermaßen angefeuchtet.

Hier ist dann der große Schauplatz, woselbst ganze Heerden des amerikanischen Straußes (Struthio Rhea, pedibus tridactilis; digito postico rotundato L.) ihrer erstaunlichen Rennkraft freien Lauf lassen.

Dieser Vogel erreicht fast die Höhe eines Menschen, der Körper wiegt etwa so viel als ein Lamm; sein kleiner runder Kopf ist mit Federn bedeckt, und die schwar-

;en Augen durch behaarete Augenbraunen. Der Schnabel hat Aehnlichkeit mit dem Entenschnabel. Flügel und Rücken sind dunkelgrau; der übrige Körper weiß; es giebt aber auch eine ganz weiße und eine völlig schwarze Spielart. Seine ganze Stärke besteht, wie bei dem Straus von Afrika, in den Beinen. Er verschlingt gleichfalls, wie jener, allerhand, was man ihm darbietet; allein seine Nahrung besteht in Gras, Körnern, so wie auch in Fliegen, die er sehr geschickt zu fangen versteht. Er ruft durch ein Zischen oder Pfeifen die Seinigen zusammen.

Mit ausgespreizten Flügeln, die er nie zum Fliegen brauchen kann, und bei ihm günstigen Winde läuft er mit so großer Geschwindigkeit, daß ihn selbst das schnellste Pferd selten einholt.

Er legt 40 bis 60 Eier, von der Größe eines Kindeskopfes; nur des Nachts brütet er, am Tage überläßt er sie der dortigen Sonne. Der junge Straus hat schon bei seinem Hervortreten aus dem Ei die Größe eines jungen Huhnes von zwei Monaten. Helms erlebte es, daß da mehrere seiner Begleiter in jenen grossen Savannen einige Strauseier in den Hut genommen hatten, die jungen Thierchen nach etwa fünf Stunden ihre Schale zerbrachen, sogleich in das Gras liefen, und mit so großem Appetit fraßen, als wären sie schon längst daran gewöhnt. Der junge Straus wird leicht zahm, läuft mit den Hühnern auf dem Hofe umher, und spielt

mit den Kindern. Dobrizhofer fand faſt in den meiſten indiſchen Dörfern von Paraguay gezähmte Strauße; ſie entliefen nicht, obgleich ihnen das Feld offen ſtand.

Die Apibaner von Paraguay (ſie nennen den Straus Gejenk, die Einwohner von Chili hingegen Chenque) verfertigen aus den Straußfedern Fliegenwedel und Sonnenſchirme; und faſt alle dortige berittene Indier ſtecken die großen Federn an die Sättel, um den Pferden beim Laufen die Fliegen zu verſcheuchen. Aus dem Felle des Straußes machen ſie Felleiſen, Beutel, Kiſſen; auch verwandeln ſie die Haut des hinterſten Theils des Leibes in Mützen und Helme, um ſich ein furchtbares Anſehen zu geben.

Das Fleiſch finden ſie, obgleich es zähe und fett iſt, ſchmackhaft; dem Europäiſchen Gaumen iſt es zuwider. Dagegen ſind die Eier nicht unangenehm; nur erfordern auch dieſe ein gutes Verdauungsmittel, z. B. Wein. Ein Ei ſättigt mehr als einen Menſchen.

Wir gehen zum Klima dieſer Länder zurück. Begreiflich bringt die Verſchiedenheit des ſich ſo weit erſtreckenden Gebiets theilweiſe, verſchiedene Klimate hervor.

So fand Helms die Gegenden unweit Saladillo als wellenförmige Anhöhen, welche gänzlich mit natürlichem Salpeter wie bereift waren. Ein ſolcher Boden muß ſehr kalt ſeyn; er iſt daher minder fruchtbar.

Achtzehn Meilen weiter gegen Cordova, der Hauptstadt von Tucuman, hatte sich dagegen alles auf das Angenehmste verwandelt. „Auf paradiesischen Fluren „sieht man einen nie gesehenen Reichthum von Pferden, „Heerden von 10000 Ochsen, so wie auch Straußen „und Wildprett aller Art.

„In dieser Weltgegend, fährt dieser Reisende fort, „haben die Nordwinde eine Wirkung, welche jener in „Europa völlig entgegengesetzt ist. Da sie nämlich die „heiße Zone durchstreichen, bevor sie hieher gelangen, „so bringen sie gleichsam Feuer auf ihren Flügeln in „diese Ebenen, und Menschen und Vieh erstickende „Orkane.

„Dagegen ist der Mittags- und Abendwind wegen „der Nähe des Südpols aus der entgegengesetzten Ursache sehr kalt, indem er über die mit ewigem Eise „bedeckten Cordilleren wehet, und hiedurch den hohen „Grad der Sonnenhitze mildert."

Jene Fruchtbarkeit unweit Cordova contrastirt sehr mit andern Theilen von Tucuman. So ist die Gegend um St. Jacob, am Rio dolce äußerst dürftig. Die Wiesen, und daher das Vieh, sind elend, die Erde unfruchtbar, und die armen Bewohner erhalten sich kümmerlich, zum Theil nur durch den Handel mit Wachs, das sie mühsam aus den wilden Bienenstöcken ausheben.

Hier fällt oft in sieben Monaten kein Regen, und alles müßte verdorren, überschwemmte nicht der Rio

dolee das Land, indem er regelmäßig aus seinen Ufern tritt. (Dobrizhofer.)

Eine metereologische Bemerkung eben dieses Geistlichen verdient hier angezeigt zu werden. In den Gebirgen von Tarma fällt nur dreimal Reif; der dritte ist der strengste, und ihm folget, einer achtjährigen Erfahrung zufolge, jederzeit ein Gewitter mit Donner, Blitz und häufigem Regen, wodurch das verbrannte Gras wieder hervorschießt. Ueberhaupt sind aber in Paraguay die Gewitter außerordentlich häufig. Im Vorbeigehen verdient hier folgendes Natur-Phänomen angezeigt zu werden.

Wenige Meilen von Cordova, der Hauptstadt von Tucuman, an dem Fluß Pucara, hört man oftmals zu Nachts ein heftiges Getöse, wie Kanonenschüsse. Ich hätte darauf gewettet, es würde irgendwo eine Festung beschossen. Der Himmel war heiter; man sagte mir, dieser (unterirdische) Donner werde dort sehr häufig gehört. Dobrizhofer glaubt, er rühre von unter der Erde in Felsen eingeschlossener Luft her.

Die höher gegen Norden gelegene große Provinz Chaco zeigt gleichfalls große Abwechselung des Klimas.

Grand Chaco macht eine eigene beträchtliche Unterabtheilung von Paraguay, und also des vasten Gouvernements von la Plata aus. Der Nahme entstand, so wie der von Peru, aus Unkunde. Chacu bedeutet Ueberfluß, nach Andern eine große Menge Gewild aller

Art; und indem die Einwohner hiedurch den ersten Spaniern ihr Land anrühmten, nahmen Letztere dies für den Nahmen desselben. (Jolis.)

Chaco erstreckt sich vom 20sten bis über den 30sten Grad südl. Breite. Es faßt also die Llanos de Manso mit ein; hat den großen Paraguaystrom in Osten, und wird von den Flüssen Pilcomajo, Vermejo und Rio dolce durchschnitten; im Westen stehen ihm aber als Grenzmauern die Andes von Pern. Es genießt einer treflichen Temperatur. Die Hitze des Sommers ist nicht übermäßig; und die Kälte des Winters vermag nicht die stehenden Gewässer völlig mit Eis zu belegen. Die heftigen Orkane reinigen die Luft ohne beträchtlich zu schaden; denn eine aus Rohr oder schwachem Holze erbauete umgestürzte Cabane ist leicht wieder errichtet.

Die Vegetation ist sehr reich, und die Fruchtbarkeit des Bodens so groß, daß der Waizen 70fältige, der Maiz aber 600fältige Früchte bringt. Gurken und Kürbisse erreichen ihre Reife in 30 bis 40 Tagen.

Der Boden von Chaco zeigt einige bemerkenswürdige Eigenheiten. Jolis beschreibt einen See, der dem todten Meere von Palästina ähnlich ist. Seine Gewässer sind äußerst mephitisch; weder Thiere noch Menschen dürfen ungestraft in seiner Nähe verweilen. Ein anderer See, der Teufelssee genannt, auf einem im tiefsten Walde gelegenen Gebirge, ist wahrscheinlich der Krater eines verloschenen Vulkans, und in einem drit-

ren, gleichfalls auf einem Gebirge das alaunhaltig ist, leben Krokodille. Sie kommen wahrscheinlich aus irgend einem der benachbarten Flüsse, denn die großen Ströme sind hier reich an diesen furchtbaren Thieren.

Eben diese Abwechselung des Bodens bringt dann gleichfalls eine große Verschiedenheit der Naturprodukte hervor. Paraguay selbst ist durchaus arm an Metallen, dahingegen Tucuman mehrere und zum Theil reiche und edle Werke enthält. Helms fand unweit Cordova Bleiglanz, Malachit und Fahlerz. Für das ganze Gouvernement von la Plata zählt er 110 Bergwerke; hierunter werden 30 auf Gold, 27 auf Silber, 7 auf Kupfer, 2 auf Zinn und 7 auf Blei gebauet. Zwar sind vermöge der politischen Eintheilung hier mehrere Bergwerke mitgezählt, die zu Potosi gehören, dennoch finden sich verschiedene von Tucuman und selbst in völlig entgegengesetzter Richtung, nämlich in Osten, ein Goldbergwerk von Montevideo darin.

Wichtig für Spanien können aber jene so reichlich mit natürlichem Salpeter geschwängerten Felder werden, so wie auch das in eben diesen Gegenden im Ueberfluß vorhandene Salz, besonders da durch die Nähe des Paraguay-Stromes der Transport zum Meere, und hiedurch nach Europa so leicht fiele.

Vom Pflanzenreiche, eben so unermeßlich als unbekannt, können wir hier nur solche Gegenstände ausheben, die sich entweder durch ihre Sonderbarkeiten oder

durch ihren Nutzen auszeichnen. Nichts ist mehr zu bedauren, als daß weder Jolis noch Dobrizhofer Botaniker waren, da besonders ersterer eine lange Anzeige von den Pflanzen in Chaco gegeben hat, woraus es indeß schwer fällt, etwas Bestimmtes heraus zu lesen.

Nach dem Chinabaum, der auch, wie Letzterer bezeugt, hier zu Hause ist, verdient besonders die Algarova zuerst einer genauen Anzeige.

Die Algarova der Spanier oder der Johannisbrodbaum (Ceratonia Siliqua Polygam. Trioec. L.) gedeihet in Paraguay zu einer außerordentlichen Vollkommenheit, und hat, besonders in Rücksicht der Frucht viele Vorzüge vor der Algarova der wärmeren Theile der alten Welt, sie ist daher auch einer der hauptsächlichsten Nahrungszweige der Nationen von Paraguay. (Dobrizh.)

Es giebt aber dort wohl 4 Gattungen, vielleicht nur Varietäten dieses nützlichen Baums. Zwei derselben verdienen besonders bemerkt zu werden; nämlich die weiße und die schwarze Algarova. Die erste nennen die Apiboner Hack; die letzte hingegen Noak.

Die Gestalt der Blätter, Blumen und Früchte gleicht sich bei allen ziemlich gleich. Die Blätter bestehen gewöhnlich aus drei Paar großen glatten ovalen Lappen, welche mit einem kurzen Stiele an dem gemeinschaftlichen Hauptstiele festsitzen.

Die Blumen wachsen in langen, einfachen, traubenförmigen Büscheln und haben eine röthliche oder Purpurfarbe; die der weißen Algarova sind indeß gelblich. Einige Bäume tragen lauter Zwitterblümen, andere nur männliche, endlich wiederum andere nur allein weibliche Blüthen.

Der Baum ist ansehnlich und stark. Der der weissen Algarova erreicht in Paraguay (hier wie in Chaco am Rio-Bermejo, sieht man bei St. Jacob, ganze Wälder davon) eine solche Größe und Stärke, daß er das treflichste Holz zum Schiffbau liefert.

Aus diesem geschmeidigen und dabei sehr festem Holze von violetter Farbe, werden fast alle Kiele und Seitenwände der Schiffe gezimmert, die den Paraguay und die Parana befahren.

Die Frucht, oder vielmehr die Schoten, welche in Abtheilungen die braunen Kerne, den Saamen enthalten, sind eine Spanne lang, einen Zoll breit, und haben ein weißliches, mit einer zarten Haut bedecktes, sehr schmackhaftes Fleisch. Man genießt sie entweder roh, wie sie vom Baume fällt, oder in einem Mörser zerstoßen. Die Eingebornen von Paraguay hingegen bereiten daraus einen gegohrnen Trank oder Chica, der in Uebermaaß genossen, stark berauscht. Hiezu werden die Schoten von den Weibern in einer Ochsenhaut gesammlet, und Wasser darauf geschüttet; durch eigene Gährung entsteht daraus schon nach 12 Stunden ein

angenehmes, kräftiges und gesundes Getränk; es heißt dort Laaga. Verursacht dessen unmäßiger Gebrauch oft Schlägerei und Mord, so ist dagegen dieser Trank gehörig benutzt eine der herrlichsten Gaben der dortigen Natur. Er ersetzt schnell die verlohrnen Kräfte; er heilt die Beschwerden der Brust, und man erstaunt, wie geschwind die schwächsten, elendesten Körper sich dadurch wieder erholen.

Selbst die Pferde und das Rindvieh gedeihet treflich vom Johannisbrodte. Daher steht denn diese Frucht dort in der höchsten Achtung. „Wann nur erst die Al„garova reift, sagen die Apiboner, dann werde ich schon „wieder zunehmen.“ Auch zählen sie ihre Jahre nach dem Blühen des Baums. Statt zu fragen, wie alt man sey, sagen sie, „wie oft hat dir die Al„garova geblühet?“

Die schwarze Algarova, die Noak, trägt eine kleinere, braunere Schote mit röthlichen Flecken. Sie ist der vorhergehenden völlig ähnlich, nur viel süßer, hat aber, roh genossen, so etwas Aetzendes, oder vielleicht Zusammenziehendes, daß sie dadurch gleichsam die Zunge lähmt. Als Dobrizhofer einstens auf der Reise seinen Hunger damit stillte, ward er, zum Gelächter seiner Gesellschaft, auf einige Stunden völlig seiner Sprache beraubt. Man stößt die Schalen der schwarzen Algarova in einem hölzernen Mörser, läßt den Brei durch ein Sieb, und knetet ihn mit den Händen zusammen;

die dadurch gebildeten Brodte werden sehr hart; sie heißen Patay, und dienen sowohl zur Speise, als zur Arznei. Neben ihrer nährenden Eigenschaft sind sie sehr wirksam bei Brustbeschwerden, ferner gegen den Stein und dahin einschlagende Uebel. Die daraus gezogene Essenz ist indeß hiezu noch kräftiger.

Eine dritte Art der Algarova, welche von Andern für eine Akazie genommen wird, zeigt noch andere Eigenschaften. Zwar kommen die Blätter denen der vorhergehenden Art gleich, allein die Blumen sind zusammen geballt, klein, von Farbe wie Safran und duften aromatisch. Die Schoten sind scharf und harzig, daher nicht geniesbar. Dagegen benutzt man sie durch Zusatz von Alaun, zum Schwarzfärben der dortigen Wolle. Auch trieft daraus ein Gummi, das dem arabischen gleichkommt.

Endlich liefert eine vierte Sorte der Algarova, aus ihren unschmackhaften Schoten, einen Trank, der als ein treflich schweißtreibendes Mittel bedeutende Krankheiten hebt.

Der wichtigste, oder wenigstens der einträglichste Baum von Paraguay ist indeß wohl derjenige, der den berühmten Thee von Paraguay, den Caamiri-Thee liefert.

Eine genauere Nachricht von diesem höchst einträglichen Produkte verdanken wir gleichfalls dem P. Dobrizhofer, wenn er auch gleich nicht im Stande war,

ihn botanisch zu beschreiben. Der Baum Caa wächst hauptsächlich in den großen Wäldern Mbävera von Paraguay, an den Flüssen Monday und Acanay, gegen 200 Stunden von der Hauptstadt, zwischen dem 25sten Breiten-Grade, auf einem leimichten, nassen Boden, wie das Rohr. Der Gestalt nach kommen diese Bäume mit den Pomeranzen-Bäumen überein, doch übertreffen sie diese an Größe und Dicke. Der P. del Techo giebt ihnen die Größe eines Apfelbaums. Auch die Blätter sind den Blättern der Orangen-Bäume ähnlich, nur sind sie etwas weicher. Die Blüthe ist klein, weiß, fünfblätterigt, und dem Kamme einer Traube ähnlich. Der reife Saamen hat mit dem amerikanischen Pfeffer Aehnlichkeit; allein er ist in einer Schale verschlossen, die da drei bis vier Körner enthält.

Dieser Beschreibung nach scheint es noch zweifelhaft, ob der Baum Caa die Psoralea glandulosa sey, wie verschiedene Botaniker es behaupten.

Die Blätter dieses Baums sind durchgehends unter dem Nahmen des Paraguay-Thees berühmt, und machen einen Handelsartikel von erstaunlichem Werthe aus. Diese Theesammlung erfordert mehrere Monate. Sie wird gewöhnlich von einer Anzahl Spanier, die mit Ochsen, Pferden und Maulthieren versehen sind, unternommen.

Man schneidet die Zweige mit starken Messern von den Bäumen und hängt sie über ein gelindes Feuer;

ſie platzen mit einem Geräuſch wie Schießpulver. Die auf die Art geröſteten Blätter und kleinſten Zweige zerſtampft man mit Hölzern zu Staub. Dies giebt den weniger mühſam bereiteten Thee Yerba de Palos, nach Andern Caaguazu genannt. Er iſt denn auch der wohlfeilſte, denn die Aroba von 25 Pfund koſtet in den Waldungen ſelbſt nur 2 Gulden; in der Stadt Aſſumtion hingegen, wegen der Frachtkoſten bereits das doppelte.

Der Thee Caamiri oder das kleine Kraut, kommt von ein und eben demſelben Baume, ja es iſt faſt gänzlich dieſelbe Subſtanz. Es iſt nämlich nur allein dadurch vom Yerba de Palos unterſchieden, daß bei dieſem die Stengel und holzartigen Theile nicht abgeſondert werden, da hingegen der Caamiri lediglich aus den von den Reiſern genau geſäuberten, und langſam gedörreten Blättern beſteht. Eben daher iſt er aber doppelt ſo theuer.

Iſt dieſer feinere Thee gut bereitet, ſo giebt er ſchon von ſich ſelbſt einen köſtlichen Geruch; dennoch erhöhet man dieſen durch einen Zuſatz, der zu Pulver geriebenen Blätter oder auch der Rinde, des Baumes Unabyra-miri.

Dieſes Stauden-Gewächs, unſern Wachholderbüſchen ähnlich, trägt eine den Miſpeln ähnliche wohlſchmeckende Frucht. Es findet ſich gleichfalls in den

Gegenden von Taruma innerhalb des 24sten Grades südl. zwischen dem Paraguay und der Parana.

Im Vorbeigehen verdient hier ein sehr merkwürdiges Produkt angeführt zu werden, dessen Entstehung der Quabyra-miri veranlaßt. Dies ist das Ameisen-Wachs. Die Ameisen setzen auf den Zweigen dieses Baums ein Wachs ab, das weißer ist als Schnee, aber nur aus kleinen Körnern besteht; es wird von den Weibern besonders eingesammlet. Es verbreitet einen balsamischen, angenehmen Wohlgeruch, schade daß es keine hinreichende Härte oder Consistenz annimmt; Dobrizhofer war genöthiget, jederzeit etwas Bienenwachs hinzu zu setzen, um daraus Wachskerzen zu gießen. Es ist übrigens wegen seiner Farbe und seines Wohlgeruchs so vorzüglich, daß man daraus einen bedeutenden Handelsartikel des Luxus erzielen könnte.

Wenn die zerstoßenen Blätter des Quabyra-miri-Baums dem Caamiri-Thee hinzugesetzt werden, so vermehren sie nicht nur seinen Wohlgeruch, sondern ihre gummösen Theile geben ihm gleichfalls eine bessere Consistenz. Die Kaufleute pflegen die Güte des Caamiris Thees dadurch zu erproben, daß sie das Pulver auf die Hand legen und darauf blasen. Fliegt zu viel davon, so halten sie dies für einen Beweis einer zu starken Ausdorrung, der Gummi des Quabyra-miri verhindert diese.

Der Thee ſelbſt wird wie der chineſiſche benutzt, nämlich man gießt heißes Waſſer darauf; dauert aber die Infuſion zu lange, ſo wird er äußerſt adſtringirend, hat die ſchädlichſten Folgen, und verwandelt das Waſſer in Dinte. Ein mäßiger Gebrauch ſchärft den Appetit, und treibt einen gelinden Schweiß.

Man trinkt den Aufguß gewöhnlich aus Gefäßen von Horn oder gar aus Kürbisſchalen. Dieſe Gefäße, man nennt ſie Maté, haben dem Thee ſelbſt dieſen Nahmen gegeben. Die Reichen laſſen die Gefäße mit Silber beſchlagen und ſaugen den Thee durch ein ſilbernes Rohr, trinken ihn auch aus andern Theegeſchirren, verſetzen ihn aber wegen ſeiner Bitterkeit mit Zucker.

Der Thee wird nach dem Einſammlen und Dörren in große viereckige Schläuche oder Säcke von Ochſenleder gethan; dieſe Schläuche heißen Zurrones oder auch Tercios; jeder Sack hält 7 Arroben (zu 25 Pfund) und jedem Maulthiere werden 2 Säcke zu tragen aufgelegt. Das Thier kennt ſeine Laſt ſo genau, daß es ſich ſelbſt bei einem Zuſatze von wenigen Pfunden auf die Erde wirft, und ſich gegen ſeine Treiber ſträubt.

Der Verbrauch des Thees iſt erſtaunlich groß. Ganz Peru, Chili und Paraguay genießt dieſen Nektar der Neuen-Welt. Viele tauſend Menſchen ſammlen und bereiten ihn und viele tauſend Maulthiere verhehlen ihn faſt durch ganz Süd-Amerika. Allein bei den ſchlechten Wegen, bei dem mühſeligen Einſammlen gehen viele

Maulthiere verlohren, und viele Menschen müssen ernährt werden. Daher gewinnen hauptsächlich nur die Kaufleute, weniger hingegen aber diejenigen, welche den Thee sammlen lassen.

Nur allein nach Peru führt man jährlich 100,000 Arroben, jede zu 7 Laubthalern; also fast für eine Million Thaler. Dennoch hat die feinste, beste Sorte keinen bestimmten Preis. Die ganze Consumtion muß daher einen ungleich größern Werth haben, und man begreift, daß, wenn die Jesuiten ehemals die Regierung von Paragnay ausschließlich besaßen, wie sie durch den Alleinhandel mit diesem Kraute alle die großen Ausgaben der Ernährung vieler tausend Indianer, so wie den großen Aufwand auf die Kirchen und auf die Missions-Anstalten zu verwenden im Stande gewesen sind.

Der Paraguay-Thee ist in Europa besonders deshalb nicht einzuführen, weil er in kurzen seinen Geruch, seine Annehmlichkeit und seine Wirkung verlieren soll.

Die Jesuiten hatten es aber nicht bei den wildwachsenden Caa-Bäumen bewenden lassen; sie hatten mit großer Mühe bedeutende Pflanzungen davon angelegt. Dies erfordert, daß die Kerne, oder der Saamen genau zuvor abgewaschen, jede junge Pflanze wie eine Kohlpflanze versetzt werde, und zwar in großen, abgemessenen Distanzen; sie muß sodann eine eigene Vertiefung um sich haben, um das Regenwasser aufzufangen, ja jedes junge Pflänzchen bedarf sogar eines eige-

nen kleinen Strohschirmes gegen den Reif und die heftigen Südwinde. Auf die Weise gepflegt, belohnt dann der Baum, nach drei bis vier Jahren, seine Wärter reichlich.

Von der großen Menge schätzbarer, vegetabilischer Produkte, z. B. der Sassaparill, der Jalappe, des Sassafras, der China, des Drachenbluts, der Tamarinde, des Cacao und der Vanille; von den trefflichen Cedern und andern Nadelhölzern, so wie von mehreren Palmarten, schweigen wir, und heben nur noch solche aus, die da weniger bekannt sind; schade, daß wir sie nur durch minder sachkundige Reisende haben kennen gelernt.

Die große, treffliche Frucht Quembe ist selbst in Paraguay zu wenig bekannt. Sie wächst an einer Liane, die sich, dem Epheu gleich, an den Bäumen in die Höhe schlingt. Aus diesem festen zähen Strauch (er trägt selbst die dortigen Honigsucher, wenn sie sich, um zum Honig zu gelangen, daran hangen oder darauf setzen) verfertigen die Quaraner Stricke, die Spanier aber sogar Schiffstaue. Aber das Vorzüglichste ist die Frucht. Sie hat fast die Form einer Melone von mehr als 6 Zoll Länge; zuweilen wiegt sie gegen 2 Pfund. Die äußere Haut ist gelblich, warzig und mit schwarzen Punkten bestreut. Ihr Fleisch ist saftig, ungemein süß, und sitzt um einen holzigen Stengel, wie etwa der Maiz. Sie enthält aber eine Menge klei-

ger unmerklichet Stacheln, die man nur erst beim Essen unangenehm gewahr wird. Man darf sie daher nicht lange kauen. „Allein es ist unglaublich, wie an„genehm und gesund die Quembe ist, und wie sehr sie „einen durch langes Gehen ermüdeten, vom Schweiße „triefenden Menschen erquickt.“ (Dobrizh.)

Der Copaiva-Balsam wird aus einem großen Baume (Copaifera officinalis Decandr. Monogyn. L.) von schönem rothen festen Holze gewonnen. Die grossen Blätter sind oval, und stehen an dicken, Zoll langen Stielen. Die Blume hat keinen Kelch und fünf Blättchen. Die Frucht ist von außen braun, sie besteht in einer länglichten Schote, worin sich ein einziger, den Zähnen nachgebender Kern befindet. Schmackhaft ist er nicht sehr, doch genießen ihn die Indianer, noch gieriger aber die Affen.

Den Balsam, oder das Oel erhält man durch tiefes Einschneiden eines Baums von besten Jahren, im dortigen Frühlinge. Dobrizhofer behauptet, dies müsse im Vollmonde geschehen. Um das Ausfließen des Oels desto mehr zu befördern, zünden die Quaranier um den Baum getrocknetes Gesträuch an. In drei Stunden erhält man gegen 12 Pfund. Dieser helle, weiße Balsam dient nicht nur als ein treffliches Heilmittel für Wunden, besonders bei solchen, die von Schlangen gebissen worden; man gebraucht ihn gleichfalls, jedoch nur tropfenweise, innerlich gegen die Ruhr und andere

Beschwerden, die von Schwäche herrühren. Ebenfalls dient er den Mahlern zu einigen Firnißarten.

Zwei andere Bäume, die vielleicht dereinst für den Handel wichtig werden können, sind der Anguay, auch Ybirapaye genannt, und der Abatitimbaby. Der erste ist ein sehr hoher, starker Baum, dessen hartes, röthliches und wohlriechendes Holz zur Verarbeitung trefflich ist, daneben giebt er einen herrlichen Balsam. Wenn von ihm der wahre Peruanische Balsam herrührt, dann wäre dies das Myroxylon Peruiferum L.

Aus dem zweiten Baume trieft gleichfalls ein sehr schönes goldgelbes Harz; es ist so rein und durchsichtig als Crystall. Die Indianer setzen ausgearbeitete hohle Formen an den Baum, und lassen das herabtriefende Harz in diese hineinfließen. Es erhärtet an der Luft, und so erhalten sie schöne, bernsteingleiche Zierrathen, z. B. Ohrgehänge, Kreuze, Halsschmuck u. dgl. Man sollte darauf schwören, sagt der Missionär, sie wären von Crystall. Sie widerstehen auch aller Feuchtigkeit, nur sind sie sehr zerbrechlich.

Der Baum Molle giebt ein schönes Holz zu Tischlerarbeit; schade, daß es leichte fault. Seine Blätter dienen zum Ledergerben, der Stamm liefert einen sehr wohlriechenden Weihrauch, und die Frucht schmeckt lieblicher als die Algaroba, nur köpft der daraus gekochte, und zum Getränk mit Wasser vermischte Syrop gnhaltend.

Auf den Anhöhen wächst der Mbocayay. Er trägt Trauben von eßbaren Datteln, woraus man gleichfalls ein Oel preßt, das dem Olivenöl fast gleich zu schätzen steht. Eben dieser Baum erzeugt auch Fäden, die da stärker sind als Hanf, und denen Wilden zu Sehnen ihrer Bogen und zu Angelschnüren dienen.

Endlich mag der Quebracho oder Axtbrecher (Hacha die Axt, und Quebrar zerbrechen), diese Anzeige der kaum aufzuzählenden nutzbaren Pflanzen-Produkte von Paraguay beschließen. Es giebt zwei Gattungen der Axtbrecher, den weißen und den rothen. Beide führen ihren Namen mit Recht; die Axt des Holzhauers zerspringt an dem harten Holze, wenn es nicht im grünen Zustande oder ganz frisch bearbeitet wird. Das Holz des weißen Quebrachos kommt unserm Buxbaum gleich; das des rothen oder des Quebracho colorado ist treflich gemarbelt, wie rother Porphyr. Diese Schönheit zeigt sich erst, wenn er gefället wird, und entsteht durch ein Harz, das sodann von dem inneren Theile nach außen fließt und ihm den vorzüglichen rothen Glanz mittheilt.

Die belebtere Welt dieser Länder ist unerschöpflich. Sie kommt indeß im Ganzen ziemlich mit der von Peru und Brasilien überein. Es reiche daher hin, nur einige Merkwürdigkeiten und Seltenheiten davon beizubringen.

Zuerst verdient die erstaunliche Vermehrung der von uns dorthin verpflanzten großen Hausthiere einer be-

ſonderm Erwähnung. Sie machen einen Hauptartickel des Handels, und überhaupt des Reichthums von Paraguay aus.

Das Hornvieh, welches von einigen wenigen Thieren abſtammt, die die Spanier bald nach der Entdekkung des Landes dahin führten, iſt dort von der Größe des Ungariſchen, dabei vielfarbig, trägt aber, da es wild geworden, den Kopf hoch und trotzig.

Um die Mitte des eben verfloſſenen Jahrhunderts war ihre Population ſo erſtaunlich groß, daß die Reiſenden ihren Weg in den großen Savannen ſich nur vermittelſt eigener vorausgeſandter Reuter durch dies wilde Rindvieh bahnen konnten. Dazumal galt ein Ochſe einen Real de Plata, alſo nur 5 gute Groſchen. Ein jeder Spanier, der ſeine Meierei vergrößern wollte, miethete für einige Ellen Zeug einige Reuter, und dieſe fiengen ihm dafür in wenigen Wochen zehntauſend Stück Ochſen und Kühe.

Indeß muß hundert Jahr früher der Preis eines Ochſen noch geringer geweſen ſeyn. Der aus Holz ſchön geſchnitzte Altar zu St. Borgia am Uraguay, ſoll ohne Vergoldung 30 tauſend Ochſen gekoſtet haben; dennoch war er nur ein Werk der dortigen Indier, der Guaraniер, die ein Miſſionär im Bildſchnitzen unterrichtet hatte. (Dobrizhofer.)

Man fängt dies wilde Hornvieh vermittelſt lederner Schlingen. Ein Riemen wird dem Ochſen über die

Hörner geworfen, während daß ein Anderer den zweiten Riemen um die Hinterfüße wirft, ihn sodann auf den Rücken springt, und durch einen gut geführten Stich in den Hals tödtet.

Eine Ochsenhaut von drei Ellen und von gutem Leder, wie es die dortige Polizei festgesetzt hat, galt noch (1760) 6 Gulden; der ganze Ochse hingegen nur 4. Das Zubereiten des Felles, das da seine Haare nicht verliehren darf, macht diesen sonderbaren Unterschied.

Bei dem allgemeinen Schlachten des Hornviehes wird kaum auf das Fleisch geachtet. Das Fett, die Zunge sind, außer der Haut, worauf es besonders angesehen ist, oftmals nur die einzigen Theile, welche man aufbewahrt, besonders da das Ochsentalg fast gänzlich den Mangel an Butter, der aus Nachläßigkeit herrscht, ersetzen muß.

Die Carcasse überläßt man bei großen Jagden auf Hornvieh gewöhnlich den wilden Hunden, Tiegern, Geiern und Raben. Durch diese übertriebenen Metzeleien hat sich denn das Hornvieh allerdings vermindert.

Vormals nahm ein Schiff eine Ladung von 80, ja 100 tausend Ochsenfellen mit. Dies setzt eine weit größere Anzahl erlegter Thiere voraus, da nämlich nur die starken Ochsenfelle zum Handel brauchbar waren. Anjetzt machen 30000 schon eine beträchtliche Ladung; und die gesammte Summe der ausgeführten Häute beträgt jetzt wohl schwerlich 1 Million.

Das Rindfleisch ist übrigens zugleich eine Hauptnahrung der dortigen Armen; der Neger, der Quaraniер, und anderer Indianer, so wie der Arbeitsleute und Dienstboten auf den großen Meiereien.

Auch giebt es einzelne Meiereien, die auf 100000 Stück Vieh zählen. Der Flecken Yapeyu am Uraguay besaß allein 500,000, und die Mission St. Michael noch mehr.

Um sich aber einen richtigen Begriff von der ganzen Rindvieh-Population dieser Länder zu machen, so denke man hiezu nun die große Menge, welche die Indianer heimlich schlachten; ferner die, welche von feindlichen Indiern erlegt werden, endlich diejenigen, welche die wilden Hunde und andere reißende Thiere tödten.

Der Verbrauch ist dagegen gleichfalls erstaunlich. So z. B. erforderten die 7000 Quaranier, welche St. Michael bewohnten, zu ihrem Unterhalte täglich 40 Ochsen; und außer den angeführten 30000 Häuten als Schiffsladung, verbrauchten dort die Spanier viele Tausende zu Sätteln, Stricken, Schläuchen, Zäumen, zum Einpacken des Paraguay-Thees, der ungeheuren Menge des dort erzielten Tobacks, und jeder Neger, ja jeder der geringsten Volksklasse bedient sich einer Ochsenhaut statt des Bettes.

Der Reichthum an Pferden steht hier dem an Hornvieh nicht viel nach. Es ist sehr unrecht, wenn man

die Pferde von diesen Ländern für schlecht, klein und kraftlos ausgiebt.

Die jetzt ungeheure Pferdezucht von Paraguay stammt von den ersten 7 Pferden ab, die die Spanier herüberführten. Aus diesen spanischen Pferden ist denn eine Race von Pferden entstanden, die freilich nicht völlig ihren spanischen Ahnherren gleichkommen, dennoch aber bei weitem nicht so schlecht sind, als Hr. v. Pauw und selbst Robertson behaupten. Sie sind guten europäischen Pferden völlig gleich, nur daß sie weder die Größe noch die Stärke der größten Holsteiner oder Steiermarker Kutschpferde erreichen. Dennoch muß Dobrizhofer selbst gestehen, daß sie früher ermüden als die unsrigen, weniger dauerhaft und nicht so stark sind. Selbst auf einer kurzen Reise muß ein Reuter mehrere Pferde mit sich nehmen; dasjenige, dessen er sich des Vormittags bedient hat, muß den Nachmittag ungeritten bleiben.

Indeß sey man auch billig. Das europäische Pferd wird gepflegt, und mit Heu, Hafer oder anderm Getraide gut genährt. Das Paraguayische hingegen muß kümmerlich sein Futter in jenen großen Steppen selbst suchen, muß hiezu viel umhertraben; es ist der Nässe, Hitze und nächtlichen Kälte blos gestellt. Auch erhalten die dortigen Pferde, sobald man sie gehörig wartet und füttert, eine weit ansehnlichere Leibesgröße, Stärke und Dauerhaftigkeit. Indeß findet doch auch ein An-

ſerſchied unter den Pferden ſtatt. Die von der Miſſion von St. Jakob de Storea ſind den übrigen vorzuziehen, und ſie verdanken dies beſonders der nahrhaften Fütterung mit der Algarova, oder dem Johannisbrodte. Auch findet ſich eine große Verſchiedenheit der Farben unter ihnen. Die Falben und die Schimmel ſtanden beſonders wegen ihrer Gelehrigkeit vormals in Anſehen.

Die Anzahl der dortigen wilden Pferde überſteigt unſere Begriffe.

„Die ganze weite Ebene von Rio de la Plata, auf „200 Meilen weit ringsumher, iſt ganz mit wilden, umherirrenden Pferden bedeckt. Hievon kann jeder ſo „viel nehmen, als er will. In wenigen Tagen bringen etliche Reuter viel tauſend Pferde nach Hauſe. „Mit Erſtaunen ſah ich einmal, wie ſechs Spanier, „die ſich mit der Pferdejagd abgaben, auf einmal 2000 „Pferde bei Cordova zum Verkaufe trieben. Man bezahlte ſie mit einigen Ellen baumwollen Zeug; dieſe „rollten ſie wie einen Mantel zuſammen und banden ſie „hinter ſich an den Sattel feſt. So kehrten die Pferdehändler, die kurz zuvor mit großem Geräuſch und „unter einer Wolke von Staub daher kamen, ſtill und „ruhig wieder zu Hauſe.“ (Dobrizhofer.)

Die Pferdejagd wird auf mehrere Art betrieben. Man fängt ſie entweder einzeln, mit Schlingen; oder auch in großen Maſſen, indem man Felder trichterförmig

mig umzäunt, und sie, wie die Fische in den großen Fischreiche dahineintreibt. Nach diesen Thatsachen ist es begreiflich, wie einzelne Meiereien 50000 Pferde besitzen, und wie der Preis des einzelnen, unberittenen Pferdes unglaublich gering ist. Vormals (1697) kaufte der P. Sepp für 1 Thaler Werth 20, für ein Hufeisen 6, für eine Pfeife 3 Pferde, und für 2 Nähnadeln ein schönes Pferd. Selbst in unsern Zeiten bezahlt man ein bereits zugerittenes Pferd, nur mit 2 Thaler.

Die Anwendung oder der Gebrauch der Pferde ist hier denn auch sehr mannichfaltig.

Jede Klasse der Einwohner bedient sich ihrer nicht blos zu Reisen, Spazierenreiten und Kirchgängen, sondern zum Holz- und Wasserholen; die Pferde müssen ferner das Korn austreten (dreschen) und in den Mühlen rossen. Viele indische Nationen leben fast beständig auf den Pferden *), nähren sich auch von ihrem Fleische; und die Spanier schlachten jährlich eine Menge Stuten nur allein um das Fett zum Gerben der Hirschhäute zu benutzen. Ueberdies werden eine große Zahl Pferde von den Tiegern und den wilden Hunden zerrissen, und viele Füllen gehen bei den Jagden verlohren.

Auch an Maulthieren sind Paraguay und Tukuman erstaunlich reich. Man zieht sie, ungeachtet ihrer Falschheit und daher rührenden Unsicherheit, den Pferden

*) Man sehe weiter unten.

häufig vor; theils weil ſie auf ſchroffen Wegen beſſer fortkommen, theils weil ſie überhaupt mit ſehr groſſer Vorſicht auftreten. Nur iſt ihre Furcht vor dem Tieger im Stande, das beſte Maulthier auſſer ſich und den Reuter in Todesgefahr zu ſetzen. Durch das paniſche Schrecken, welches ihnen die Witterung, ſelbſt eines todten Tiegers einflöſſte, wurden auf einmal viel tauſend Maulthiere ihren Treibern bei Cordova flüchtig; und ungeachtet vieler angewandten Mühe und der gröſſten Schnelligkeit der ihnen nachſetzenden Reuter, giengen 2000 davon verlohren. Wegen ihrer Vorzüglichkeit zum Tragen ſowohl des Paraguay-Thees, als der Mineralien in den Gebirgen, treiben dieſe Länder einen ſo bedeutenden Handel mit Maulthieren, daß Peru allein jährl. 30000 davon eintauſcht. Daher halten dann einige Meiereien groſſe Heerden von Eſeln, auch findet man ſehr viele wilde Eſel. Zum Reiten bedient man ſich ihrer aber nie; ſelbſt ein Neger hielte es ſich zum Schimpfe einen Eſel zu beſteigen. Viele Eſel ſchlachtet man, um das Fell zum Gerben zu benutzen.

Endlich hat auch das Land einen Ueberfluß an Wollevieh. Die hieſigen Schafe ſtammen gleichfalls, ſo wie alle Hausthiere, aus Spanien, und ihre Wolle iſt, wenn gleich von der ſpaniſchen ausgeartet, dennoch nicht ſchlecht. Einzelne Guaraniſche Kolonien zählen auf 30000 Schafe, und groſſe Meiereien von 10 bis 30 tauſend.

Der Gebrauch des Fleisches ist aber bei der Gefräßigkeit der Indianer sehr groß, und die Wolle dient fast lediglich zu ihren Kleidungen.

Auch unsere Hunde sind in Paraguay wild geworden. Sie haben sich in den weitläuftigen Ebenen durch die Leichtigkeit von Ochsen- und wilden Eselfleisch zu leben, so erstaunlich vermehrt, daß sie den Rindviehhandel stark beeinträchtigen. Sie erlegen nämlich in Gesellschaften vereint, jeden großen Stier und jedes wilde Pferd; ja sie greifen sogar, wenn der Hunger sie treibt, einen Menschen zu Pferde an. Man sahe sich deshalb einmal genöthiget, Soldaten gegen die Uebermacht dieser bösen, kühnen Thiere zu schicken; allein da diese nach der Rückkehr von ihrer Expedition Hundeschläger geschimpft wurden, so konnte der Gouverneur nachmals das Militär nie weiter hiezu bewegen. Daher nehmen sie noch weiter Ueberhand, denn die Einwohner, so sehr sie auch ihre Schädlichkeit fühlen, wollen sich nicht entehren, etwas Bedeutendes gegen sie zu unternehmen.

Die eingebornen wilden Thiere sind hier im Ganzen nicht verschieden von denen, welche wir bereits bei den Ländern am Maranon und ihm zugefloßenen Flüssen erwähnt haben. Der Tieger (Yaguarate) ist auch hier das gefährlichste, und der Tapir oder Anta das größte wilde Thier. Die sumpfigen Wälder Mbaevera, woselbst der Baum Caa, der Theebaum, so häufig

wächst, sind ein Hauptsitz des Tapirs, und die Indier machen auch deshalb Jagd darauf, weil sich in dem Magen dieses Thiers ein, unserm Bezoarstein ähnliches Concret erzeugt, das von den Einwohnern für ein wichtiges Arzneimittel, besonders bei Entzündungen oder ähnlichen Krankheiten, angesehen wird.

Unter den großen Thieren nennen die Missionärs auch den Hirsch (vielleicht Cerv. mexicanus L. der Bay von Guiana). Er soll dem europäischen nichts nachgeben, und sie unterscheiden ihn genau vom dortigen Reh. Letzteres ist auch hier einer seltnen Zähmung fähig. Ein von einem Geistlichen auferzogenes Reh gab hievon ein seltenes Beispiel. Durch Kuhmilch groß geworden und an diese Thiere gewöhnt, folgte es stets den Kühen auf die Weide; allein es kehrte nur nach Willkühr von dort zurück, oft nur tief in der Nacht; und dann klopfte das treue Thier mit seinen Pfoten an die verschlossene Thür seines Herrn, um eingelassen zu werden.

Allerorten begleitete es diesen, er mogte ausreiten oder ausgehen; selbst durch eine Schaar von Hunden, die es anzugreifen droheten, suchte es sich durch zu schlagen; freilich trug dazu das Halsband mit Glocken sehr viel bei; denn dieses Geläute war den Hunden fremd und daher furchtbar.

Merkwürdig war aber besonders seine Nahrung. Unter den vielartigen Dingen, denn es fraß nicht nur

Wurzeln, Kräuter und Brodt, sondern sogar Fleisch, schien ihm nichts köstlicher als Papier.

„Meine Hefte über die Philosophie, sagt Dobrizhofer, die uns der Lehrer diktirt hatte, fraß es fast gänzlich auf; Musikalien mauste es mir von meinem Tische, und verzehrte sie.“

Auch war nur allein Papier die Lockspeise, der es nicht widerstehen konnte, als es einst die Freiheit gesucht hatte. Schon hatte es sich in die Wälder verlaufen, wo die Indianer es zu Zeiten erblickten. Der Missionär suchte es endlich selbst auf, und nur dadurch, daß er ihm ein Blatt Papier hinzeigte, näherte es sich ihm, wiewohl mit Zittern. Ein Blatt nach dem andern fraß es aus seiner Hand, und ließ sich hiedurch von neuem aus der Freiheit in die Sklaverei locken. Es blieb auch seinem Herrn getreu, bis daß ein starkes Maulthier, mit dem es sich auf eine höchst sonderbare Weise in einen Kampf einließ (es trat hiebei auf die Hinterbeine und schlug mit den Vorderbeinen auf das Maulthier los), es durch einen einzigen Schlag tödtete.

Auch bei uns ist das Reh einer ziemlichen Zähmung fähig, indeß scheint dem amerikanischen doch mehr zuzutrauen, als den unsrigen, die, wie Büffon bemerkt, leicht launig und selbst bösartig werden. Dobrizhofer führt nämlich noch ein Beispiel an, da eine zahme Rehkuh sich zwar zur Brunstzeit in den Wald verlief, allein

nachdem sie gesetzt hatte, kehrte sie mit ihren Jungen wieder zur Wohnung ihres Herrn zurück.

Die Natur und Lage der hier beschriebenen Länder setzt schon die große Anzahl amerikanischer Affen; ferner die Cavien, die Stinkthiere, Ameisenfresser und Armadille voraus. Von letztern verdient es noch angemerkt zu werden, daß sie Fleisch fressen. Sie sollen sich, des Mangels der Vorder- und Hundszähne ungeachtet, hauptsächlich von den Leichnamen der todten Pferde dort nähren, und ihr Fleisch deshalb verabscheuet werden.

Eine unbekannte Merkwürdigkeit ist wohl der dortige Maulwurf Ykipara. Er macht ein so starkes, schaudererregendes Getöse unter der Erde, daß man glaubt, man höre Pauken.

Was für ein Reichthum zeigt sich hier für die Ornithologie, für die Ichthyologie, für die Lehre der Amphibien und Insekten? Sehr viele der dahingehörigen Thierarten sind aber den benachbarten Ländern gemein, und viele andere sind durchaus unbekannt oder wenigstens unbeschrieben.

Dieser große Erdstrich gewährt zugleich einen neuen Beweis des allgemeinen Naturgesetzes für die Bevölkerung des Landes *), daß nämlich die Anzahl aller lebenden Substanzen mit der Wärme des Klimas

*) M. s. Geogr. Zoolog. III. B. S. 50.

und den Graden der Feuchtigkeit in gleichem Verhältniß stehe.

Die Masse der Thiere ist nämlich hier so erstaunlich, daß einige Arten selbst den Menschen vertreiben.

Die Missionaren bezeugen, eine außerordentlich große Rattenart breche in Paraguay oftmals in solchen Zügen hervor, daß die Landleute wegen ihrer Menge ihre Häuser, ja ihre Ländereien verlassen. „Aus den „südlichen Gegenden von Buenos-Ayres fiel ein ganzes Heer Ratten in Tukuman ein, und verwüstete „Aecker, Häuser und Scheuren. Ueber die Flüsse, die „ihnen im Wege standen, schwammen sie ohne Furcht. „Die ungeheure Felderstrecke, die sie durchzogen, war „nach ihrem Abzuge wie gebahnt. Die paraguayischen „Landleute erschraken über die zahllose Menge Ratten, „verließen ihre Wohnungen und ergriffen die Flucht." Dobrizhofer.)

Zu Buenos-Ayres zählt man zuweilen auf einem Haufen 500 solcher Ratten; und in einem frisch geschlachteten Ochsen fanden sich einmal 500!

Fast eine ähnliche Fruchtbarkeit findet dort bei den Kröten statt. Zu Conception, an dem Flusse Galado, wimmelt es oftmals auf allen Gassen von so vielen und schlüpfrigen Kröten, daß man nicht auf der Erde, sondern auf Eis zu gehen glaubt.

Ein gleiches Uebermaaß zeigt sich hier von Insekten. So sieht man fast alle Jahre in Paraguay uns

1.) die Pipa 2.) die gehörnte Kröte.

geheure Heere sehr großer Heuschrecken; die Abiponer nennen sie Aorkani. Ziehen sie über ein Land hin, so verursachen sie eine furchtbare Finsterniß, die Sonne wird umnebelt, und selbst das Tageslicht verdunkelt.

Fast in nicht geringerer Menge fallen hier mehrere Arten der Fliegen zur Last. Die geringste Wunde sowohl bei Thieren als selbst bei Menschen wird mit ihren Eiern, und daher mit peinigenden Maden belegt.

Noch giebt es dort unzählige Blutigel, oftmals gleich nach einem Regen, wie aus der Erde hervorgewachsen, um das nackte Bein des Indiers auszusaugen; ferner Holzböcke (Acari), die in großer Menge über Thiere und Menschen herfallen.

Allein von allen diesen schädlichen Thierarten ist keine mehr zu fürchten, als die verschiedenen Gattungen von Ameisen. So wie in dem gegenüberliegenden Afrika, scheinen sie auch hier von der Natur mit dazu bestimmt zu seyn, die Schädlichkeit der übermäßigen Quantität organischer Körper, die da absterben oder in Fäulniß übergehen, zu mindern. Sie tragen auch darin den Charakter der Termiten in Afrika *), daß sie, gleich ihnen, große feste Gebäude aufführen; Dobrizhofer sahe längst der Parana dergleichen Ameisenhaufen, die drei Ellen hoch und dabei so fest waren, wie stei-

*) M. s. den ersten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

neune Pyramiden. Die Spanier höhlen sie daher sorgfältig aus und bedienen sich ihrer zum Brodtbacken. Allein, gerade wie die Termiten unterminiren sie auch ganze Häuser; selbst das Missionshaus, und ein Theil der Kirche wäre beinahe dadurch zusammen gestürzt. Auch sind sie die Zerstörer grosser Pflanzungen, und ganz vorzüglich des hiesigen Weinbaues. Es ist zu bedauern, daß bis jetzt keiner der Missionare uns mit hinreichender Kenntniß die große Menge der dortigen Insekten zu beschreiben verstand. Denn was wäre hier für die Entomologie zu thun, woselbst 5 bis 6 Arten Leucht-Käfer und, wie Dobrizhofer gesteht, eine unübersehbare Menge Arten von Schmetterlingen, Bienen, Horniſſen, Fliegen, Heuschrecken und andere Insekten die Felder bedecken und die Luft anfüllen.

Doch genug von den Thieren, wir eilen zu den Bewohnern dieser reichen Weltgegend.

Der Mensch.

a) Der Originalbewohner, der Amerikaner.

Auch hier, wie in den schönsten Theilen der nördlichen neuen Welt, zeigt sich das traurigste Schauspiel für die Menschheit. Eine kaum bestimmbare Anzahl einzelner Menschenstämme oder Familien, ohne festes

Obdach, ohne eigene Sicherheit, feindlich gegen einander, ja gegen die gesammte Natur, lebt oftmals, mitten im Besitze der herrlichsten, so reichlich ihnen dargebotenen Gaben in tiefer Dürftigkeit; reibt sich unter einander selbst auf, und verschmachtet, wie Tantalus, umringt von unerschöpflicher Fülle.

Nur allein in Chaco nennt Jülg ein halb hundert wilder Volksstämme; und auch bei diesen ist es merkwürdig, daß, so nahe sie oft an einander grenzen, sie dennoch äußerst von einander verschiedene Sprachen reden. Und was für Sprachen! selbst der durch die zusammen gehäuften Mitlauter einiger slavischen Sprachen gewandt gemachten Zunge, und dem abgestumpften Ohre werden sie schwer und widrig scheinen. Wie mögen z. B. die Sprachen der Völker klingen, die sich Gotocoguedeguis oder Lichagotegodeguis nennen?

In der Sprache der Abiponer kommen einzelne Worte von 20 Buchstaben vor. Einige Beispiele von Worten dieser bedeutenden Völkerschaft mögen die Schwierigkeiten dieser Sprachen erläutern.

Rikapit heißt, ich liebe; Rikapichieroa, ich liebe dich; Rikapichialta, wir lieben einander. Hapagranatran, ich lehre; Hapagiankatapegeta, ich lehre dich; Napagranatranak, ein Lehrer. Heinokachiuätapegioà, du lobest mich! Das Uebelste hiebei aber ist, daß viele dieser Sylben, wenn gleich auf einerlei Art geschrieben, dennoch verschieden ausgespro-

chen werden. Zwar hat Dobrizhofer dies durch Accente verschiedener Art anzudeuten gesucht *), allein er gesteht selbst, daß auch diese Bezeichnung kaum hinreichend sey; denn vieles werde in einem singenden Tone geredet, und lasse sich daher eher durch Musiknoten ausdrücken.

Solcher Sprachen mußten die Missionare 14 blos für die von ihnen in Paraguay, oder wenigstens im Gouvernement von la Plata, zu unterrichtenden Indier, studiren, und in einigen hielten sie ihre Kirchenreden!

Es wäre ermüdend, hier alle Nationen aufzuzählen und zu nennen, deren die verschiedenen Reisenden als hier einheimisch erwähnen.

Nur von einigen der volkreichsten, und durch den Umgang mit den Europäern bekanntesten zeigen wir die Beschaffenheit, die Sitten und Gewohnheiten kürzlich an.

Es ist höchst merkwürdig, wie sich selbst noch jetzt die indischen Nationen dieses ungeheuren Gouvernements, gleichsam durch eigene Wahl in zwei Abtheilungen von einander unterscheiden. Es giebt nämlich beritttene und unberittene Nationen. Warum suchen die letzteren sich nicht gleichfalls beritten zu ma-

*) Die Leser zu schonen sind diese hier weggelassen, da sie ohne Erklärung unverständlich blieben.

chen, da sie täglich die übergroßen Vortheile sehen, welche die berittenen Nationen in den Kriegen gegen die Spanier und gegen sie selbst haben, da ihnen die unzählbare Menge wilder, leicht einzufangender Pferde täglich vor Augen steht, und da sie von den übrigen Nationen an körperlichen Fähigkeiten nicht besonders übertroffen werden?

Zu den berittenen Nationen von Ansehen und Mächtigkeit gehören besonders die Abiponer, die Macobies, Tobas, Mbayas, Amokobis, Quaycurus, Quenoas, welche letztere wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, und worunter die Charruas noch in den neuesten Zeiten den Spaniern sehr gefährlich waren.

Unter den unberittenen Nationen sind die Guaranies, Lules, Pisiines, die Homoampas, Vilelas, Chuniples, Yook, Ocoles, Vazaines, Mataquayes, wie auch die vielen Waldbewohner, von welchen die Quafaki besonders merkwürdig sind.

Die berittenen Nationen übertreffen aber die unberittenen sowohl an Leibesstärke, als an Lebensdauer. Sollte nicht die stärkere, anhaltende Bewegung hieran Theil haben?

Es giebt Nationen dieser Länder, die sich zu beiden Abtheilungen rechnen ließen, dahin gehört eins der wildesten Raubvölker; die längst den Flüssen Paraguay und Parana hausenden Payaguas.

Sie waren vormals mehr auf dem Waſſer als auf dem Lande zu Hauſe; ſie nahmen mit ihren groſſen Kähnen bedeutende Schiffe der Spanier. Im Schwimmen, Tauchen, Schiffen und Fiſchen beſitzen ſie eine kaum glaubliche Geſchicklichkeit. Selbſt im heftigſten Sturme wagt ſich der Payaquas mit ſeiner Familie, heiter und zuverſichtlich, auf den groſſen Strom. Stürzt der Kahn um, ſo ſetzen ſie ſich auf die umgekehrte Seite, und in dieſer reitenden Stellung fahren ſie ihrer Beſtimmung nach. Gebirge von Waſſer ſtürzen über ſie hin; ſie trotzen den Wellen; ringen und lachen des drohenden Wirbels. In die unterſten Tiefen ſtürzen ſie ſich hinab, bleiben eine Zeitlang unter dem Waſſer, und ſteigen mit einem dort gefangenen Fiſch wieder hervor.

Ihre Kriegskähne, welche 40 Mann faſſen, höhlten ſie ehemals nur allein durchs Feuer und eine ſteinerne Axt aus, und fuhren auf 400 Meilen von Aſſumption ſüdwärts in die groſſe Parana gegen die Spanier; raubten, mordeten und braunten in ihren Kolonien alles nieder.

Dieſe Payaquas, groſſe und ſtarke Menſchen haben ihre Furchtbarkeit noch durch gräßliche Ausſtaffirung erhöhet. In die durchborte Unterlippe ſtecken ſie lange Stäbchen von Holz oder von glänzendem Metall, die ihnen bis zu der Bruſt hinab reichen; bei den Guaraniern heißt dieſer volle Schmuck Tembita; bei einigen Waldnationen iſt die Tembita von jenem ſchönen bern-

steingleichen Gummi. An das eine Ohr binden sie einen großen Geierflügel; den Haaren geben sie einen blutrothen Glanz. Um den Hals, die Arme und Beine tragen sie Schnüre von großen Glaskugeln, und bemahlen den ganzen Körper mit allerlei Farben; ja, um selbst den Hinterleib anstreichen zu können, handelten sie von den Spaniern kleine Spiegel ein. Indeß, wenn gleich die Männer vormals durchaus nackt giengen, so bedeckte sich dennoch das andere Geschlecht sehr anständig mit künstlich gewebten, wollenen Zeuge.

Dieses Volk bediente sich aber zu Lande auch oftmals der Pferde, führte Spieße, Bogen und Pfeil mit großer Gewandtheit und Kühnheit, und that mithin den Spaniern auf zwiefache Art sehr viel Schaden.

Endlich ist es dem Gouverneur de la Moneda, nach häufigem und starkem Anstrengen, gelungen, sie zu Paaren zu treiben, durch die Geistlichen den größten Theil von ihnen in eine Mission zu vereinigen, und sie zur Ruhe und zum Christenthum zu führen; indeß leben noch mehrere Payaquos in steter Fehde mit den Spaniern.

Unter den unberittenen Nationen verdient die Hauptnation von Paraguay, die Nation der Guaranier, oder Quaranier, auch deshalb hier zuerst genannt zu werden, weil sie durch die Spanier gewöhnt worden ist, sich häufig der Pferde zu bedienen.

Es ist dies aber zugleich die zahlreichste Nation von Paraguay. Der gröste Theil derselben wohnt in grossen Flecken oder Ortschaften, zwischen und an den Ufern der großen Flüsse Parana, Paraguay und Uraguay. Diese sind hauptsächlich durch die Bemühung der Jesuiten zum Christenthum übergegangen, und zugleich den Spaniern mit der entschiedensten Treue ergeben.

Den Guaraniern haben die Spanier einzig und allein es zu verdanken, daß sie noch in dem Besitze dieses Landes sind. Denn da sich die übrigen wilden Völkerschaften mehrmals mit einander verbunden hatten, die Spanier zu vertilgen, so wäre die geringe Anzahl der dortigen Europäer, ohne die wichtige Hülfe der Guaranier, nie vermögend gewesen, ihnen Widerstand zu leisten. Oftmals kamen diese treuen Bundesgenossen ihnen mit einer Armee von 8 und mehr tausend Mann auf das glücklichste zu Hülfe. Sie bedienen sich in ihren Kriegen gleichfalls der Pferde, da sie sonst den Ackerbauen und Viehzucht treiben und überhaupt ruhigere Menschen sind.

Im Jahre 1762 betrug ihre Volksmenge in den 30 Ortschaften 141000 Menschen. Vormals war ihre Zahl noch stärker gewesen; allein hauptsächlich durch die Kinderblattern und die fast eben so schädlichen Masern hatte sie sich so weit vermindert, daß im Jahre 1767, als die Jesuiten aus Paraguay vertrieben wurden, nur noch etwa 100000 Menschen übrig waren;

dennoch waren noch zwei neue Kolonien hinzu gekommen, die da über 4000 Einwohner enthielten.

Die Sprache der Guaranier findet sich besonders deshalb sehr weit verbreitet, weil es in den Wüsteneien am Yguazu, Caremа, Monday und Acaray und andern dortigen Flüssen noch viele heidnische herumstreifende Guranier giebt.

Daher reden wahrscheinlich die bedeutende kriegerische Nation der Chirignaner noch guaranisch.

Im Jahre 1767 zählte Jolis, der sich lange als Missionär unter ihnen aufgehalten, über 40000 Chirignaner. Diese darf man aber nur als den Rest eines ehemals weit zahlreicheren Volks ansehen. Sie leben gegen die Cordilleren von Peru nach Tarija hin, und nehmen dort einen Landstrich ein, etwa 100 Meilen lang und 50 breit. Vormals wurden sie von den Spaniern mit Recht sehr gefürchtet. Sie waren eben so tapfer als hartnäckig und grausam. Nicht nur ihre gefangenen Feinde fraßen sie, sie verzehrten sogar die Verstorbenen ihrer eigenen Nation. Jetzt leben sie mit den Spaniern ziemlich friedlich, und viele von ihnen sind zur christlichen Religion übergegangen; diese wohnten (1767) in 5 Dorfschaften und trieben Ackerbau.

Zu den volkreichen Nationen gehören dann gleichfalls die Guanas, die Guajacuras und die Chiquiten. Jolis schätzt die Anzahl dieses in Chaco wohnenden Volks auf 45000, und beschreibt sie als äußerst gutar-

rig. Dahingegen die Guajacuras oder Quaycurus, eine berittene Nation, noch jetzt den Spaniern furchtbar bleibt. Sie haben der Beschreibung nach so viel ähnliches mit den Abiponen in ihrer Lebensart, daß die sogleich zu gebende Nachricht von letzteren, auch größtentheils auf sie anwendbar seyn wird. Die Ueberlegenheit über jene gutartigen Guanas ist so groß, daß sie, obgleich weit minder an Volkszahl, diese dennoch beherrschen.

Die Chiquiten wohnen zwischen den 16. und 23. Graden südl. Breite, erstrecken sich gegen Osten fast auf 140 Stunden bis an den Fluß Paraguay hin, gegen Westen bis nach St. Cruz de la Sierra; in Norden machen die Tapuriſchen Alpen ihre Grenzen. Von Gestalt sind sie groß und wohlgebauet, haben ein längliches Gesicht, gehen fast gänzlich unbedeckt, nur die Caziken tragen eine kurze Weste, und die Weiber einen kleinen Schurz.

Sie sind wegen ihrer niedrigen Wohnungen berühmt; da diese die Gestalt eines Backofens haben und eine so enge Oeffnung, daß sie hineinkriechen oder schlüpfen müssen, so haben sie selbst hievon ihren Nahmen erhalten. Für öffentliche Zusammenkünfte errichten sie indeß eigene große Häuser. Dem P. Burgos zufolge, haben sie durchaus keinen Begrif von der Gottheit, noch von einer Zukunft, und leben gänzlich nur der Sinnlichkeit gemäß. Eben daher leiden sie wider die Ge-

wohnheit der übrigen Wilden, keine Zauberer; und dies ist desto merkwürdiger, da sie demungeachtet aus dem verschiedenen Gesange der Vögel die künftigen Ereignisse zu erforschen glauben.

Die Weiber werden zwar nicht wie Sklaven behandelt, indeß besorgen sie dennoch fast die ganze Haushaltung. Sie nehmen aber an den Tänzen Antheil, ob sie gleich einen eigenen Kreis um den der tanzenden Männer bilden. Zur Musik hiebei werden zwei Flöten von zwei jungen Tschikiten geblasen.

Ein großer Theil dieser Nation ist durch die Missionare getauft. Im Jahre 1767 enthielten die für sie errichteten 10 Ortschaften 24000 Seelen.

Unter den berittenen Nationen gehört eine der ersten Stellen den Abiponern. Von ihr haben wir die umständlichsten Nachrichten, und da mehrere der dortigen Nationen ihnen an Gestalt, Sitten und Lebensart ähnlich sind, so wird es hinreichen, die Abiponer, nach dem Bilde, welches uns ihr Geschichtschreiber, Dobrizhofer, freilich mit kaum glaublicher Weitschweifigkeit davon gegeben hat, hier genauer zu beschreiben.

Wenn gleich die Abiponer keinen festen Wohnsitz haben, da sie fast stets auf der Reise sind oder zu Pferde umherschweifen, so stellen sie dennoch ihre Streifzüge nur innerhalb gewisser Grenzen an. Dies sind die weiten Ebenen zwischen dem Rio Vermejo (auch der große

Fluß oder Inate genannt) und St. Fe; also etwa vom 23sten bis gegen den 32sten Breiten Grade, von Osten nach Westen aber anjetzt von der Parana bis gegen St. Jakob und Cordova. Auf dieser großen Ebene sieht man keine bleibende Wohnung, obgleich dort fast jeder Ort eine Benennung hat, die ihm von irgend einer bemerkenswerthen Begebenheit, so sich daselbst zutrug, beigelegt ist. So z. B. heißt der eine das Vogelnest (Netagrana Lpatage) wegen der dort auf hohen Bäumen nistenden großen Vögel; ein anderer, das Kreuz (Liquinranala) weil die Spanier dort vormals ein Kreuz errichtet haben, u. s. w.

Diese Nation zeichnet sich durch einen vorzüglich hohen Wuchs aus. Man sieht niemals einen ungestalteten und nur äußerst selten einen Mann von kleiner Gestalt. Dagegen findet man unter ihnen Modelle des schönsten männlichen Körperbaus.

Es war indeß merkwürdig, daß gerade ein Paar ihrer berühmtesten Anführer, oder Caziken, klein waren; allein in ihrem kleinen Körper wohnten große Kriegstalente, und gerade der, welchen die Spanier (el petizo) den Kleinen nannten, war der von ihnen am meisten Gefürchtete.

Ihre Physiognomie ist einnehmend und regelmäßig, die Nase gebogen und gut gebildet; das Auge schwarz, aber klein; die Farbe bräunlich, hauptsächlich eine Folge ihrer Lebensart. Denn das andere Geschlecht, welches

ſich nicht ſtets aller Witterung und der brennenden Sonne bloßſtellt, ja ſogar Sonnenſchirme trägt, iſt um vieles weißer.

Das Haar iſt, wie bei allen hieſigen Nationen, dick, kohlſchwarz und lang. Das Barthaar hingegen iſt äuſſerſt dünn geſäet; dennoch reißen es ihnen eigene Frauen mit Zangen von Horn aus, nachdem ſie zuvor den Bart mit Aſche eingerieben haben. Auch dulden ſie überhaupt kein Haar am Leibe, ſelbſt nicht einmal die der Augenlieder. Sie lachen über die ſtarken Augenbraunen der Europäer, und nennen ſie Straußenbrüder, weil der Strauß ſich durch ſtarkes Augenhaar auszeichnet. Sogar das Haupthaar reißen beide Geſchlechter vorn an der Stirne ſehr weit hinweg.

Die wilden Abiponer ſcheeren ſich das übrige Haupthaar rund, die chriſtlichen tragen hingegen einen Zopf. Nur den Witwen wird das Haupthaar gänzlich abgeſchoren; dies iſt nämlich das Zeichen tiefer Trauer, und das Abſcheeren geſchieht unter lautem Wehklagen. Das für tragen ſie ſodann eine, von ſchwarzen und grünen Fäden gewebte Kappe, bis zu einer zweiten Verheirathung.

Die Abiponer ſind ihres groſſen breitſchultrigen Baues gemäß, ſehr ſtark, gewandt und dauerhaft. Die ſtete Bewegung erlaubt ihnen nie fett zu werden, alles iſt bei ihnen Sehne und Muſkel. Oft reiten ſie mehrere Wochen auf ihrem Sattel vom härteſten Leder, ohne

Steigbügel, und werden nie wund; ja bei anhaltendem Reiten wird das Pferd selbst wund, der Reuter nicht, so hart ist ihre Haut. Nach dem längsten Ritt werfen sie sich auf den feuchten Boden nieder, bringen darauf die Nacht, ja oftmals viele Tage im heftigsten Regen hin, ohne zu erkranken. Sie kennen keine Verkältung, Gicht, Schwindsucht noch Brüche. Sie schwimmen über die größten Flüsse; selbst in den Wellen der grossen Parana sieht man von ihnen oft nur die Köpfe über dem Wasser, und hiebei plaudern und scherzen sie mit einander.

Ist ihnen bei ihren Expeditionen ein Dorn tief in das Fleisch gedrungen, so schneiden sie ihn mit dem Fleische heraus, ohne irgend ein äußeres Zeichen von Schmerzen. Zu dieser Gefühllosigkeit bringen sie es durch Uebung von zarter Jugend an. Die Knaben zerstechen und zerschneiden sich die Arme, und die Männer fordern sich bei ihren Gelagen zu ähnlichen Operationen förmlich heraus, selbst, worüber man erstaunt, die aller empfindlichsten Glieder zu zerfetzen.

Bei ihrem Reiten zeigen sogar neunzig jährige Greise die größte Gewandtheit; schwingen sich ohne Steigbügel auf das wildeste Pferd, stehen darauf aufrecht, um den Feind auszuspähen, bleiben Tagelang ohne Bedekkung des Kopfes der brennenden Sonne ausgesetzt, und übernachten in der Kälte oder in der Feuchtigkeit.

Ebenfalls besitzen sie große Behendigkeit und die schärfsten Sinne. Sie erklettern sehr schnell die höchsten Bäume, um den Honig der wilden Bienen aufzusuchen, haben den feinsten Geruch und unterscheiden deutlich den kleinsten Gegenstand in einer Entfernung, wo ein europäisches Auge kaum seiner gewahr wird.

Auch dauert ihr Wohlbefinden bis ins höchste Alter. Stirbt ein Mann von 80 Jahren, so sagen sie, er sey jung gestorben; selbst die ältesten nehmen aber ihre weißen Zähne, und oftmals ihr schwarzes Haar mit ins Grab. Dennoch überleben gewöhnlich die Weiber ihre Männer. Dobrizhofer kannte eine sehr große Anzahl Wirwen, die über 100 Jahr alt waren.

Diese treffliche Leibeskonstitution verdankt aber der Abiponer seiner ganzen Lebensweise und seiner Erziehung. Keine Art von Ausschweifung in der Wollust ist ihm bekannt; auch heirathet er nie vor etlichen zwanzig Jahren, und bleibt seiner, selbst nicht zu jungen, keuschen Gattin auf das strengste getreu; so erzeugen Starke wiederum Starke *).

Sogar im Aeußern bezeugen sie die größte Schamhaftigkeit. Nie wird man junge Mädchen mit Jünglingen nur zusammen finden; und sollten sich Gesellschaften von beiden Geschlechtern zufällig treffen, so entfernen sich sogleich die Jünglinge. Beide Geschlech-

*) Fortes fortibus creantur. Tacit.

ter sind von früher Jugend gewohnt, sich fast täglich zu baden. Da hat jedes einen eigenen, unverletzlichen Badeplatz. Die Mutter tränkt ihr Kind selbst, badet es sofort nach der Geburt in kaltem Wasser; schlägt es nachläßig in altes Zeug oder in eine Otterhaut, und läßt es frei auf dem Boden umherkriechen. Keine Windeln, keine enge Kleidung beschränken den freien Gebrauch der Glieder, oder erschweren den Kreislauf und die übrigen Funktionen der inneren Theile.

Auf ihren Zügen zu Pferde, denn die Weiber reiten auf eben die Weise und mit gleicher Fertigkeit als die Männer, legt die Mutter das Kind in einen Sack von wilder Schweinshaut, der zur Seite des Pferdes, neben jungen Hunden und Kürbissen herabhängt. Oft nimmt aber auch der Vater sein noch saugendes Söhnchen freudig vorn aufs Pferd.

Bei dem häufigen Baden übt sich die Mutter zugleich im Schwimmen, und drückt mit der einen Hand den Säugling an die Brust, während das sie mit der andern rudert. Erreicht das Kind nur einige Größe, so wirft sie es in den Fluß, und lehrt es hiebei selbst schwimmen. Kaum über die erste Zeit hinaus, sieht man schon die Knaben mit ihren kleinen Gewehren, Bogen und Pfeil, auf Vögel und andere kleine Thiere Jagd machen, wie auch nach dem Ziele schießen. Sodann fangen sie bereits an, sich auf das Pferd zu schwingen und Wettrennen unter einander zu halten.

Bei dieser Erziehung ist ihre Nahrung sehr einfach. Wasser der Flüsse und Moräste, nicht einmal Brunnenwasser, ist ihr Getränk; frisches Wildpret, Vögel und Fische, höchstens etwas geröstet, nie gekocht, ist ihre Speise.

Wer sieht nicht in diesem Bilde die alten Deutschen des Tacitus und Cäsars? Auch sie waren ächte Muster langer Keuschheit, und großer körperlicher Anstrengung; auch sie lebten von einfacher, fast roher Kost, schlürften größtentheils das Oxygen der freien Luft ein; setzten sich aller Witterung aus, übten sich stets im Schwimmen und Baden; hingen nur weitläufiges Gewand oder Wildfelle um ihre starken fast nackten Glieder; ertrugen hohe Grade der Kälte und Hitze, und wurden, was wir nicht mehr sind, herkulische Menschen, die fast ohne Krankheiten, freilich auch ohne vieles Denken, und ohne Verfeinerung ein hohes, zufriedenes Alter erreichten.

Was sind wir aber dagegen anjetzt? kleine schwächliche Menschen, mit hundertartigen Uebeln beladen. Das Mädchen verblühet bereits nach 20 Jahren; der Jüngling wird vor der Zeit ein Greis, und die anhaltendsten, traurigsten Krankheiten führen ihn nach tausendfältigen Leiden ins Grab.

Wie sollte auch die Natur des Menschen da noch ihre Vollkraft behalten, wo bereits die vom unreifen Manne erzeugte Frucht, von der Mutter oft durch Ein-

zwängung, oft durch Kleidung, die dem schwachen Körper bei unserm Klima gänzlich zuwider läuft, verwahrloset; nicht einmal die einzige ihm passende Nahrung, die Muttermilch, erhält. Ja, wenn das Gefühl hiezu noch laut genug spricht, wie ist selbst diese Nahrung erkranket? Von warmen Getränken aller Art erschlafft, von robenden Bällen erhizt, oder von inneren Nahrungssorgen, die der ungeheure Luxus täglich vermehrt, gemartert, reicht die Mutter, dem schon in seiner Entstehung kränklichen Säugling die Brust, tränkt ihn bald mit Wasser, bald mit Galle, und theilt ihm hiedurch alle die Uebel ihres siechen, elenden Lebens mit.

Indeß trafen in etwas früheren Zeiten diese Verwahrlosungen unseres Geschlechts nur größtentheils die höheren Menschenklassen; der kleinere Theil ward nur Preis gegeben. Allein jezt greift das Uebel, wie die Gangrene, auf das schnelleste nach jeder Richtung um sich. Selbst dem sonst gesundesten, derben Ackersmann, dem abgehärteten Arbeiter inokulirt man die Schwäche. Auch er sezt den nährenden Kornsaft zurück, brauet entweder wirklichen Kaffee, oder erschlafft noch ärger durch die ganz Deutschland überwuchernde Giftpflanze, die Cichorie. Sie füllt den Säckel einzelner Menschen, stiehlt zum Unglücke unseres Vaterlandes den nahrhaften Kornarten den Boden, und zerknickt die Ueberbleibsel deutscher Mannskraft.

Es ist wahrlich ein tödtender Gedanke, eine grosse, tapfere Nation in elende Menschen durch Mode und übertriebene Verfeinerung verwandelt zu sehen, zu sehen, wie die höheren und niederen Klassen Nerv, Geist und Macht verlieren; wie sie von der einen Seite, durch alles was die betrügerische Einbildungskraft stachelt, die Vernunft, den wahren Geist ersticken, und von der andern den Körper bald durch indische, den Gaumen täuschende Waaren, bald selbst durch geschmacklose einheimische Erschlaffungsmittel in Ohnmacht versenken.

Was vermag auch hiegegen die Arzneikunde, wäre sie selbst höher gestiegen, als sie dies nicht ist? Ihr schafft die Kinderblattern hinweg, durch die Vaccinirung, während daß Gicht, Atonie, Impotenz, Nervenkrankheiten aller Art aus der neuen Kleidungsmode, aus den alle Kraft hinwegspühlenden Getränken, und aus tausend, Geist und Sitten verderbenden Lesereien hervorgehen, und jede Klasse von Menschen verkümmern.

Nicht etwa reicht es hin, die Aerzte, Wundärzte und Hebammen zu prüfen, die Apotheken zu untersuchen und die Arzneimittel zu taxiren, über die Hospitäler strenge Aufsicht zu halten, gegen epidemische Krankheiten des Menschen und der Hausthiere zu wachen, die Anstalten zur Wiedererweckung Verunglückter zu reguliren, oder endlich einzelne Fälle der gerichtlichen Arzneikunde zu entscheiden, ohnehin nur eine Zugabe zu jenen bedeutenderen Geschäften; nein, so schätzbar, so wichtig jene Pflichten der Medicis

nal-Anſtalten auch ſind, ſo bleibt dennoch eines ihrer Haupt-geſchäfte: die Fürſorge für geſunde Nahrung, und die Wegräumung alles deſſen, wodurch der Menſch verkrüppelt werden kann. Es gilt hier der gegenwärtigen und der zukünftigen Generation, und wenn der Geiſt des Menſchen einmal unaufhaltſam vorwärts gegangen iſt, wenn dadurch neue Erfindungen, neue Arten des Genuſſes, neue Bedürfniſſe nothwendig entſtanden ſind, dann muß die Medicinal-Anſtalt mit umfaſſenden, ſachkundigen Blick alles überſchauen, was unſerm Geſchlecht für Veränderungen daraus erwachſen ſind, und, von der Regierung kraftvoll unterſtützt, alles zu verhüten oder wegzuräumen ſuchen, wodurch es kann gefährdet werden.

Auf die Weiſe tritt Kultur gegen Ueberkultur auf, und während daß ſie die Fortſchritte des Menſchen nicht hemmet, verhütet ſie die Uebel, die ihr Mißbrauch hervorzubringen im Stande iſt.

Dann würde auch unſer Phyſiſches nicht ſo hart mit dem der Deutſchen des Tacitus, noch mit der Stärke und Dauer der Abiponer kontraſtiren. Wir kehren, nach dieſer wohl nicht ganz unnützen Abſchweifung, zu ihnen zurück.

So frugal der Abiponer gewöhnlich auch lebt, ſo iſt er dennoch nicht ſtets ſo mäßig. Er nimmt oftmals in einer Mahlzeit erſtaunlich viel zu ſich; und zwar auſſer dem Honig und dem Johannisbrodte, größtentheils Fleiſch. Hierin wird er nur von den Guaraniern über-

troffen. Dieſen giebt man nämlich Schuld, daß ein Einziger in wenig Stunden ein kleines Kalb verzehren könne. Dagegen ſind die Abiponer auf langen Zügen, gleichſam wie das Raubthier, zum Faſten geſchaffen; ſie ertragen ruhig, ja ſcherzend den Hunger.

Seine Wohnung findet dieſer ſtarke Menſch aller Orten ſelbſt noch leichter als ſeine Nahrung. Eine Decke von Binſen (Rohr) bildet das Haus. Zwei Stangen ſteckt er in die Erde, hieran befeſtiget er die Decke, und wann es der heftige Regen oder Wind nöthig macht, ſchlägt er dieſe zwei- bis dreimal zuſammen. Um dieſes leichtfügige Gezelt wird in ſchlimmer Jahrszeit ein Graben gezogen, worin ſich das abfließende Waſſer ſammlen kann. Die Pferde werden völlig frei auf die Weide geſchickt; um ſie aber bequem wieder zu finden, geſellet man ihnen eine ſehr zahme Stute zu, die ein Glöckchen am Halſe trägt. Die Pferde verſammlen ſich um ſie durch das Geläut, daher nennen die Spanier auch dieſe Führerin, la Madrina, die Mutter.

Sind ihre Häuſer einfach, ſo ſind es ihre Fahrzeuge noch mehr.

Eine ſtarke haarigte, ungegerbete Ochſenhaut, wovon der Hals und die Füße abgeſchnitten ſind, wird an den vier Seiten etwa vier Spannen hoch aufgeſtülpt, und durch Riemen in ſolcher Stellung ſo lange aufrecht erhalten, bis ſie dieſe Form dauerhaft annimmt. Auf

den Boden dieſer Pelotas, wie die Spanier ſie nennen, legt man die über den Fluß zu führenden Waaren oder das Reiſe-Gepäck, und derjenige, welcher hinüberſetzen will, tritt in die Mitte, um das Gleichgewicht zu erhalten. Ein Schwimmer faßt einen an die Haut gebundenen Strick zwiſchen die Zähne, und zieht, indem er über den Fluß mit ſeinen Armen hinüber rudert, das einfache Fahrzeug nebſt der ganzen Ladung an das jenſeitige Ufer. Man ſchaudert ſich auf dieſem elenden Leder, mitten auf einer großen, reißenden, oft tobenden Waſſermaſſe zu ſinden. Indeß gewöhnen ſich ſelbſt die Miſſionare hieran; und höchſtens verunglückt der Führer durch einen, bei dieſen ſtarken, geübten Schwimmern äußerſt ſelten eintretenden Krampf; auch dann kommen faſt jederzeit die Ladung und der Mann glücklich hinüber.

Die Kleidung und der ganze Hausrath des Abiponers iſt eben ſo einfach. Ein viereckiges Zeug oder bei kälterer Witterung zuſammen genähete Otterfelle, werden über die Schultern geworfen und zuweilen noch darüber ein weiter Mantel, der unter dem Halſe zuſammen geknüpft iſt. Ein ſolches einfaches Gewand iſt aus Wolle oder auch Baumwolle von den Weibern gewebt, und mit verſchiedenen Farben bemahlt. Schuhe, Strümpfe und Beinkleider ſind ihnen unbekannt. Auch der Kopf iſt gewöhnlich unbedeckt, doch tragen Einige auf langen Reiſen eine rothe wollene Binde; es iſt ein

vorzügliches Mittel, den Kopf gegen die heftige Sonne zu schützen. In den letztern Zeiten haben sie indeß angefangen unsere Hüthe zu schätzen.

Die Kleidung der Weiber weicht nicht sehr von der eben beschriebenen der Männer ab, nur ist alles nach der Verschiedenheit ihres Körpers etwas anders eingerichtet. Ihr eigentlicher Putz besteht in Figuren, die sie der Haut einätzen, also in Tatowiren. Diese Operation geschieht vermittelst scharfer Dornen; in die aufgerissene Haut streuen sie sodann Asche. Selbst die Mädchen dürfen sich, sobald sie mannbar geworden sind, dieser sehr schmerzhaften Operation nicht, ohne Schande, entziehen. Sonderbar genug ist es, daß alle Abiponer auf der Stirn ein so tatowirtes Kreutz tragen, dabei haben sie an den Augenwinkeln zwei kurze Striche, und im übrigen Gesichte verschiedene gerade Linien. Das andere Geschlecht ist so bunt wie türkische Tapeten an Armen und Beinen.

Ihr Hausrath, der so wie ihre Garderobe, die Arbeit ihrer fleißigen Weiber ist, besteht in einigen irdenen, gebrannten und bemahlten Töpfen; auch führt eine reisende Abiponerin stets ein aus dem härtesten Holze verfertigtes Instrument mit sich, das in der Mitte rund, an beiden Seiten aber wie ein Spathen flach geschnitten ist. Sie graben damit Wurzeln, deren Genießbarkeit ihnen bekannt ist, aus der Erde; und im

Falle der Noth dient es ihnen zum Gewehr gegen den Feind.

Auf diesen Zügen fehlt es denn nie an einer Menge Hunde. Sie werden von den Weibern mit vorzüglicher Sorgfalt zusammen gerufen, um bei den Pferden herzulaufen, denn sie kennen zu gut ihren Werth. Durch sie wird die ganze Caravane auf gewisse Art erhalten; sie treiben das Wildpret und die Strauße auf, fangen selbst Ottern und Kaninchen und andere eßbare Thiere. Dabei kosten sie nichts zu unterhalten, man überläßt ihnen nämlich den Kopf und die Eingeweide.

Die Hunde in Paraguay stammen, wie gesagt, aus unserem Continente ab, und tragen auch hier alle die verschiedenen Farben und Formen, wie die europäischen. Allein sehr starke, große Hunde, z. B. Doggen oder große Fleischerhunde, finden sich durchaus nicht, so wenig als Pudel. Dieser gänzliche Mangel großer Hunderacen ist deshalb merkwürdig, weil die Spanier zur Zeit der Eroberung dieser Länder, eine sehr große starke Hunderace dort mit hinübernahmen, und sich derselben, auf eine höchst grausame Art, in ihren Gefechten gegen die armen, nackten Indianer bedienten, ja selbst Gefangene davon zerreißen ließen.

Die jetzt hier wild gewordenen Hunde, obgleich es ihnen bei dem Uebermaaß an Fleische nicht an guter Nahrung fehlt, sind nur von mittlerer Größe, besitzen aber einen scharfen Geruch zur Witterung des Wildes,

Geschwindigkeit es einzuholen und zeigen große Wachsamkeit und Treue gegen ihre Herren. Haben sie auch an Größe und Stärke verlohren, so ist dies dennoch nicht der Fall, wie Büffon und Paw behaupten, in Rücksicht ihrer Gescheutheit und ihrer Stimme. Sie sind sehr gute Jagdhunde und bellen hier Tag und Nacht zur Sicherheit ihrer Herren. Allein sie haben hier noch einige Eigenschaften, die den unsrigen fremd sind. Da sie besonders fruchtbar sind, eine Hündin wirft selten weniger als zwölfe, so tragen sie die äusserste Fürsorge für ihr Lager zum Werfen. Sie graben sich, wie die Füchse, hiezu eine Höhle oder Grube in die Erde; den Eingang dazu machen sie sehr enge, und lassen ihn nur in schlangenmäßigen Krümmungen an die Oberfläche treten. Auf die Weise entdeckt man ihr Lager weniger, und der stärkste Regen dringt nicht hinein. Unverkenntlich giebt diese Sonderbarkeit des hiesigen Hundes einen Beweis mehr, daß der Fuchs einer der Ureltern unseres zahmen Hundes war. Er verlernte seiner Vorfahren angebohrnes Talent, weil er es im Hause seines Herrn nicht bedurfte.

Ebenfalls ist es merkwürdig, daß man in Paraguay nie etwas von dem Tollwerden des Hundes gehört hat. Büffon schreibt dies der mindern Hitze der neuen Welt zu, allein es wäre leicht dies zu widerlegen, wenn es nicht zu weit von unserer Richtung abführte. Indeß ist das Faktum wahr, und für die Amerikaner ein Glück.

Die vormals sehr bedeutende Nation der Abiponer ist anjetzt sehr zusammen geschmolzen. Ihre gesamte Völkerschaft ist hauptsächlich in drei Unterabtheilungen oder Stämme getheilt, in die Rükahe; sie leben auf ofnem Felde; in die Nakaigetergehe, die hauptsächlich in den Wäldern wohnt; und in die Yaaukaniga; diese letzteren bildeten anfangs eine eigene Nation, sind aber anjetzt von den Spaniern fast gänzlich aufgerieben.

Jeder dieser drei Stämme war ehemals sehr zahlreich, anjetzt hingegen enthalten sie mit einander zusammen genommen nur 5000 Köpfe. Es giebt mehrere Ursachen dieser außerordentlichen Volksabnahme. Hieher gehören die inneren Zwistigkeiten; ferner die Kriege gegen die Spanier, sodann die Kinderblattern und endlich die schaudererregende Gewohnheit der Weiber die Frucht zu tödten. Die Gewohnheit, sich von dem Manne gänzlich, während der Zeit des Säugens zu entfernen, ist eine der Haupturſachen dieser Grausamkeit. Sie stillen nämlich die Kinder bis ins dritte Jahr. Die Männer, dieser Enthaltung überdrüssig, nehmen andere Frauen; die Mutter verkürzt daher diese Zeit nur zu häufig durch den Mord des Säuglings. Sie verschonen aber die weiblichen Geburten von den männlichen aus schmuzigem Eigennuz.* Da nämlich bei ihnen die Polygamie eingeführt ist, und die Mädchen verkauft werden, so erhalten die Mütter größtentheils diese. Daher ist auch die Anzahl der Weiber weit größer, als

die der Männer; man sieht bei Heerzügen eine große Schaar Weiber und Töchter.

So sehr nun auch die Nation der Abiponer zusammen geschmolzen ist, so ist sie dennoch den Spaniern noch sehr gefährlich, sowohl wegen ihrer Stärke und Gewandtheit, als besonders wegen des eingewurzelten Hasses, den sie gegen die Eroberer ihrer väterlichen Wohnsitze hegen. Sie wären aber noch mehr zu fürchten, wenn nicht viele Abiponer durch die Missionäre getauft und in Pflanzstädten zu einer ruhigeren Lebensart übergegangen wären. Hiedurch sind denn auch oftmals neue Spaltungen unter den beiden noch übrigen Stämmen selbst entsprungen.

Ein solcher Krieg der beiden Stämme gegen einander, führt uns hier zu einem Fall, der von den Fähigkeiten dieses Volks einen bedeutenden Aufschluß giebt. Er liefert nämlich einen Beweis von ihrer Rednerkunst, er zeigt uns, daß, da der Missionär aufs feierlichste versichert, die hier (stückweise) gelieferte Rede sey wirklich eine treue Uebersetzung der Rede eines Oberhaupts der Abiponer, daß diese Nation weit mehr Geist- und Bildungsfähigkeit besitzt, als man dies so vagabonden und rohen Menschen zutrauen sollte.

Ychdalay und Debayakaikin, die Anführer oder Cazikes der beiden Stämme, der Ruhaker und der Nakaiketergehes, lieferten einander ein blutiges Treffen. Der erstere siegte darin auf das entschiedenste, er er-

stach Debayakaikin mit der Lanze, hieb ihm nebst fünf seiner vornehmsten Kriegsleute die Köpfe ab, und brachte sie sodann im Triumph mit sich zu Hause in die Pfahlstadt. Hier ließ er einen hohen Galgen errichten und die Köpfe der Feinde daran aufhängen. Er hielt darauf vom Pferde folgende Rede an das umher versammelte Volk.

„Sehet hier die Strafe für die so vielmal gebro„chene Treue! Sehet die Siegeszeichen unserer Tapfer„keit! Weidet nun eure Augen an den Köpfen der ver„derblichsten unter den Feinden, die mich so lange nicht „zu Athem kommen ließen, die uns so viel schlaflose „Nächte verursacht, zu so beschwerlichen Zügen genö„thiget, so tiefe Wunden geschlagen haben. Dieser „(der Debayakaykin) das Haupt der wider uns ver„schwornen Schaaren, konnte nie weder uns besiegen, „noch von uns besiegt werden. Endlich entschied jener „große Tag unser abwechselndes, zweideutiges Kriegs„loos, da er uns, die wir an kein Gefecht dachten, „und um alles zu gestehen, dasselbe vermieden, den „herrlichen Sieg aufdrang. Laßt auch das Glück an „dem Ausgange dieses Gefechts immer seinen Antheil „haben, ihr müßt dennoch gestehen, daß ihr ihn noch „mehr unserer Tapferkeit schuldig seyd. Denjenigen, „der so lange euren Hälsen drohete, hat endlich diese „Bande entzweit; er kann niemals mehr drohen, nie

„mehr gefürchtet werden. Auch soll er nicht von euch „beweint werden, er, der wirklich aller Thränen, wo„durch ihr andere Todte zu betrauern pflegt, ganz un„werth ist. Obgleich mit uns dem Blute nach ver„wandt, war doch sein Herz stets von uns entfernt. „Sein ganzer Haß, alle seine Betrügereien, Wuth und „Galle goß er über uns aus. Hier ist nun das Haupt, „das so viele Verrätherei ausgekocht hat. Höhnet nun „den Meineidigen, aber er sey euch auch zum warnen„den Beispiel, damit euch nicht einst das nämliche „Schicksal treffe. Seyd eingedenk, daß ihr den Spa„niern eure Treue verpfändet habt; seyd rechtschaffen „und mir, der ich für eure Wohlfahrt Sorge trage, „folgsam. Den elenden Rest der Feinde achte ich nur „gering. Die Streitbarsten liegen auf dem Schlacht„felde; die Uebriggebliebenen sind feige und flüchtig, „und nur darum noch am Leben, weil sie vor unsern „Augen und Händen flohen. Wenn die Quelle versie„get ist, vertrocknen auch die kleineren Bäche. Hat „man einmal der Schlange den Kopf abgeschnitten, so „ist der Ueberrest ihres Körpers, wenn er sich auch noch „eine Zeitlang reget, unschädlich und verdorret in we„nigen Stunden.“ — So sprach Yhoalay.

Wenn gleich einige Wiederholungen in dieser Rede vorkommen, so ist dennoch das Ganze gar nicht schlecht geordnet, auch die Gleichnisse schlecht gewählt; ja es

ſcheint auch hier weniger Aufwand von Metaphern als in den Reden der Nordamerikaniſchen Wilden *).

Der Miſſionär bemerkt mit vielem Recht, daß die Abiponer ſich beredter und fertiger ausdrücken, als unſere deutſchen, geringeren Volksklaſſen; ja man dürfte einen ſolchen Vortrag, unvorbereitet, ſicher von manchem Europäer der gebildeteren Stände vergeblich erwarten.

Dies führt uns zu den Fähigkeiten der indianiſchen Nationen dieſer Länder überhaupt; man wird finden, daß auch hierin die Verächter der neuen Welt dieſe durch zu dunkel gefärbte Gläſer anſahen.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Hauptnation von Paraguay, die Guaranier, durch die Jeſuiten vielartige Fertigkeiten in den Künſten erlangt haben.

Die Jeſuiten wählten gewöhnlich, aus weit verbreiteten und zahlreichen Geſellſchaften, ſolche Männer zu Miſſionaren, welche, außer den Lehren der katholiſchen Religion, die zu bekehrenden Indier mehrere brauchbare Künſte zu lehren im Stande waren. Es wurden daher von Spanien aus nicht bloß Spanier oder Portugieſen, oder Italiener, ſondern beſonders viel deutſche Miſſionäre nach Paraguay geſandt, weil man unter letzteren beſonders viel Tonkünſtler, Sänger, Componiſten, Inſtrumentenmacher, Baumeiſter, Aerzte, Wundärzte und

*) M. ſ. den 3ten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs.

auch Handwerker antraf. Die Musik macht nämlich einen besondern Eindruck auf die rohen Nationen, und jene Väter wußten dies trefflich zu ihrer Absicht zu benutzen.

Indeß gewannen doch offenbar diese rohen Menschen selbst *). Ihre Fähigkeiten wurden so weit entwickelt, daß man in den Ortschaften der Guaranier von dieser Nation geschickte Tonkünstler, Instrumentenmacher, Mahler, Bildhauer, Baumeister, Uhrmacher, Glockengießer, Weber und mehrere Arten geschickter Handwerker antraf. Sie wurden bald fertige Abschreiber, sowohl von Aufsätzen in ihrer eigenen Sprache als im Lateinischen; sie druckten und gossen hiezu die Lettern selbst.

Auch zeigten sie ein außerordentliches Gedächtniß. Einige obrigkeitliche Personen in den Ortschaften von Paraguay, dort geborne Indianer sagten nach angehörter Predigt der Missionäre, ihrem auf dem großen Platze hierzu versammleten Volke, diese Predigt auf das genaueste wieder her.

Hatten sie eine Symphonie zwei, bis dreimal durchgespielt, wobei sie kein Auge von den Noten lassen, so spielten sie diese aus dem Kopfe ohne den mindesten Fehler wieder her. Uebrigens erlernen sie alles leichter was sie sehen, als was ihnen nur allein durch das Ohr

*) Man sehe hievon weiter unten.

zugeführt wird. Daher schnitzen und machen sie nach einem vorgelegten Modell sehr geschickt; ohne Modell hingegen bringen sie fast nie etwas Geschenktes zu Stande, man mag ihnen irgend etwas noch so deutlich angeben. Erfindungskraft, Genie, scheint ihnen fremd; nur Nachahmungsgeist ward ihnen zu Theil, dieser aber in einem ziemlich hohen Grade.

Tiefere Denkkraft oder nur Anstrengung im Nachdenken ist gleichfalls nicht ihr Werk. Sie sehen nur auf das Gegenwärtige, und sind über die Zukunft unbesorgt. Daher darf man ihnen kaum eine Religion beilegen.

Als einer der Missionären sich einstens mit jenem gescheuten Redner, den Caziken Pchoalay über die Größe und Schönheit des gestirnten Himmels unterhielt, und ihn auf die Ordnung und Weisheit, die in der gesamten Natur herrscht, aufmerksam zu machen suchte, so befragte er ihn: Was dünkt dir also wohl von dem Urheber und Regierer dieser herrlichen Natur? Was haben eure Väter darüber gedacht? „Mein Vater, antwortete Pchoalay, unsere Ahnen sahen sich bloß auf „der Erde um, und bekümmerten sich nur allein um „Gras und Wasser für ihre Pferde. Was im Himmel „vorgieng, wer die Gestirne gemacht habe, und sie regiere, darauf dachten sie nicht.“

Auch die Idee eines Gottes scheint bei den Guaraniern nicht viel bestimmter zu seyn. Sie sollen, sagen

die Missionare, Gott, Tupa, nennen; dies Wort ist aber aus zwei andern zusammen gesetzt; Tu ist ein Zwischenwort (Empfindungswort) der Verwunderung, und Pa ein Fragewort. Sie rufen daher stets, wenn es donnert, Tupa! Dies ist also überhaupt nur ein Ausdruck des Schreckens.

Der Begriff einer speciellen Vorsicht ist ihnen sogar zuwider. Als der Pater Sepp ihnen sagte, Gott walte über alles, er sähe alles, bemerke alles, es geschähe nichts ohne seine Zulassung, sie könnten daher seiner Vorsicht trauen; antwortete der Indianer: „Vater, ich verlange aber einen solchen Gott gar nicht, „der alles sieht, alles bemerkt, was ich thue, und sich „um alles bekümmert."

Dennoch herrscht auch bei diesen Indianern vielartiger Aberglauben. Die Abiponer halten die Plejaden (das Siebengestirn) für das Bild ihrer Vorfahren. Da nun dieses nördlichere Gestirn in Südamerika einige Monate nicht sichtbar ist, so sagen sie, ihr Großvater sey krank. Sie fürchten seinen Tod, und feiern daher seine Wiedererscheinung durch ein eigenes Plejadenfest.

Sobald nämlich das Siebengestirn von einer Anzahl Indier wieder erblickt wird, rufen sie ihm zu: Wie danken wir dir! Endlich bist du zu uns zurück gekehrt! Du bist also glücklich wieder gesund worden! Am folgenden Tage sammlen sie sogleich Honig, um daraus ihren Wein (oder vielmehr Meht) für das Plejadenfest

zu bereiten. Die hierauf versammelte Menge theilt sich in mehrere Partheien. Die verheiratheten Männer setzen sich auf Tigerhäute zum Trinken; die Weiber heulen einen Gesang, die Unverheiratheten scherzen und lachen. Die Nacht wird durch Fackeln erhellet, und eine Schwarzkünstlerin, die Hauptperson des Festes, tanzt nach dem Geklapper eines Kürbis, der mit harten Körnern angefüllt ist. Hierauf folgt eine schreckliche Musik von Kriegspfeifen, Hörnern und dem lauten Jubelgeschrei der Umstehenden. Selbst aber bei diesem allgemeinen Feste und Trinkgelage sieht man keine Unanständigkeit; die Mädchen halten sich stets zusammen, entfernt von den Jünglingen.

Diese Schwarzkünstlerinnen werden gleichfalls aufgerufen, das Zukünftige bei bedeutenden Unternehmungen vorher zu sagen; wobei sie sich außer jener Kürbisklapper, Zaubertrommeln (Töpfe mit Rehhaut überzogen) bedienen. Sie suchen selbst hiedurch die Verstorbenen wieder hervorzurufen, und sie zu berathfragen.

Große Ungewitter und ähnliche Phänomene schreiben sie dann auch auf Rechnung der Zauberei. Natürlich sind diesen Völkern auch die Sonnen- und Mondfinsternisse furchtbar; sie heulen gegen das Gestirn stets: Tayreta! d. i. du Armer (Unglücklicher) denn sie fürchten dessen gänzliche Verlöschung.

Die zuvor erwähnte Nation der Chiquiten glaubt, daß diese Gestirne bei ihrer Verfinsterung von den Luf-

hunden zerfleischet werde. Daher schießen sie einen ganzen Hagel von Pfeilen gegen den Himmel, um jene zu tödten.

Es ist übrigens merkwürdig, daß sowohl diese Völker, als auch die Mocobis, Tobas und andere berittene Nationen in Chaco, ob sie gleich nie einen Gott annehmen, den Teufel, den sie Balichu nennen, für einen ihrer Ahnen annehmen, und ihn daher auch verehren.

Unläugbar haben die Missionäre sehr vieles dazu beigetragen, diesen vielartigen Aberglauben zu vermindern, und die Schwarzkünstler zu vertreiben. Selbst die vagabonden Abiponer sind wenigstens theilweise davon abgegangen, und zur katholischen Religion übergetreten; sie haben ein stetigeres Leben angenommen, und angefangen die Erde zu bauen. Im Jahre 1762 waren 800 Abiponer getauft.

Dennoch sind ihnen stets noch viele lächerliche Gebräuche übrig. Unter mehreren führen wir hier davon folgendes an. Die Weiber der Abiponer gebären schwer. Die Ursache giebt man auf das frühe und stete Reiten; wodurch die untersten Theile des Beckens (besonders das Ende des coccygis) minder biegsam, minder nachgebend werden.

Sie selbst schreiben dies alles so wie andere Beschwerden auf die Rechnung der Zauberer, und suchen oftmals bei diesen Hülfe. Die treffliche Constitution dieser Frauen, und ein strenges Enthalten von allem Flei-

sche, läßt indeß selbst das schwerste Kindbette sehr bald vergessen. Nachdem sie gleich nach der Geburt sich und ihr Kind gebadet haben, gehen sie nach einer kurzen Ruhe sofort wieder an ihre häusliche Arbeiten, so wohl im Hause als im Felde, sogar bei rauher Witterung.

Ist nun dieses wichtige Geschäfte der Frau so bald und so glücklich beendigt, so hebt dagegen das des Mannes nun erst an. Kaum hat die Mutter das Kind geboren und ihr Lager verlassen, so wird dies von dem Ehemanne eingenommen. Er legt sich aber nicht blos nieder, sondern er wird auch wie ein wirklich Kranker mit Rohrdecken und Häuten gegen jedes Lüftchen zugedeckt; er fastet und enthält sich mehrere Tage verschiedener Speisen und anderer ihm angenehmer Gewohnheiten. Als ein Missionär in Gesellschaft eines spanischen Officiers einstens den Cazike der neuen Colonie von St. Jakob, einen übrigens sehr vernünftigen Mann, besuchten, grüßte sie der Indianer auf seinem Bette. Der Spanier bot ihm Schnupftobak an, den jener besonders liebte, und da dieser es als eine Beleidigung ansah, daß der Cazike ihn ausschlug, rief der Indier: „Weißt du denn nicht, daß meine Frau gestern mit „einen Sohn geboren hat; in was für Gefahr würde „mein Kind kommen, wenn ich durch den Reiz des Ta„baks niesete?“ Hierauf zog er sogleich alle Häute und

Decken wieder über sich her, aus Furcht, jede kühle Luft, die ihn anwehete, möchte dem Kinde schaden.

Dieser Wahnsinn geht so weit, daß der Vater wirklich für jede Unpäßlichkeit, die dem neugebornen Kinde zustößt, sich verantwortlich hält; stirbt es, so geben die Frauen ihn als den Mörder seines Kindes an, sie werfen dem Vater vor, er habe sich nicht gehörig gehalten; habe Wein getrunken, oder seinen Magen überladen, oder sich erhitzt.

Sonderbar genug fand sich dieser tolle Gebrauch nicht nur bei mehreren Völkern von Nordamerika vor, er war in älteren Zeiten auch in unserer Erdhälfte eingeführt. Diodor von Sicilien erwähnt seiner als unter den Corsen gebräuchlich, und Strabo bei der Beschreibung des damaligen Spaniens; und das, was man in Bearn, faire la Couvade nennet, stammt im Grunde ebenfalls hievon ab. Diese Thorheit hatte sich ebenfalls in Asien verbreitet; denn Marco Polo fand sie bei einigen tatarischen Stämmen. Vielleicht ist sie von dort aus in die neue Welt hinüber gegangen. Kurz, wir dürfen uns doch nicht so sehr mit unserer einheimischen Gescheutheit brüsten; unsere weniger kultivirten Vorfahren waren nicht viel weiser als die Abiponer oder Guaranier.

Ist dem Oberhaupte eines Stammes, einem Cazikken, ein Sohn geboren, dann hebt eine Feierlichkeit von Acht Tagen an. Am ersten eilet die ganze Schaar

der Mädchen mit Palmzweigen in der Hand zu der Cabane des Neugebornen; tanzt unter lautem Jubel darum umher, und klopft mit den Palmen an die Wände oder Decken. Dieses Anklopfen sehen sie als eine glückliche Deutung an, daß der Sohn dereinst ein großer Krieger werden werde. Gleich darauf läuft die stärkste Frau des Orts, von den Hüften bis auf die Waden mit einem Reifen oder Kranz großer Straußfedern umsteckt, in Gesellschaft der Mädchen in die Hütten, patscht mit einem ledernen Kolben alle Männer, die sie nur vorfindet, heraus, und die Mädchen empfangen sie mit den Palmzweigen auf ähnliche Art.

Wegen der Aehnlichkeit dieser so befiederten Frau mit einer Spinne, nennt man die Feierlichkeit selbst, die Spinne (dort Havali.)

Am folgenden Tage ringen die jungen Mädchen mit einander, so wie auch die Jünglinge, jedoch völlig von einander abgesondert. Der dritte Tag wird von beiden mit Tänzen hingebracht; aber am vierten tritt jene befiederte Spinne wieder auf, und fordert aus jeder Hütte die Weiber einzeln zum Kampfe auf, und ringt mit jeder von ihnen. Die Feierlichkeiten der übrigen Tage sind zum Theil Wiederholungen des Tanzens und Ringens, noch mehr aber Schmausereien und Trinkgelage der Männer unter abwechselnden Gesängen und Lärmen der Trommeln.

Aus diesen Freudenfesten bei der Geburt eines Sohnes der Caziken sollte man nicht ohne Grund vermuthen, daß die Nation der Abiponer nur erbliche Oberherren anerkenne; dies ist der Fall bei den Guaraniern, allein nur selten bei den Abiponern.

Zwar geben sie zu Zeiten dem Sohne die Stelle des Vaters, im Fall er ein vorzüglicher Krieger ist; allein oftmals wählen sie ihre Oberhäupter aus einer ganz andern Familie. Dennoch haben sie einen Adel, und halten selbst viel auf adliche Abkunft. Seit der Bekanntschaft mit den Spaniern tituliren sich ihre Vornehmen Capitan, und wissen sich viel auf diesen Titel. Selbst Frauen, ja alte, ganz verarmte Weiber, hört man mit vielem Stolze sagen: Aym Capita, ich bin von Adel. Dies ist aber desto sonderbarer, je weniger im Grunde dieser Adel, und selbst die Regenten in Ansehen stehen. Ihren Befehlen oder Entscheidungen bei Zwistigkeiten gehorcht das Volk nicht; es folgt aber wohl ihren Rathgebungen.

Die Caziken (bei den Guaraniern Abarubichá, bei den Abiponern Nalaræyràt) sind eigentlich nur zum Kriege oder zu Kriegs- und Streifzügen gewählte Anführer. Der tapferste Capitan, und der freigebigste hat daher die meisten Leute. Dies führt uns zu den Kriegen dieser Naturmenschen selbst.

Da diese Nationen die Spanier als unrechtmäßige Besitzer, als Usurpatoren, ihrer Länder ansehen, so

befinden sie sich fast beständig mit den Europäern im Kriege. Hievon sind indeß diejenigen ausgenommen, welche die Missionare in Pflanzstädte zusammen gebracht haben.

Diesen Grundsätzen gemäß besteht ihre Hauptfehde stets darin, die Städte oder die Kolonien zu überfallen; das Vieh zu rauben, die Pferde und Maulthiere wegzutreiben, die Einwohner zu ermorden oder gefangen mit sich fort zu führen.

So stark und rüstig gebauet aber auch der Abiponer ist, so ist er dennoch furchtsam; er unternimmt nie einen öffentlichen Zug. Fast alles wird, wo möglich, bei Nacht vorbereitet und geschieht in der Morgendämmerung, jedoch niemals ohne zuvor genau durch Kundschafter die Stärke des Feindes erforscht zu haben.

So wie bei den nördlichen Wilden wird auch hier ein Krieg, oder vielmehr ein Raubzug nur bei Gelagen, daher gewöhnlich im Rausche beschlossen. Pünktlich halten sie indeß alles, was sie bei ihrem Trinken zusagten. Sie kommen an dem festgesetzten Tage, den sie hauptsächlich nach dem Mondeslauf bestimmen, genau zusammen. Jeder Abiponer führt, um abwechseln zu können, drei Pferde mit sich, aber niemals Proviant oder Wasser. Der Ueberfluß des Wildes und der Vögel bietet ihnen aller Orten ihre Nahrung.

Eine Lanze von 5 bis 6 Ellen aus dem eisenharten Holze Neterge, sauber gerundet und an beiden Enden

ſcharf geſpitzt; ein faſt gerader Bogen von beinahe 6 Fuß mit einer ſtarken Sehne von Fuchsdärmen oder ſtarken Hanffäden, nebſt befiederten, aber niemals vergifteten, Pfeilen mit einer Spitze, bald von Eiſen, bald von Knochen, dies ſind ihre hauptſächlichen Waffen. Die Stärke des Bogens nöthigt Verſchiedene, ſich einer Art hölzerner Handſchuh zum Bogenſpannen zu bedienen. Um Vögel lebendig zu erhalten, bedienen ſie ſich ſolcher Pfeile, welche anſtatt der Spitze mit einer hölzernen Kugel verſehen ſind. Stehen zwiſchen ihnen und dem zu treffenden Gegner Zweige, ſo ſchießen ſie ihre Pfeile in einen Bogen. Auf ähnliche Weiſe ſetzen ſie hölzerne Gebäude in Brand, indem ſie die Spitze des Pfeiles mit brennender Baumwolle verſehen.

Verſchiedene der dortigen Völker bedienen ſich noch der Schleuder; andere hingegen führen weit gefährlichere Waffen. Sie beſtehen aus drei ſtarken runden Steinen, die in einer ledernen Schlinge feſt gemacht ſind. Mit eben ſo großer Geſchicklichkeit und Genauigkeit als Stärke, ſchleudern ſie dieſe gegen ihren Gegner, und zerſchmettern ihn hiemit den Kopf oder die Glieder; ja ſie tödten hiemit auf einen Wurf, einen ſtarken, wilden Ochſen. Auch die Spanier reiten hier ſelten ohne ein ſolches furchtbares Geſchoß am Pferde herabhangen zu laſſen; ſie nennen ſie las bolas.

Bevor ſie den Feind angreifen, ſtreichen ſie ihr Geſicht mit mehreren Farben an, ſetzen, um ſich ein noch

furchtbareres Ansehen zu geben, Kronen von Federn, ja ganze Hirschgeweihe auf; aus Erfahrung weiß man aber, daß gerade die Furchtsamsten sich am furchtbarsten ausstaffiren. Die Caziken tragen auch außer den Kriegszeiten eine rothe mit Metallstücken besetzte Kopfbinde.

Es ist kaum glaublich, wie sehr diese Wilden unser Feuergewehr fürchten. Oft haben wenige Spanier ganze Horden streifende Abiponer nur allein dadurch abgehalten, daß sie ruhig ihr Gewehr bald gegen den einen, bald gegen den andern richteten, ohne je zu feuern. Ja, der Missionär erwähnt eines Soldaten, dessen völlig unbrauchbare Flinte auf die Art die trefflichsten Dienste leistete. Haben sie aber einmal die Oberhand gewonnen, dann würgen und rauben sie in der ersten Wuth, was sich ihnen darbietet; skalpiren auch fast auf ähnliche Art wie die Nord-Amerikaner, und bringen die Kopfhäute in ihre Heimath. Dennoch führen sie viele Gefangene, besonders junge Leute, mit sich fort, behandeln sie aber nie wie die Huronen oder andere nordamerikanische Wilde; vielmehr begegnen sie ihnen gütig, nehmen sie gleichsam in ihre Familien auf; ja sie entziehen sich selbst manches, um ihren Gefangenen nichts abgehen zu lassen. Sonderbar genug klingt es, wenn der Herr dem Gefangenen auf folgende Art befiehlt sein Pferd zu satteln: Wenn du willst, oder wohl gar, erbarme dich über mich und

bringe mir mein Pferd. Dagegen behauptet Dobrizhofer, daß mehrere solcher Gefangenen durch diese gütige Behandlung, den Abiponern so sehr zugethan werden, daß sie bei ihren Streifzügen ihre eigene Landsleute, die Spanier, auf das heftigste angreifen und grausamer gegen sie wüthen, als die Indier selbst.

Die Siege werden durch große Trinkgelage gefeiert, wobei es nicht ganz ungewöhnlich ist, sie aus den Hirnschädeln der Erschlagenen ihren Meth oder den gegohrnen Saft vom Johannisbrodt, oder auch Maiz, trinken zu sehen.

Ist ein Cazike im Treffen gefallen, so trauren alle Männer durch Abschneiden des langen Haupthaars; die Weiber erheben ein Klagegeschrei, die Männer stellen aber ein Todtenmahl an, das in Trinken, Singen und Trommeln besteht. Es ist merkwürdig, daß man nie den Namen eines jüngst Verstorbenen nennen darf.

Die Abiponer wickeln ihre Leichen in eine Ochsenhaut, und begraben sie in den Wäldern. Bei den Gräbern der Feldherren erstechen sie einige Pferde, und stellen diese nebst verschiedenen Lanzen um das Grab; setzen auch, wie bei dem Grabe jedes andern Abiponers, einen Topf daneben. Alles dies ist aber eine Anspielung auf die Zukunft; im Fall nämlich der Verstorbene trinken, reiten oder jagen wollte.

Eine eben so sonderbare, als auch widrig scheinende Gewohnheit ist es, jedem Todten vor der Beerdigung,

Zunge und Herz auszuschneiden, beides zu kochen, und es von Hunden verzehren zu lassen.

Da die Abiponer annehmen, daß jede Todesart, selbst die durch Verwundung, von Zauberern bewirkt werde, so glauben sie dagegen durch diesen schenßlichen Gebrauch sich zu rächen, und den schnellen Tod des Zauberers zu bewirken.

Sind angesehene Männer, Heerführer, außerhalb Landes gefallen, so führen sie mit großem Pomp und Trauergesange ihre Gebeine, jedoch von allem Fleische entblößt, zu den Begräbnißstätten der Väter.

Die Nation der Mbäyas, (etwas nördlicher an dem Fluß Paraguay,) senkt ihre Todten in großen irdenen Gefäßen in der Stellung des ungebornen Kindes, in die Erde.

Dies sey genug von den Sitten dieser südlichen Amerikaner; jetzt noch kürzlich die dortigen Einrichtungen ihrer Feinde, der Spanier.

b. Der Fremde; der dort Angesiedelte.

Kaum wär' es nothwendig, über die in Paraguay und Tucuman angesiedelten Europäer etwas zu sagen, da diese Länder mit Peru auf ähnlichem Fuß eingerichtet sind. Indeß findet sich, oder vielmehr es fand sich vormals bis 1768 hier eine Anordnung, wodurch sie sich bedeutend von den übrigen Colonien der Spa-

nter in Süd-Amerika auszeichneten. Und diese Einrichtung hat so bedeutend auf das Land selbst gewirkt, daß sie wenigstens einer besondern Erwähnung werth ist.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten (seit 1580) hatte die Gesellschaft der Jesuiten sich dieses Landes vorzugsweise zu ihren Missionen gewählt. Sie hatten dort eine große Anzahl Missionen oder Flecken angebauet, worin die Getauften, oder wenigstens von ihnen unterrichteten, Indianer wohnten. Diese Ortschaften waren oft wichtiger als die Städte der Stadthalter. Sie erstreckten sich über die Gouvernements von la Plata, Tucuman und dem eigentlichen Paraguay. Nur allein dieses letzte Land hatte im Jahre 1762 dreißig Missionen oder Colonial-Flecken der Jesuiten, worin 141252 Menschen, Guaranier, lebten; und diese Provinz hieß deßhalb ehemals vorzugsweise das Land der Missionen, (Terra Missionum, die Doctrinas.)

Unstreitig war es die auffallende Wirkung, die die Lehre und Behandlungsmethode der Jesuiten auf die rohen Nationen hervorbrachte, wodurch die Spanische Regierung veranlaßt wurde, diesen Vätern so große Vorrechte dort einzuräumen. Jede Mission hatte, wie die Ortschaften im Mutterlande, ihren Gouvernador, ihren Regidoren und Alcalden. Der Gouvernador ward von den Indianern selbst gewählt, aber von

dem Pfarrer (Jesuiten) bestätigt. Diese Wahlen geschehen mit vielen Feierlichkeiten in den Kirchen. So wurden auch die Unterbedienten dort von den Indiern gewählt, allein alle diese durften ohne Zuziehung und Billigung des Pfarrers keine Vergehen bestrafen. Große Verbrechen, z. B. Morde, kamen, was merkwürdig genug ist, fast gar nicht vor; und es ist unleugbar, daß die Behandlung der Indier durch die Jesuiten hieran einen so löblichen Antheil hatte. Sie behandelten diese rohe Menschen mit vieler Sanftmuth; sie brachten ihnen, nachdem sie die dortigen schweren Sprachen erlernt hatten, Menschlichkeit und selbst einen hohen Grad von Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit bei. Die meisten Vergehungen wurden durch Gefängniß oder Fasten bestraft, und es war ein äußerst seltener Fall, daß man körperliche Strafe, nämlich einige Peitschenhiebe, nothwendig fand. Der Geistliche hielt stets vor der Bestrafung eine Rede voll Sanftmuth, wodurch der Verbrecher sich von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Strafe selbst überzeugt fühlte. Daher küßten ihnen die Indier sogar nach der Bestrafung noch die Hände, daß man sie so schonend behandelt habe. Von diesen Strafen waren aber selbst jene Alkalden, Corregidoren, nicht ausgenommen. Sie zeichneten sich von den übrigen Indiern nur durch bessere Kleidung aus, womit sie die Väter beim Antritt ihres Amtes beschenkt hatten.

In allen Ortschaften waren Schulen, worin die Knaben Lesen und Schreiben lernten. Sie erhielten Unterricht in der Mahlerei und in der Musik; lernten auch Latein; in beiden brachten sie es oftmals ziemlich weit. Ebenfalls sahe man dort Werkstätte für viele Handwerker, z. B. für Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Tuchmacher, Bildschnitzer, Silberschmiede u. dergl. Diese arbeiteten täglich unter der Aufsicht eines Coadjutors, und die schönen Kirchen, die Altäre, die Orgeln nebst allen Verzierungen, sind die Werke der aus diesen Anstalten hervorgegangenen Indier.

Unter der Aufsicht der beiden Geistlichen, (denn jede Ortschaft hatte einen Pfarrer und einen Vicar) baueten die Indianer das Land; sie baueten Waizen, Reis, Maiz, Baumwolle, etwas Zucker und Indigo, viel Tabak und besonders den Paraguay-Thee. Einige Pfarrer pflanzten gleichfalls in ihren Gärten Nopalen (Cactus Opuntia) besetzten sie mit Cochenillenwürmern, und zogen daraus eine beträchtliche Quantität dieses schönen Produkts. Das andere Geschlecht lernte nähen, stricken, und spann die ihm wöchentlich zugetheilte Baumwolle.

Die Jesuiten fingen ihren Tag schon Morgens um 5 Uhr an; hielten, nachdem sie eine Stunde mit ihrer Privatandacht zugebracht hatten, die Messe und arbeiteten sodann mit den Corregidoren, um sich von allem

Vorgegangenen zu unterrichten, besuchten sodann die Schulen und Werkstätten.

Das Volk gieng um 8 Uhr an seine Arbeit und die Corregidoren hielten hiebei genaue Aufsicht. Um 5½ Uhr Nachmittags kam es zusammen zum Gebet, küßte den Vätern kindlich die Hände, und erhielt dagegen von ihnen eine Unze Paraguay-Thee und 4 Pfund Rindfleisch, für jede Familie von 8 Menschen. Der Sonntag blieb für den Gottesdienst und für Volksvergnügungen.

Die Indier hatten in so weit kein Privateigenthum. Auch bedurften sie dessen nicht, denn sie erhielten alle Nothwendigkeiten des Lebens, und selbst ihre Häuser waren gut eingerichtet und mit Hausrath wohl versehen. Das Ganze machte hier eine große Familie, wovon die Jesuiten die Vorsteher oder die Väter waren.

Auch fanden sich eigene Häuser, Beateria, worin Arme und Abgelebte, so wie auch schlechte Weibespersonen versorgt wurden. Das Volk mußte für diese Häuser eigene Aecker, Gemeinde-Aecker, bearbeiten.

In besondern Magazinen bewahrten die Väter Musketen und andere Waffen, Pulver und Blei. Sie übten zuweilen ihre Zöglinge militärisch, um sie in der Noth gegen die wilden Nationen, die sie überfielen, aufführen zu können. Ferner waren bedeutende Waarenlager, vorzüglich von europäischen Eisenwaaren, von Glas und andern häuslichen Bedürfnissen, so wie von

Rosenkränzen, Heiligenbildern und andern zum Kirchendienst nothwendig geglaubten Sachen. Der Wein ward besonders aus Chili gezogen; doch giebt es auch hin und wieder, z. B. bei Cordova, Rioja in Tucuman einigen Weinbau.

Die Jesuiten hatten nun den wichtigen Handel mit dem Paraguay-Thee, von weit über einer Million Thalern in Händen, so wie den Handel mit den viel 100tausend Ochsenhäuten (die ganze Summe des dort lebenden Hornviehs wird über 2 Millionen geschätzt); ferner standen ihnen 150 tausend Maulthiere und Pferde, so wie auch die Baumwolle zum Umsatz zu Gebote. Man rechnete, daß aus jeder Missions-Ortschaft 2000 Arroben (zu 25 Pfund) jährlich ausgeführt wurden.

Dies war der wahre Zustand des sogenannten Reichs der Jesuiten.

Und was hatten denn nun diese Männer hier in Paraguay verschuldet, um plötzlich im Jahre 1767, wie Verbrecher im ganzen Lande eingezogen und nach Spanien gefänglich geführt zu werden? Selbst zugegeben, daß ihre Gesellschaft sich bereicherte.

Hatten sie jemals ihre Zöglinge, die Indier, zum Abwerfen des spanischen Jochs, zum Aufruhr angefeuert?

Im Gegentheil, als im Jahre 1757 ein Theil dieser ruhigen Menschen auf Befehl des Königs von den linken Ufern des Uraguay an die Portugiesen abgetre-

ten, an die Seite von Brasilien wandern sollte, da erhoben die Kolonisten einen Aufstand, weil sie ihre ruhige Lage, ihre gutgebaueten Ortschaften, und die spanische Oberherrschaft nicht verlassen wollten, um neue Länder bei den Portugiesen urbar zu machen. Der Aufruhr ward mit den Waffen in der Hand durch die Spanier gestillt, und man irrete sehr, hiebei Jesuiten als Anführer zu finden. Diese Väter waren ruhig bei ihren Ortschaften und Geschäften verblieben.

Ebenfalls ist es bestimmt wahr, daß die von den Jesuiten bewafneten Guaranier gegen die wilden Völkerschaften, da sie die spanischen Etablissements anfielen, mit vielem Eifer gefochten; ja oftmals verdankten diese Etablissements diesen Zöglingen der Jesuiten ihre Rettung.

Dies waren mithin klare Beweise von der Vorliebe der Indier für ihre Verfassung unter den Jesuiten. Auch Bougainvillens Einwurf, daß mehrere Guaranier dem Gouverneur de Viana (er hatte den Auftrag, die Missionen und die Jesuiten selbst aufzuheben) gerne gefolgt wären, beweist nichts weiter, als daß indolente Menschen leicht einer Neuerung Gehör geben; allein gegen die ältern Einrichtungen beweist es durchaus nichts. Der gewöhnliche Mensch wirft sich auf die Seite, wohin er nur irgend die Obergewalt sich neigen sieht.

Man macht es den Jesuiten zum Vorwurf, daß sie Jedermann, selbst den Spaniern, den Eintritt zum Innern ihrer Missionen verwehrten. Um diese Maasregeln zu vertheidigen, behaupteten sie, es sey nothwendig, die übrigen Europäer von ihren Missionen entfernt zu halten, weil diese, gewöhnlich Menschen von schlechten Sitten, nur die dortigen christlichen Indianer in höchst unmoralische Menschen verwandeln würden, ein Fall, der durch die dort garnisonirenden Spanier wirklich oftmals eintrat. Besonders rügt ihr großer Feind, der Hr. v. Paw, dies Benehmen nicht blos als eine Unverschämtheit, sondern fast als ein Majestätsverbrechen gegen die spanische Regierung. Freilich hätten die sonst geschenten Jesuiten klüger gethan, den 1731 von la Plata (Chuquisaca), dort zur Untersuchung der Missionen hingesandten Antequera besser aufzunehmen, oder wenn sie ihm auch diese Untersuchung, unter dem Vorwande einer illegalen Sendung, verweigern wollten, dennoch alles bei dem Vicekönig von Peru anzuwenden, daß er nicht für dieses Unternehmen zum Tode verdammt würde. Hiedurch erregten die Jesuiten offenbar großen Verdacht gegen sich, und selbst bei völliger Schuldlosigkeit schienen sie stets rachsüchtig.

Allein im übrigen scheint es durchaus ungegründet, daß das ganze sogenannte Reich der Jesuiten so schädlich, und wie ihre Feinde sagen, so schändlich ge-

wesen sey; wenigstens haben niemals ihre Gegner gültige Beweise hievon bekannt gemacht.

Als man die Jesuiten 1768 aufhob, und 130 Oberhäupter dieser Guaranier, um ihre wahre Lage genau zu wissen, zu dem General Bukarelly führte, als man ihnen verdollmetschte, sie wären nun von dem Joche der Jesuiten befreiet, sie sollten wirkliches Eigenthum erhalten, zeigten sie nur Bestürzung, aber fast gar keine Freude. (Bougainville.) Diese indolenten Menschen waren es schon zufrieden, daß bis dahin für ihren Unterhalt und ihre Haushaltung, ohne ihr eigenes Nachdenken, gesorgt worden war. Wären sie wirklich so sklavisch, so tyrannisch behandelt, als die Feinde der Missionare es behaupteten, dann hätten sie doch dieses Joch unstreitig mit Freuden abgeworfen.

Sieht man daher die Sache mit unpartheiischen Augen an, so kann man sogar gegen diesen Orden in Europa eingenommen seyn, ja man könnte zugeben, daß Bereicherung des Ordens ein Hauptgegenstand der Missionen gewesen sey, ohne deshalb ihre Verdienste um die Menschheit in jenen wilden Landen zu verkennen. Es gehört wahrlich ein hoher Grad von Beharrlichkeit und Selbstaufopferung dazu, Nationen von starken, rohen Menschen, die uns als Usurpatoren hassen, die selbst unter sich stets in blutiger Fehde leben und sich oft mit dem Fleische ihrer Feinde ernähren, die an ein herumschweifendes, oder völlig indolentes Leben gewöhnt sind,

die weder Religion haben noch zu haben wünschen, und dabei äußerst schwer zu erlernende Sprachen reden, solche Menschen, in ruhige Landbauer und nützliche Mitglieder der Societät umzubilden, und ihnen einige Grade der Kultur beizubringen.

Auch selbst Spanien, ja ganz Europa, hatte durch die Benutzung jener ungeheuern Wüsteneien gewonnen. Alle dorthin gehende Waaren wurden nämlich von der Gesellschaft gegen nützliche, dort erzielte Produkte eingetauscht oder damit bezahlt. Ihre Etablissements wurden gesichert und nahmen an Volksmenge zu.

Zuletzt noch etwas über einige der wichtigsten Ortschaften. Assumption, die Hauptstadt vom eigentlichen Paraguay (25° 8′ s. Br. und 319° 41′ L.) an dem Flusse Paraguay gelegen, hat einen guten Ankerplatz, wodurch der Handel sehr erleichtert wird. Uebrigens ist die Stadt schlecht gebauet, hat krumme Gassen und etwa 500 Menschen, Spanier, Neger und Mulatten. Dennoch war hier ein Collegium der Jesuiten für Theologie, Grammatik und Philosophie.

Die meisten Spanier leben außerhalb der Stadt auf großen, viehreichen Meiereien. Assumption treibt einen Speditionshandel von Buenos Ayres nach Potosi; daher sind viele Einwohner vermögend.

In Tucuman (eigentlich Tucman) sind die beiden Städte Cordova und Salta die wichtigsten; die Stadt

Tucuman selbst ist nur unbedeutend. Cordova zählt hingegen 1500 Spanier und 4000 Schwarze. Die Stadt ist nicht schlecht gebauet, die Cathedralkirche, so wie das ehemalige Jesuiter Collegium, sind groß und schön. Hier ist eine akademische Lehranstalt.

Die übrigen Städte dieser Provinz, selbst Salta, obgleich der Sitz eines Gouvernements, sind nicht von Bedeutung.

Das große Gouvernement Tucuman könnte durch gute Benutzung sehr bedeutend werden. Die Felder sind mit natürlichem Salpeter belegt; auch wächst hier in meilenweiten Erstreckungen das Kali zur Soda; die Wälder liefern in großer Menge das treffliche Johannisbrodt, die Flüsse haben daneben einen Ueberfluß schmackhafter Fische.

So zieht hier z. B. in dem Rio dolce periodisch eine so ungeheure Menge Fische, bei den Spaniern Zabalos genannt, den Strom hinab, daß man sie nicht mit Netzen fängt, sondern mit Händen greifet. Dann wird weiter keine andere Speise von den Indiern genossen, ja die ganze Stadt St. Jakob nimmt davon einen widrigen Fischgeruch an.

Ein ähnliches Phänomen zeigt sich gleichfalls, jedoch nur selten, in Paraguay.

Bei weitem die wichtigste Stadt dieser vaſten Regionen iſt aber in jeder Hinſicht Buenos Ayres. Sancio del Campo, ein Officier der Flotte des Mendoza, empfand, als er 1535 in die Gegend der jetzigen Stadt kam, eine beſondere angenehme Luft. Er rief: Que buenos ayres son estos! Daher verblieb ihr nachmals der Name. Doch iſt die Luft dort feucht. Sie liegt (34° 35′ ſ. Br. und 60° 5′ w. L. von Paris) unweit der Mündung jenes Rieſenſtuſſes la Plata, und verdient einen der erſten Plätze unter den Commerzialſtädten in Rückſicht des Spaniſchen Waaren- und des Portugieſiſchen Schleichhandels.

Die Vertheidigung der Stadt, die Feſtung, iſt am Fluſſe gelegen, aber nicht vorzüglich. Sie enthält die Regierung; unter ihr ſtehen gleichfalls die 30 Ortſchaften der Guaranier. Die Bevölkerung der Stadt ſoll ſich nach Bougainville nur auf einige zwanzig tauſend Weiße, Neger und Mulatten belaufen. Dobrizhofer rechnet 40000 Einwohner und 3000 gut gebauete, aber doch niedrige Häuſer. Die Kirchen ſind groß und ſchön.

Hier findet man auch eine Akademie, eine Lehranſtalt für die Mathematik und Baukunſt, eine Societät zur Aufnahme des Ackerbaues.

Von Städten oder vielmehr bedeutenden Ortſchaften finden ſich in dieſem Gouvernement noch St. Fe

(29° 46′ s. Br.), Corrientes (27° 43′ s. Br.) und Montevideo. Die erste, die vorzüglichste ist unweit des Rio Salado gelegen, hat beträchtlichen Handel, besonders mit Paraguay-Thee. Corrientes, in der Gabel des Paraná und des Paraguay, ist zwar noch unansehnlicher als die erste, allein ihre Lage bietet ihr den trefflichsten Handel für Thee und Brennholz aus den großen Waldungen der Montevideo, dreißig Stunden über der östlichen Mündung des la Plata, ist besonders wegen seines Hafens schätzbar, hat eine Festung und einen eigenen Gouverneur. Sie ist nur erst zu Anfange des letzten Jahrhunderts erbauet.

Dies wäre etwa summarisch das wichtigste, was uns von einem Ländergebiet bekannt ist, das am Umfange Deutschland, Frankreich, die brittischen Inseln, Holland, Italien und Ungarn zusammengenommen übertrifft, unter dem schönsten Himmel gelegen und von erstaunlichen Flüssen bewässert ist.

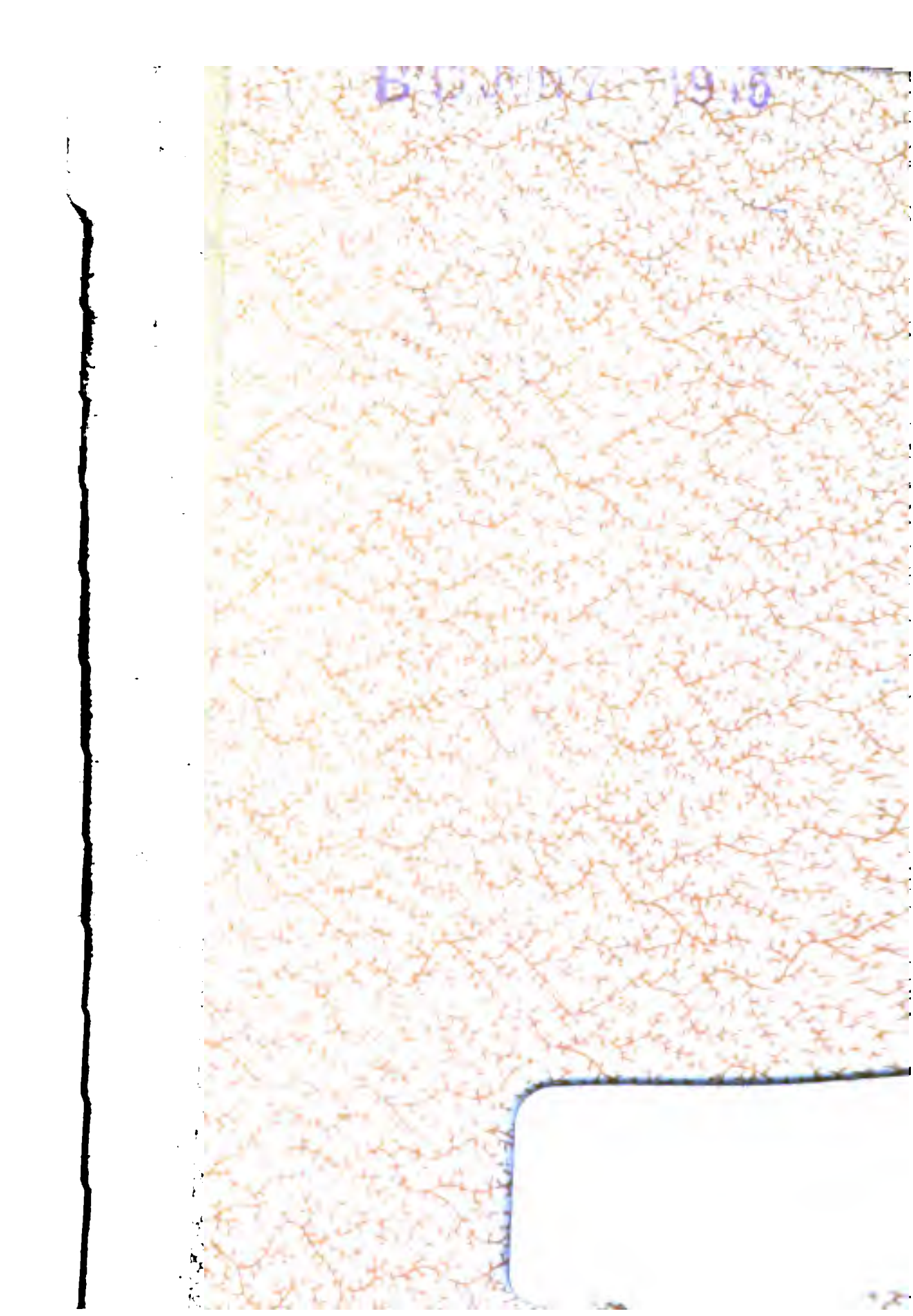
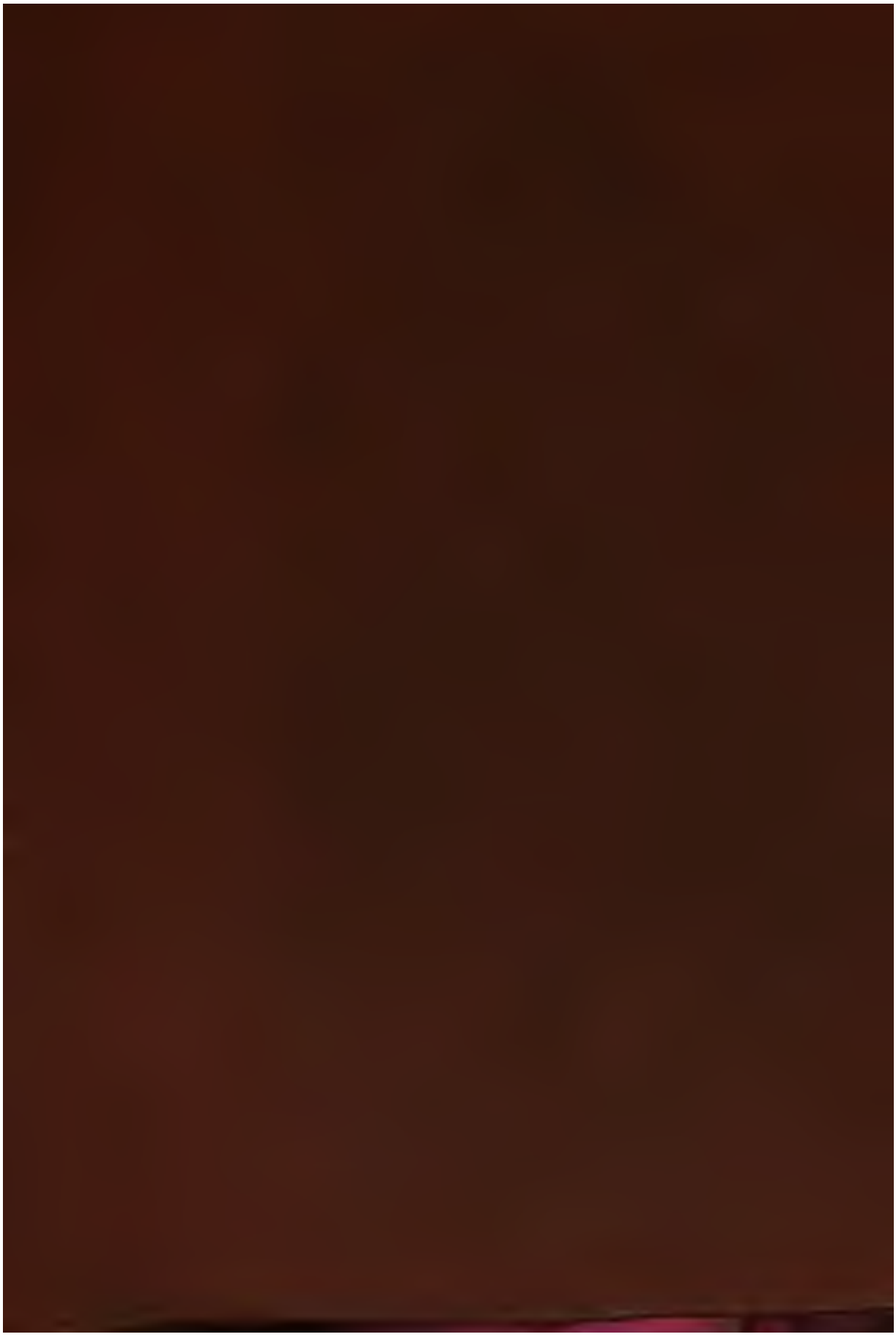
Man lasse jetzt entweder dort den Spanier einen raschen Weg zur Verbreitung der Kultur gehen, wie dies in Mexico und Peru bereits geschieht, oder man denke sich diese Länder, so nur einen bedeutenden Theil derselben, gar in den Händen einer thätigern Nation, z. B. der Britten, was für ein Schauplatz der Wirksamkeit des Menschen!

Mögen dann viel tausend Quadratmeilen der Steppen, die jetzt nur der Ochse, das Pferd und der Hund benützen, die nur von einzelnen Horden wilder Reuter pausenweise besucht werden, in Ackerland, in Städte und Dorfschaften sich umwandeln; es bleiben noch eben so viele tausend übrig, die da stets jenen unzählbaren Heerden den üppigsten Wiesewachs zur Nahrung darbieten.

Die ungeheuren Ströme auf hundert und mehr Meilen, wenigstens für Frachtschiffe fahrbar, bringen alle jene bereits jetzt im Großen gewonnenen Produkte des Pflanzen- und des Thierreichs zum Meere; und die unzählbaren Farbehölzer und Medizinalkräuter, die trefflichen Gewürzarten, die starken und schönen Holzarten zum Schiffbau und zu der Tischlerarbeit, die vielen Harze, alle die Produkte, wovon die Pflanzen selbst bis jetzt nicht einmal durch einen bestimmten Namen bekannt sind, gewähren der Gesundheit, den Künsten, dem Handel und der gesammten Kultur eine neue, stets währende Erndte.

Endlich gewinnt dann unläugbar der jetzt in Unsicherheit lebende und mitten in der reichsten Natur oft verschmachtende Wilde. Unterricht und Humanität ziehen ihn aus seinen feuchten Waldungen hervor, vereinigen ihn in große Gesellschaften. Er verzehrt nicht mehr seines Gleichen; er ermordet nicht mehr seine

eigene Frucht, er brennt nicht mehr die Hütte des Landmanns, die grossen Meiereien nieder; er verwüstet nicht mehr die Städte der Europäer; er jagt nicht mehr meilenweit umher, um seine Nahrung zu suchen oder seine Mitmenschen nächtlich zu überfallen; kurz, seine traurige, furchtbare Unstätigkeit hört auf, er wird ein ruhiger, besserer, glücklicherer Mensch.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building